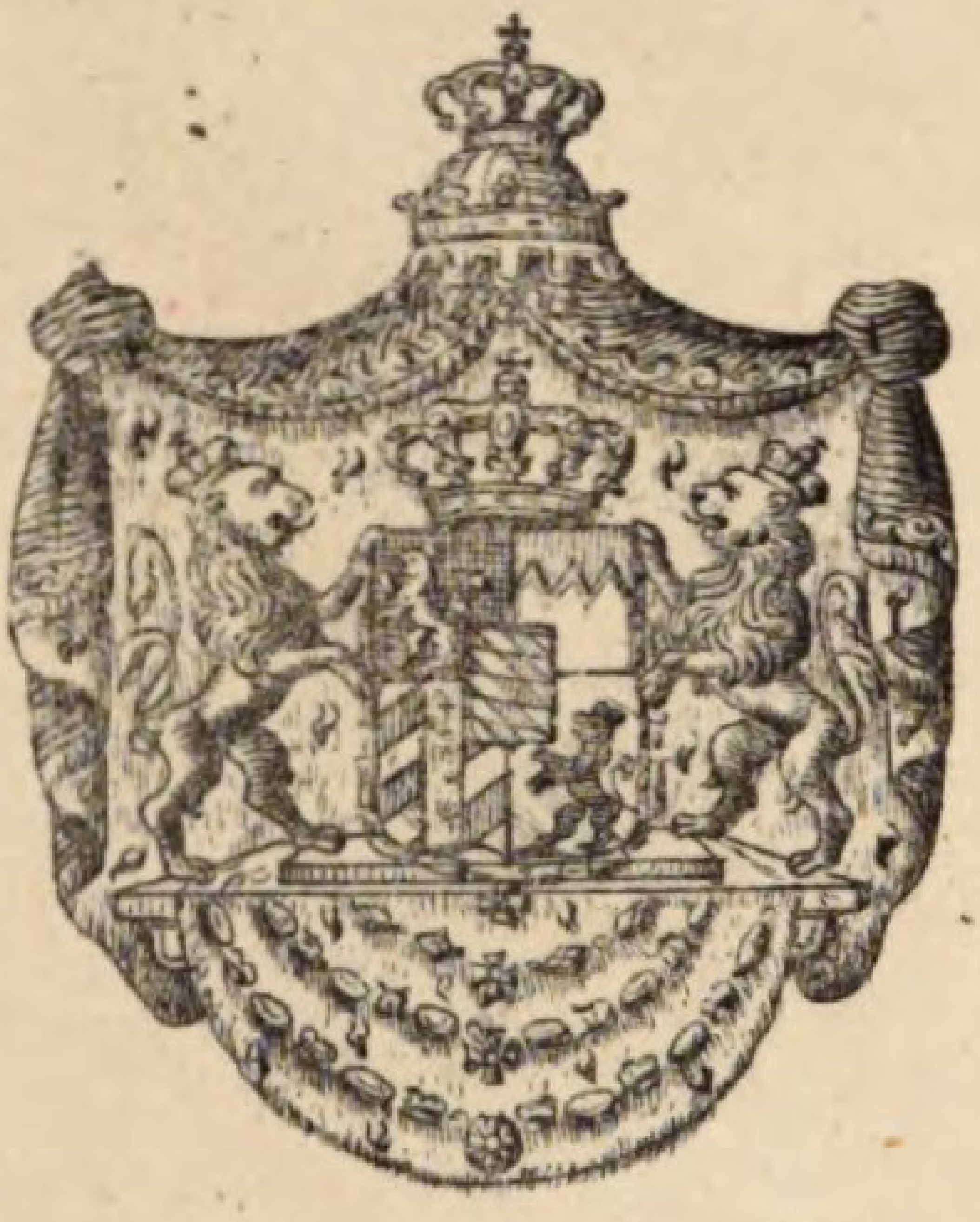
Brit. 540 Pa
(1



BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

<36622507310017 S

<36622507310017

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

C. D. Voß

hiſtoriſche Gemählde.

Erſter Verſuch.

Leipzig,
in der Weidmannſchen Buchhandlung,
1792.

49. D

Heinrich der achte, König von England, und ſeine Familie.

Ein hiſtoriſches Gemählde aus dem ſechzehnten Jahrhundert, verſucht

von

C. D. Voß.

Das Herz macht groß und klein.

Hagedorn.

Erſter Theil.

Leipzig, in der Weidmannſchen Buchhandlung, 1792.

Brit. 540 fa / 1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

73 Pa

Vorrede.

Die Abſicht dieſes Werks iſt, eine Reihe merkwürdiger und intereſſanter Karaktere und Situationen, aus der neuen Geſchichte, aufzuſtellen. Es führet den Titel: Hiſtoriſche Gemählde, zum Unterſchiede von hiſtoriſchen Unterſuchungen, oder andern eigentlich hiſtoriſchen Werken, deren Zweck allein auf die Bereicherung oder Verbreitung dieſer Wiſſenſchaft eingeſchränkt iſt.

Zu einem hiſtoriſchen Gemählde liefert die Geſchichte den Stoff, auch für die Details deſſelben; die Bearbeitung bleibt dem Künſtler. Die Kunſt iſt

alſo hier Gehülfin, — untergeordnete Gefährtin der Geſchichte. Das hiſtoriſche Gemählde verhält ſich vielleicht zur hiſtoriſchen Erzählung, wie eine freie Bearbeitung in einer fremden Sprache zur Originalſchrift. —

In näherer Anwendung auf dieß, mit dieſem Theile angefangene Werk wird der Kenner hoffentlich, ſelbſt in den kleinſten Details der Fakten, eine genaue Benutzung der Herberts, Burnets, Hume's, Rapins, des brittiſchen Plutarchs und der beſten neuern Geſchichtſchreiber nicht vermiſſen; — aber er wird auch hin und wieder (wo es dem Verfaſſer für die zu haltende Einheit des Karakters oder beſſere Rundung des Ganzen nöthig ſchien) eigenmächtige Abweichungen in der Anordnung der Fakten, ſo wie dichteriſche Ausführungen und philoſophiſche Entwicklun-

gen wahrnehmen, die dieß Werk vielleicht aus dem Felde hiſtoriſcher Werke exiliren dürften.

Wo es auch ſeinen Platz erhalte, ſo wird dieß dem Verfaſſer ziemlich gleichgültig ſein, wenn es nur einigermaſſen geſchickt iſt, folgende Abſicht zu erreichen, auf welche ſtets hingearbeitet zu haben er ſich wenigſtens bewuſt iſt.

Erſtlich hofft der Verfaſſer, das dieß Werk an die Stelle, auch guter Romane treten und, ohne die Fehler derſelben zu haben, ihre guten und angenehmen Eigenſchaften erreichen, — Menſchenkenntniß und edle Unterhaltung eben ſo gut, vielleicht noch ſicherer und allgemeiner bewirken möge, ohne durch zu willkührliche und idealiſche Kompoſitionen den oft gerügten Schaden derſelben zu veranlaſſen.

Indem der Verfaſſer aus der Geſchichte eine Quelle angenehmer Unterhaltung herzuleiten bemüht iſt, hofft er auch da Aufmerkſamkeit für ſie zu erregen, wo man ſich bisher wenig oder gar nicht um ſie bekümmerte, und ſchon ſelbſt mit dem Intereſſanteſten aus derſelben bekannt zu machen.

Ferner macht zwar der Verfaſſer nicht direkte Anſprüche auf die Aufmerkſamkeit der Hiſtoriker von Profeſſion, weil er ſich gern beſcheidet, daß er ſie nichts Neues lehren könne — Allein da er ſich doch bewuſt iſt, daß er nichts, als nach ſorgfältiger Unterſuchung und reiflich vorher erwognem eigenen Urtheile niederſchrieb; ſo kann er ſich doch des Gedankens nicht ganz erwehren, daß dieſer oder jener Karakter in einem Lichte erſcheine, dieſe oder jene Begebenheit in

eine Verbindung gebracht ſei, woran man bisher nicht gewöhnt war, und die zu einer nähern Prüfung vielleicht Veranlaſſung geben könne. — Iſt aber auch dieß nur eine Täuſchung der Eitelkeit auf Seiten des Verfaſſers, ſo hofft er doch wenigſtens, daß ſich der Hiſtoriker an ſeinem Werklein nicht ärgern werde, weil es denn doch für die Geſchichte — wenigſtens unſchädlich ſein wird.

Deſto ſicherer glaubt er aber, wie es ihm ſcheint, ohne Anmaſſung darauf rechnen zu dürfen, daß er dem Pſychologen und dem Dichter nicht ganz gleichgültig bleiben und beiden einen brauchbaren Stoff für ihre Wiſſenſchaft und Kunſt zu liefern glücklich genug ſein; daß er die Aufmerkſamkeit eines jeden Weltbürgers, beſonders in den höhern und mittlern Ständen, verdienen werde; weil ſein Bemühen dahin geht,

ausführliche, zuverläſſige und intereſſante Gemählde der groſſen Welt aufzuſtellen, denen es, wenn ſie gelingen, an Unterhaltung und Belehrung über Weltkenntniß und Lebensgenuß nicht fehlen kann.

Endlich möchte er ſich gern mit der Hoffnung ſchmeicheln dürfen, daß dieß Werk auch einem oder dem andern von den künftigen Regenten ſeines Vaterlandes in die Hände gerathen könne, der einen Wink darin fände, daß wohl ſchwerlich das Mittel, wodurch man izt hin und wieder (wie verlauten will) Fürſten-Anſehn und Fürſten-Rechte zu ſichern bemüht iſt — nämlich Einſchränkung der Denk-, Rede- und Preßfreiheit — der Abſicht Genüge thun könne; da die Geſchichte ſo laut und unverhinderlich predigt: „nicht Erbrecht, nicht Geburt, das Herz „macht groß und klein!“ — daß eine

möglichſte Ausbildung und Veredlung ſei-
ner ſelbſt für Welt und Nachwelt ein ewi-
ges und unverletzliches Dokument ſei und
bleibe, für Achtung und Verehrung der
Perſon und ihrer Rechte, und daß perſön-
liche Liebe und Verehrung folgſamer und
unterwürfiger mache, als die mächtigſten
Heere und die ſchlaueſten und argliſtigſten
Künſte.

Ob dieſe, allerdings ausgedehnten Ab-
ſichten dem Verfaſſer gelingen werden,
das hängt freilich, — wie Niemand mehr
als er ſelbſt fühlen kann, — von der
Wahl der Süjets und der Art der Bear-
beitung ab, die ſich nur durch ſich ſelbſt
rechtfertigen und empfehlen kann. Er
rechnet übrigens, wenn ſeine Wünſche ſei-
ne Selbſterkenntniß nicht irre führen, auf
das Urtheil, daß er bei fortgeſetztem Stre-
ben hoffen dürfe, es werde ihm nicht

ganz mislingen. In dieſem Falle würde ihm doch erlaubt ſein, das in magnis voluiſſe ſat eſt, zu ſeinem Sprüchlein zu machen — Daß man ihn mit den gewöhnlichen Ritterromanſchreibern unſrer Tage ohne weiteres zuſammenſtellen und abfertigen werde, darf er überhaupt wohl nicht, — von ſtrengen kritiſchen Beurtheilern aber am wenigſten befürchten.

C. D. Voß.

Halle, Königl. Päd.

im April 1792.

Durch

Durch lange und anhaltende Mühſeligkeiten hatte endlich Heinrich der Siebente einen geſicherten Thron und einen befeſtigten Frieden errungen. Allein ſein Leben war im Sinken und die feindſeligſten aller Leidenſchaften, Habſucht und Argwohn, hatten ihn jedes ruhigen Genuſſes unfähig gemacht. Sie waren Urſach, daß er ſelbſt in dem Zirkel ſeiner Häuslichkeit, in den engſten Verbindungen des Bluts, nur Veranlaſſungen zu neuen Unruhen und Beſorgniſſen fand.

Arthur, Prinz von Wales, war der älteſte von den beiden noch übrigen Söhnen Heinrichs; ein Jüngling von ſanfter, biegſamer Gemüthsart, vor wenig Monathen in ſeinem sechzehnten Jahre mit Catharina von Arragonien verheirathet. Dieſe Verbindung war ſowohl wegen des wichtigen Bündniſſes mit ihrem Vater, als auch wegen des ſehr beträchtlichen Brautſchazzes ein Gegenſtand langer Spekulationen geweſen, die Vollendung derſelben

alſo auch von Heinrich für ein vorzügliches Glück gehalten.

Kaum war dieß Glück zur Wirklichkeit gediehen, als Arthur ſtarb. — Die Liebe ſeiner Gattin ſah in ihm die ſchönſten Freuden — die Verehrung ſeines Volkes die reizendſten Hofnungen mit thränenvollen Blicken zu Grabe gehn; — indem Heinrich nur die Verlegenheit empfand, entweder den ſchon halb bezahlten Brautſchatz wieder herausgeben, oder Katharinen einen Theil des Herzogthums Wales abtreten zu müſſen. Die Verlegenheit wurde dadurch erhöht, daß mit dem zerriſſenen Ehebande Katharinens auch die politiſche Verbindung mit Ferdinand von Arragonien wahrſcheinlich aufgelöſt werden dürfte.

In Spekulationen dieſer Art geübt, fand Heinrich indeſſen bald einen Ausweg. Wenn Katharina wieder aufs Neue ſeiner Familie einverleibt würde; ſo mußten jene Anſprüche wegfallen, und das Bündniß ſich von ſelbſt wieder zuſammen ziehen. Die Gelegenheit hiezu fand ſich in der Perſon ſeines zweiten Sohnes Heinrich.

Zwar ſtand dieſer Verbindung, nach dem kirchlichen Geſezze, ein verbotener Grad der Verwandtſchaft entgegen, und es bedurfte der Ein-

willigung Ferdinands. Allein der erſten Schwierigkeit konnte eine päpſtliche Diſpenſation abhelfen, und Ferdinanden blieb dann kein Vorwand, dem zweiten Sohne die Tochter zu verſagen, die dem erſten ſchon angehört hatte. — Ueberdem war Katharina in Heinrichs Gewalt, und Vortheile dieſer Art entgiengen dieſem ſchlauen Politiker niemals unbenutzt.

Die Sache fand überall keine Schwierigkeiten, auſſer da, wo ſie Heinrich gar nicht erwartet hatte — bei ſeinem Sohne, einem Jünglinge von zwölf Jahren. Vielleicht hatte die verſtändige, ſechs Jahr ältere, Katharine dem unbändigen Heinrich einmahl eine Ungezogenheit verwieſen, oder eine Ermahnung gegeben, von der widrige Eindrücke in ſeinem reizbaren Gefühle zurückgeblieben waren — Er widerſezte ſich geradezu dem Willen ſeines Vaters und alles Zureden — ſelbſt die härteſten Drohungen blieben bei jedem Verſuche, ſeine freiwillige Zuſtimmung zu erhalten, ohne Wirkung.

Indeſſen langte die Diſpenſation des Papſtes an, und die Verlobung wurde vollzogen, während der Prinz mit aller Heftigkeit ſeiner ſtörriſchen und leidenſchaftlichen Gemüthsart ſchwur: er wer-

de nie erfüllen, was er gezwungen habe verſprechen müſſen! Er gerieth allemahl in den heftigſten Zorn, ſo oft er an ſein Verhältniß erinnert wurde, und begieng tauſend Ungezogenheiten gegen ſeine Verlobte, um ihr ſeinen Widerwillen und ſeine Verachtung zu erkennen zu geben.

So wenig ein anderer Vater auf dieſen kindiſchen Eigenſinn geachtet haben würde; ſo ernſtliche und beunruhigende Eindrükke machte er auf das Gemüthe Heinrichs. Seine ſtets geſchäftige Phantaſie ſtellte ihm die Folgen dieſes beharrlichen und kühnen Widerſtandes unaufhörlich unter den ſchreckendſten Geſtalten vor Augen. Mit dieſem verbanden ſich Gewiſſenszweifel und machten ihm Vorwürfe wegen des Verſtoſſens gegen die kirchlichen Geſetze und der Art, wie er die päpſtliche Diſpenſation erhalten hatte, und ſo war ſeine Ruhe eben dadurch gänzlich zu Grunde gerichtet, wodurch er ſie für immer zu befeſtigen gehoft hatte.

Die Vernichtung dieſer Verlobung hätte ſie freilich noch wiederherſtellen können. Allein dann wären auch zugleich jene Vortheile mit verlohren gegangen, die dem Könige noch mehr als ſeine Ruhe am Herzen lagen, und vielleicht hätte er

dadurch überdem noch in gefährliche und koſtſpielige Mishelligkeiten mit Katharinens Vater gerathen können. Die Verlegenheit war groß; allein Heinrichs Verſchlagenheit noch gröſſer. Sein geübter Blick fand bald den leitenden Faden aus dieſem Labyrinthe. Wenn man den Prinzen veranlaßte, eine Proteſtation niederzulegen; dann könne ſich das Gewiſſen beruhigen, weil dieſe unrechtmäſſige Verbindung doch in der Folge nicht zu Stande kommen werde; und der Geiz habe nichts zu beſorgen, weil die Proteſtation, ſo lange er lebe, in dem Vertrage ſelbſt keine Aendrung machen könne — ſein Sohn möge dann ſehn, wie er die Sache ausgleiche.

Man that dem Prinzen den Vorſchlag, freilich, ohne ihm die Veranlaſſung dazu mitzutheilen. Auch nahm er ſich nicht die Mühe darnach zu forſchen. Die Proteſtation wurde förmlich niedergelegt und der Prinz, froh dieſe drükkende Laſt abgeworfen zu haben, theilte wieder nach wie vor ſeine Zeit unter ſeine Schulſtudien und ritterlichen Uebungen und vergaß bald die ganze Begebenheit.

Nicht ſo leicht kam ſie dem bedachtſamen Vater aus dem Gedächtniß. So zuverſichtlich er auch ſtets die Gültigkeit ſeines Geburtsrechts, an die

königliche Würde vorauszuſetzen ſchien; ſo beängſtigend quälte ihn unaufhörlich im Verborgenen die Ueberzeugung vom Gegentheil. Er konnte es ſich nicht verhehlen, daß ſein Sohn ein näheres Anrecht auf das Erbe ſeiner Mutter nach deren Tode habe, und ein Streit dieſer Art, der gerade jezt in Spanien Aufſehn machte, ſtürzte ihn in die ängſtlichſte Beſorgniß. Von nun an ſah er in ſeinem Sohne nur einen gefährlichen Nebenbuhler und dieß veranlaßte ihn, ein noch wachſameres Auge auf dieſen heftigen und anmaſſenden Jüngling und deſſen fernere Entwickelung zu wenden.

Prinz Heinrich war, ſo lange ſein Bruder lebte, zum geiſtlichen Stande beſtimmt geweſen. Er war daher von Kindheit an zu den gelehrten Kenntniſſen angehalten worden, die man in der damahligen Zeit ausſchlieſſend als ein Eigengenthum dieſes Standes anſah. Er hatte Luſt zum Studieren bezeugt und für ſein Alter nicht unbeträchtliche Fortſchritte gemacht. Obwohl jezt ſeine Beſtimmung ſich geändert hatte, lies ihn dennoch ſein Vater, aus jener argwöhniſchen Beſorgniß, den angefangenen Weg ungeſtört fortgehen. Bücher und Tourniere waren die

einzigen Gegenſtände ſeiner Thätigkeit und der Vater vermied ängſtlich iede Veranlaſſung, die ſie auf irgend etwas der innern oder äuſſern Angelegenheiten des Staats hätte hinlenken können. „Es iſt ein unruhiger Kopf,“ pflegte er oft zu ſeinem Hofmeiſter zu ſagen, „laßt ihn brav lernen, damit er zu thun habe, und nicht auf unnütze Dinge verfalle.“

Indeſſen wurde König Heinrichs Geſundheit von Tage zu Tage ſchwächer. Die Seele arbeitete zu mannigfaltig und ungeſtüm in ihrer Hülle, als daß nicht eine frühere Zerſtörung derſelben die Folge davon hätte ſein ſollen. Jemehr er ſeine Schwäche empfand und die Näherung des Todes ſich bei ihm ankündigte; deſto unruhiger wurden Habſucht und Argwohn in ihm und ſchienen ihre Geſchäftigkeit um ſo dringender zu üben, je weniger ihnen Zeit dazu übrig blieb. Er hatte durch mannigfaltige Mittel ungeheure Schäzze zuſammen geraft, die zu Richmond in Gewölben aufgehäuft waren. Nur er allein bewahrte den Schlüſſel dazu und trug ihn beſtändig bei ſich. Sein einziger Genuß des Lebens war, ſich allein dahin zu begeben und Stundenlang in dieſen einſamen Gewölben ſich an dem Anblicke ſeines Mam-

mons zu weiden. Aber jedesmahl, wenn er zurückkam, ſchien dieſer Genuß ſeinen Durſt nur mehr gereizt zu haben, und er marterte ſich und ſeine geſchäftigen Helfershelfer, Epſon und Dudley, nur noch mehr mit Erfindungen, dieſem unerſättlichen Schlunde ſeiner Habſucht neue Nahrung zu gewähren.

Die ſchnelle Ausbildung des Körpers und Geiſtes ſeines einzigen Sohnes, die ihm Stärkung in ſeiner Schwäche und Troſt in dem Vorgefühl ſeines nahen Endes hätte ſein ſollen, vergrößerte nur noch ſeine Unruhe, und beſchleunigte den Verluſt, deſſen Vorſtellung ihn mit Höllenqualen marterte.

Der Prinz von Wales hatte indeſſen ſich um nichts weniger bekümmert, als um die Regierung ſeines Vaters. Sorglos, nur an dem hängend, was ihm Vergnügen machte, ahndete er nichts von den Vorſtellungen, die ſeinem Vater das Mark aus den Gebeinen ſogen. Ohnzweifel würde er auch nie darauf verfallen ſeyn, wenn nicht einer von den Glücksſchleichern, die gewöhnlich den Kronerben umgeben, dienſtfertig dafür geſorgt hätte, daß ihm die Augen geöfnet würden.

Für einen Geiſt, wie der des Prinzen, bedurfte es nur wenig Funken dieſer Art, um eine verzehrende Flamme zu entzünden, die ſich durch mancherlei Ausbrüche verrathen und dem argwöhniſchen Vater ſehr bald merkbar machen mußte. Seine ängſtliche Beſorgniß ſtieg nun zu einem ſo hohen Grade, daß ſeine ohnehin geſchwächte Geſundheit vollends zu Grunde gieng. Mit der eilenden Annäherung des Todes überfielen ihn die quälendſten Gewiſſensbiſſe über die Härte, die ſich ſeine unerſättliche Habſucht erlaubt hatte. Aber ſo ſehr dieſe Rückerinnerung ihn ängſtigte, hatte er doch nicht Kraft genug, ſich noch bei ſeinem Leben von dem loszumachen, deſſen Beſitz die Urſach dieſer Beängſtigung war.

Das Gewiſſen iſt oft wie ein Kind, das über dem Anblick einer Puppe in einem Augenblicke vergißt, wodurch es bis dahin auf das heftigſte bekümmert ward. Ein frommer Aberglaube machte der kranken Einbildungskraft Heinrichs anſchaulich, daß der gute Wille eben ſo verſöhne als die gute That. Heinrich ergrif dieſe Vorſtellung mit eben der freudigen Hofnung, wie ein Schifbrüchiger ein morſches Bret in dem Augenblick des Verſinkens. Er verordnete in ſeinem Teſta-

mente, daß ſein Nachfolger alles erſezzen ſolle, was ſein Wucher unrechtmäſſig an ſich geriſſen habe — war beruhigt und ſtarb — noch zur rechten Zeit, um den immer lebhafter werdenden Wünſchen ſeines Sohnes aus dem Wege zu gehn —

Je mehr Verwünſchungen dem Vater ins Grab nachgefolgt waren, deſto mehr frohe Erwartungen empfingen den Sohn auf dem Throne. Heinrich der Achte war ein Jüngling von achtzehn Jahren, frei und kühn in Rede, Gang und Geberden, im ungeſtümen und regelloſen Arbeiten nie gemäßigter Leidenſchaften, ohne Grundſäzze, ohne ſittliches Gefühl, ohne feſte Gewöhnung. Aber er war einer der ſchönſten und wohlgebildetſten Männer, der kühnſte und gewandteſte Ritter in England; einer der ſchulgerechteſten Gelehrten, ſo wie einer der reichſten und mächtigſten Fürſten in Europa. — Beinah ganz unvorbereitet, ſah er ſich aus dem engen Kreiſe der Studierſtube und der Tournierbahn herausgeriſſen, als Beſitzer unermeßlicher Schäzze, die ihm die Befriedigung einer jeden Begier-

de ſicherten — und als König einer Nation, die ſchon längſt an unbedingte Abhängigkeit gewöhnt war.

Wie durch die Wirkung einer Zauberei verwandelte ſich daher unmittelbar nach ſeinem Regierungsantritte das ärmliche, ſtille und menſchenfeindliche Anſehn, was bis dahin dem Hofe eigenthümlich geweſen war, in Pracht, Gröſſe, Geräuſch und Thätigkeit. Alles drängte ſich in die Strahlen der neuen Sonne, und ſuchte Erwärmung und Belebung. Es war ein unruhiges raſtloſes Streben aller Kräfte zu jener Höhe der Gunſt, der Ehre und des Reichthums, die in ſo neuem und reizendem Glanze erſchien. Der Hof und die Stadt glichen dem Gemälde einer allgemeinen Auferſtehung unter Jubelgeſängen der Engel und Geſchäftigkeit der Teufel — der junge König in ihrer Mitte auf einer glänzenden Wolke von ihnen durch die Lüfte getragen.

Unter allen, die nun mit Anmaſſung auf den Schauplatz traten, glaubten vorzüglich zwei Männer, ein jeder für ſich das nächſte Anrecht an die Gunſt und die Leitung des jungen Königs zu haben. Der Großſchazmeiſter, Graf von Surrey, und Fox, Biſchof von Win-

cheſter und Geheimer Siegelbewahrer, durch ihre Aemter und ihre perſönlichen Eigenſchaften gleich ſtark unterſtüzt, ſchienen ſich vereinigt zu haben, um ihre Abſichten deſto ſicherer zu erreichen.

Dem jungen König, genug mit ſeinen Beluſtigungen beſchäftigt und von dem Strudel ungewohnter Freiheit unwiderſtehlich ergriffen und fortgeriſſen, war es gleichgültig, wer ſich der Regierungsgeſchäfte bemächtigte, wenn ſie ihm nur nicht zur Laſt fielen. Surrey und Fox durften alſo nur ſich im Beſitz erhalten, ihren Wirkungskreis ungehindert erweitern, und den König ſowohl als das Volk durch einige auffallende Beiſpiele überzeugen, daß ſie beide Zutrauen auf ihre Fähigkeit, ſo wie auf ihren Eifer für das Wohl des Königs und des Staats gleichmäſſig verdienten. In Abſicht der Mittel dazu lieſſen ihnen die Umſtände und die allgemeine Stimmung des Volks keine Wahl.

Abhängigkeit und Zufriedenheit laſſen ſich ſchwer und ſelten vereinigen. Daher iſt noch nie eine allgemeine Liebe und Verehrung bei einer langen Regierung einem Monarchen bis in den Tod getreu geblieben, und eben daher hat

die Hofnung jedem neuen Regenten Wohlwollen und Liebe bei der Huldigung entgegen geführt. War nun vollends die beendete Regierung wirklich hart und drükkend; ſo macht die Tyranney des Vaters dem Sohn es leicht, mit oft nur ſcheinbaren Aufopferungen und ſelbſt durch blos egoiſtiſche Sorgfalt und Bemühung für einen Menſchenfreund zu gelten. Man trug ſich ſchon mit Beweiſen der Freigebigkeit des jungen Königs umher, eh er noch Zeit gehabt hatte, ſie an den Tag zu legen, und es kam nur darauf an, ein entſcheidendes Zeugniß von dem Abſcheu gegen das Verfahren der vorigen Verwaltung abzulegen, um ſowohl für ihn als ſeine Räthe allgemeines und uneingeſchränktes Vertrauen zu befeſtigen.

Das untrüglichſte wäre freilich geweſen, das Teſtament des verſtorbenen Königs zu erfüllen. Allein das Gewölbe zu Richmond war dem jungen König (wiewohl aus ganz entgegengeſezten Rückſichten) nicht weniger werth und heilig als ſeinem Vater. Es eröfnete ſeiner Pracht- und Vergnügungsliebe eine ſo reizende Ausſicht, war ſelbſt denen, die den König umgaben, ein ſo hofnungsvolles Erndtefeld, daß weder der König ſelbſt

auf dieſe Idee kommen, noch einem andern einfallen konnte, ihn darauf zu führen.

Die Beſtrafung des Räubers iſt oft eine ſüſſere Genugthuung als das Geraubte zurück erhalten, und der betrügliche Richter kann ſicher das geſtohlene Gut verpraſſen, wenn er nur dem Beſtohlenen das Vergnügen macht, den Stehler oder Hehler am Galgen zu ſehn. Nach dieſer Erfahrung ſchlug man Heinrichen vor, die beiden Räthe ſeines Vaters, Epſon und Dudley, die allgemein verhaßten Sklaven ſeiner raſtloſen Habſucht, der Liebe und dem Vertrauen des Volks zu opfern.

Heinrich haßte ſie ſelbſt, und ſo fand er kein Bedenken dieſem Vorſchlage beizutreten, und ihn unter ſeiner Autorität zur Ausübung bringen zu laſſen. Sogleich ergieng eine allgemeine Proklamation im Namen des Königs, welche alle Unterthanen aufforderte, ihre etwanigen Klagen oder Wünſche vor den Thron des jungen Königs zu bringen, und ſeine Bereitwilligkeit, ihre Laſten zu erleichtern und ihre Wünſche zu befriedigen, verſicherte. — Dieß ſchien die Loſung für eine allgemeine Beſchwerde über Epſon und Dudley zu ſeyn, die in unzähligen

Bittſchriften ſich vor den Thron Heinrichs drängte. Sofort wurde mit vielem Geräuſch hierauf Rückſicht genommen und Epſon und Dudley vor den geheimen Rath öffentlich zur Verantwortung vorgeladen.

Sie erſchienen dem Anſchein nach mit der Ruhe und Zuverſicht, die das Bewuſtſein einer gerechten Sache oder hinlänglicher Sicherheit einflößt. Nachdem man ihnen die Urſach ihrer Vorladung eröfnet, nahm Epſon das Wort und rechtfertigte ſich und ſeinen Gefährten mit groſſer Freimüthigkeit.

„Ich muß geſtehn, hub er an, mir erſcheint „dieſe Vorladung und dieß ganze Gericht ſo ſelt„ſam und abentheuerlich, daß ich es ohne Anſtand „für unglaublich erklären würde, wenn ich es „nicht ſelbſt erlebte und, freilich ebenfalls zu mei„nem großen Erſtaunen, einen ſo nahen Antheil „daran hätte. Iſt es jemahls erhört, daß ein „Diener für die Handlungen ſeines Herrn kön„ne zur Verantwortung gezogen werden? — Den„noch verlangt man von uns, daß wir die Hand„lungen des Königs rechtfertigen ſollen, deſſen „unumſchränkte Gewalt doch nie beſtritten ward. „Ihm kam es zu, für die Rechtmäſſigkeit ſeiner

„Befehle einzuſtehn; uns, ſie zu befolgen, ohne „darüber zu grübeln, und von uns darf keine Re„chenſchaft gefodert werden, als ob die uns über„tragenen Befehle gehörig ausgeführt ſind. Kann „man irgend etwas nahmhaft machen, was von „uns nicht auf den ausdrücklichſten Befehl des „Königs geſchehen ſei; ſo ſind wir bereit uns der „härteſten Strafe zu unterziehen. Können wir „dieß aber behaupten und beweiſen; ſo mag man „uns wegen dieſer ſchimpflichen Vorladung ent„ſchädigen und uns die Rechtmäßigkeit einer ſo „ungewöhnlichen Procedur erklären.„

„Des vielen Redens und der leeren Worte iſts nicht vonnöthen!„ unterbrach ihn Fox. „Es ſind nur zu viel Beweiſe klar am Tage, daß ihr die Befehle des Königs gemißbraucht und überſchritten habt„.

Man hatte beſchloſſen der Gunſt des Volks ein Opfer zu bringen, und die Gerechtigkeit ſollte nur die Opferthiere dazu weihen. Beide Beklagte wurden in den Tower geſezt und ihnen ſofort der Proceß gemacht.

Allein je weiter dieſe Sache getrieben wurde, deſto deutlicher ſah man ein, daß auf dieſe Weiſe auch nicht einmahl der Schein des Gerechten zu

erregen

regen ſein würde. Es konnte durchaus nichts weiter auf die Beklagten gebracht werden, als daß ſie die Aufträge und Befehle des Königs pünktlich und ihrem ganzen Umfange nach ausgeführt hätten. Man mußte alſo dieſe Anklage aufheben, wenn der Sohn nicht, ſchlechterdings wider allen Anſtand, ſeinen Vater in der Perſon ſeiner Diener richten, und der König ſich nicht dadurch der Verſpottung preiß geben wollte, daß er die genaue Befolgung gegebener Befehle als ein Verbrechen beſtrafe. Aber vergebens hoften die Unglücklichen, daß mit der Vernichtung ihrer Beſchuldigungen auch die Gefahr die ſie bedrohete verſchwinden würde. Man ſah zum erſtenmahle, daß es nicht ſo leicht ſei den König von Etwas abzubringen, als ihn darauf zu führen. Sein Wille blieb unerſchütterlich: Epſon und Dudley ſollten ſterben. Den Vorwand auszuſinnen überließ er der Erfindungskraft ſeiner geheimen Räthe, zur Belohnung dafür, daß ſie ihm zuerſt die Idee in den Kopf geſezt hatten.

In unſern Tagen würde ein ſolcher Auftrag auch den eingeweihteſten Miniſter in einige Verlegenheit geſetzt haben. Allein damals war Hochverrath der gewöhnliche Vorwand, deſſen ſich der

gewaltthätige Despotismus bediente, wenn man eine Ermordung vor dieſer Benennung in Sicherheit bringen wollte. Man ließ eine zweite Klage nachfolgen die, wiewohl ſchlecht genug erfunden, und allgemein für falſch anerkannt, doch ſichrer als jene zum Ziele führte, weil das Gegentheil davon nicht ſo offenbar erwieſen werden konnte. Sie ſollten eine Verrätherei wider den König angeſponnen und ſchon unter der lezten Krankheit ſeines Vaters Veranſtaltungen dazu getroffen haben. — Man verurtheilte ſie zum Tode — verſchob aber, vielleicht aus einem Gefühl der Schaam, die Hinrichtung bis auf das nächſte Jahr.

Indeſſen hatte Katharina von Arragonien, nicht ohne geheime Wünſche, das Betragen des jungen Königs, in Beziehung auf ſie und ihr unangenehmes Verhältniß gegen ihn, beobachtet. Sie war nun einmahl auf ihn, als den für ſie beſtimmten, aufmerkſam geworden. Sie hatte den wilden Knaben ſich zu einem ſchönen und ſtolzen Jünglinge entwickeln geſehen. Sein kühnes und hartnäckiges Verſchmähen hatte doch auch bei ihren geringen Prätenſionen einen Stachel in ihrer Weiblichkeit zurückgelaſſen, der nicht ohne

Wirkung geblieben war. Der Jüngling, hofte ſie, würde ihr bezahlen, was ihr der Knabe verweigert hatte, und dieſe Hofnung verführte ſie, großmüthig voraus zu geben, was ſie nur gegen zuerſt dargebotenes Pfand hätte ausliefern ſollen. Sie ſchenkte Heinrichen ihre Liebe, weil ſie wünſchte, er mögte ihr die ſeinige ſchenken.

Allein nie hatte ein Wort verrathen, was ihr ſteter Gedanke war, und nie ein Blick auch nur den geringſten Strahl von dem Feuer durchſchimmern laſſen, was rein, hell und ohne irgend eine körperliche Nahrung, gleich dem Feuer der Sonne, in ihrem Herzen loderte. Heinrich hatte nie etwas davon geahndet, hatte die einfache, ſtille und häusliche Katharina nie wieder bemerkt ſeit jener Verhandlung, die ihm kaum noch dunkel im Gedächtniſſe ſchwebte, und er würde auch jezt wahrſcheinlich nicht darauf verfallen ſeyn, ernſthaft daran zu denken, wenn nicht ſeine politiſchen Räthe ihm die Wichtigkeit der Sache zu Gemüthe geführt hätten.

Heirathen mußte er nun einmahl — er hatte kein Streben dawider, obgleich auch keine Wünſche dafür. Mit Katharinen war er einmahl verlobt, denn ſeine Proteſtation war bis izt noch

ſo gut als gar nichts betrachtet; ſie war des mächtigen Ferdinands Tochter und — beſaß einen Brautſchatz von zweimahl hundert tauſend Thalern — die Sache war wenigſtens zu überlegen, und wurde auch recht ernſtlich in der vollen Verſammlung des Geheimenraths überlegt. Heinrich wog auf ſeinem Throne kalt mit der Wage der Politik, indem Katharine in ihrer einſamen Kammer mit klopfendem Herzen auf die Entwicklung ihres Schickſals harrte.

Als Heinrich der Verſammlung den Gegenſtand der allgemeinen Berathung vorgetragen, redete zuerſt der alte Werham, Erzbiſchof von Canterbury, Primas und Kanzler des Reichs, ein Biedermann, deſſen Sitten einfach wie ſein Herz und deſſen Rechtgläubigkeit ſchlicht wie ſein Prieſterrock war. Er verwarf die Heirath — denn er unterſuchte ſie nur durch das Mikroskop des Moſaiſchen Geſetzes und fand nur die Flecken der Unheiligkeit und Strafbarkeit. Weder die Wünſche eines ſehnenden Herzens, noch die Anſchläge einer vorſichtigen Politik hatten im mindeſten ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. „Dieſe Verbindung iſt in den göttlichen Geſetzen verboten, alſo darf ſie nicht Statt finden.„ Dieß

war der Inhalt der ganzen weitläuftigen Rede, worin er ſein Votum der erlauchten Verſammlung vortrug.

Ganz anders urtheilte der Siegelbewahrer über dieſe Angelegenheit. Er ſezte die Diſpenſation des Papſtes dem göttlichen Geſetze entgegen und erſchöpfte ſich in den politiſchen Vortheilen dieſer Verbindung, indem Surrey den König auf die zweimahl hundert tauſend Thaler im Stillen aufmerkſam machte. Dies lezte gab den Ausſchlag, wiewohl Fox nicht unterließ, ſeinen politiſchen Gründen dieſe entſcheidende Wirkung zuzuſchreiben, und den Triumph des Sieges genoß, den ein anderer errang. Seine Staatsklugheit benuzte dieſe Gelegenheit, einen vortheilhaften Traktat mit Ferdinand von Arragonien zu ſchließen, und Surrey brachte am Ende der Ehepakten den Artikel mit an, daß Katharine ihren ganzen Brautſchaz der Krone als eine Schenkung verſchreiben mögte. Beide thaten ſich nicht wenig auf dieſe Meiſterſtreiche zu gute, und Surrey insbeſondere übergab die Ehepakten eben deshalb Katharinen nicht ohne ängſtliche Beſorgniß, daß ſie ſeinem Vorſchlage ihre Zuſtimmung verweigern werde.

Wann achtete doch je das liebende Herz des Goldes! — Katharine unterſchrieb ohne geleſen zu haben, und die Vermählung wurde vollzogen. Sie war glücklich, denn ſie wurde Heinrichs Gemahlin — Er war glücklich, denn er athmete groſſe Wolken gelehrten Weihrauchs mit langen Zügen und fühlte ſich in den Schöpfungen ſeines Geiſtes, die er als Gegenreden den Gratulanten für ihre Opfer zurückgab; er ſiegte in den Tournieren, die bei dieſer Feierlichkeit angeſtellt wurden, über alle einheimiſche und fremde Ritter und ſtolzierte in dem ſchönſten Prunke unter ſeinem zahlreichen Hofſtaat und dem ſtaunenden Volke.

Nach der Beendigung dieſer wichtigen Regierungsangelegenheit überließ ſich nun Heinrich ſeinen Lieblingsvergnügungen um ſo ſorgloſer, und fand einen treuen Gefährten und Leiter an einem jungen Edelmann, einem der erſten Baronen des Reichs, der hiedurch die Zuneigung Heinrichs ausſchlieſſend gewann, ſich aber auch bald als ein furchtbarer Nebenbuhler für Fox und Surrey in der Leitung der Staatsgeſchäfte ankündigte.

Carl Brandon, Herzog von Suffolk, war ohngefähr von gleichem Alter mit Heinrich. Schön, lebhaft, heiter, jovialiſch, kühn und männlich, ſchien er alle Talente in ſich zu vereinigen, die ſein Streben nach der reizenden Höhe eines entſchiedenen Fürſtengünſtlings rechtfertigen konnten. Er hieng an den Winken Heinrichs, fand ſchön was er bemerkte und bewunderte was er lobte. Er ſann nur darauf eine Beluſtigung an die andere zu ſchlieſſen und durch Veränderungen und Ueberraſchungen den alten und gewöhnlichen den Reiz der Neuheit zu verſchaffen.

Schwerlich hat die Geſchichte ein Beiſpiel aufzuweiſen, wo Verdienſte um die Beluſtigungen der Fürſten von ihnen unerkannt geblieben wären, und Heinrich fühlte daher auch bald ſeine Verpflichtung gegen Suffolk. Er überhäufte ihn mit Geſchenken, ließ ihn an allen ſeinen Vergnügungen Theil nehmen, balgte ſich mit ihm bei ſeinen gymnaſtiſchen Uebungen und gieng, Arm in Arm verſchlungen, mit ihm öffentlich über die Straſſen von London.

Schon betrachtete ihn daher der Neid von allen Seiten mit ſtechenden Blicken; ſchon waren unter der bleichen und runzlichen Stirn des Bi-

ſchof Fox Ideen wirkſam, die ein verſtohlner hämiſcher Blick verrieth; — als ein Zufall ihn ſchnell auf den höchſten Gipfel der Gunſt hob, und auch ſelbſt dem erfinderiſchen Neide ieden Stof zu Verläumdung und Aufhezzung des Begünſtigten raubte. War doch von nun an alles, was der König für ihn that, unverkennbar nichts, als die gerechteſte Erkenntlichkeit.

Die Reigerbeize hatte damahls unter den edeln Beluſtigungen der Groſſen den Plaz eingenommen, den jezt die Parforcejagd behauptet. Man erachtet leicht, daß ſie zu den Lieblingsvergnügungen Heinrichs gehörte. Damahls war England eben ſo wenig ſeiner izzigen Beſchaffenheit ähnlich, als das damahlige Deutſchland in ſeinem heutigen Zuſtande wieder zu erkennen ſeyn würde. Sümpfe und Wälder waren häufig und wenn man anfing durch dieſe mit der Axt ſich gangbare Wege zu bahnen, ſo hatte jene das Grabſcheit durchſchnitten und durch Kanäle urbar zu machen verſucht. Dieſe hemmten alſo die Schritte des Landmanns und Jägers und man bediente ſich langer Gabeln, um ſich durch Einſenken derſelben in die Gräben mit Leichtigkeit an ihnen hinüber zu ſchwingen.

Niemand war hierin gewandter als Heinrich. — Einſt verfolgte er den ſchwebenden Kampf des aufgejagten Reigers mit dem rüſtigen Falken mit ſeiner gewöhnlichen Heſtigkeit. Durch einen Zufall zerbrach die Gabel, als er ſich gerade über einen der breiteſten Gräben zu ſchwingen im Begrif war; Heinrich ſtürzte hinab, und ſank hülflos in den Schlamm des ſumpfigten Bodens. Er war in Gefahr umzukommen; — Allein Suffolk, der ſich nie weit von dem König entfernte und nur izt durch die unerreichbare Schnelligkeit deſſelben mit ſeinem übrigen Gefolge etwas zurückgeblieben war, eilte noch zu rechter Zeit herbei und der König wurde, nicht ohne Gefahr, aus dem Schlamme hervorgezogen. Freilich hatte ihn Suffolk mit Hülfe der Jäger des königlichen Gefolges gerettet. Allein wo bleibt das Verdienſt des Geringern, wenn ein Groſſer ſo nah ſteht, daß ſein Schatten auf jenen fällt. Suffolk wurde überall allein als der Retter des Königs genannt, und unterließ nicht dieſen günſtigen Zufall zu benutzen. Von nun an bemächtigte er ſich Heinrichs mit einer Art von Anmaſſung und die lebhaften Aeuſſerungen der Erkenntlichkeit deſſelben ſchienen ihm das völlige Recht darauf für immer zu ſichern.

Heinrich und Suffolk hatten beide keinen Begrif von der Kunſt vorzuziehn oder vorgezogen zu werden, ohne einen andern zurückzuſezzen und dieſe Zurückſezzung merkbar und empfindlich werden zu laſſen. Die Erfahrungen hievon waren für Niemanden ſchmerzlicher als für den Biſchof Fox. Schon hatte er nicht ohne Neid auf Surrey geblickt, und auch ſchon angefangen ihm entgegen zu arbeiten. Allein izt fühlte er ſich von einer andern Seite ſo ſtark und anhaltend angegriffen, daß er ſich das Gefühl ſeines Unvermögens dieſem Stand zu halten nicht verbergen konnte. Er fühlte ſich täglich um einen Schritt weiter zurück gedrängt und ſah mit Schrecken ſchon den Abſchuß von ferne, der ſeinen völligen Sturz unvermeidlich machen würde. Alle Waffen, die Liſt und Neid ihm gegen den begünſtigten Suffolk lieferten, dienten nur dazu, durch die mehrere Ueberzeugung von der Unverwundbarkeit deſſelben ſeinen Verdruß zu verſtärken. Mit jeder Gunſtbezeugung, die der Graf erhielt, ſtieg ſein Unwille höher, und erreichte die höchſte Stufe, da man anfieng, bei Hofe ſich die Entdeckung anzuvertrauen: der Graf von Suffolk werde wohl die Prinzeſſin Ma-

ria, die Schweſter des Königs, zur Gemahlin erhalten.

Maria war ſchön und in der erſten Blüthe ihrer Jugend. Ihr ganzes Weſen umkleidete Grazie und Würde. An Tiefe des Gefühls und Feſtigkeit ihres Sinnes ſchien ſie männlich, und ſanfte Mittheilung und inniges Anſchmiegen bezeichneten die ſchönſte Weiblichkeit. Suffolk und Maria liebten ſich und waren glücklich, denn noch fand ſich keine Hinderniß. Man klatſchte darüber bei Hofe, und ſie achteten es nicht, weil es ihren Genuß nicht unterbrach; man blies Heinrich etwas davon in die Ohren und es ſchadete ihnen nicht, denn Heinrich hatte es längſt ſchon ſelbſt bemerkt.

Nur kurze Zeit genügt auch der heiſſeſten Liebe an dem Genuß der Liebe ſelbſt, zumahl wenn keine Hinderniſſe ſie ſtören. Heinrichs Güte machte ihre Wünſche kühn. Sie hoften eine eheliche Vereinigung und Heinrich neckte ſie ſcherzend mit dieſen Wünſchen, die jedoch noch keine Bitte zu entdecken gewagt hatte.

Indeſſen peinigte der Sporn des Neides den Biſchof bis zur Unerträglichkeit. Sein Muth und ſeine Liſt ermannten ſich noch einmahl, und boten alle ihm noch übrige Geiſteskraft auf, um einen

Plan für Suffolks Sturz und wo möglich zu Errichtung einer Trophäe für ſich auf den Trümmern des Glücks, das er zu untergraben gedachte, zu entwerfen. Er bedurfte hiezu eines geſchickten Werkzeugs und dieß fand er, ſeinem Urtheil nach in einem der Hofkapläne des Königs, den man freilich ſo genau aber auch nicht genauer kennen mußte, als ihn der Biſchof zu kennen glaubte, um dieſe Wahl zu begreifen.

Vielleicht war am ganzen Hofe kein Mann, der weniger den Hofgeiſt zu athmen ſchien als Thomas Wolſey. Dem Anſchein nach ohne die geringſten Anſprüche, mehr zu werden, als was das Schickſal aus ihm zu machen zu ſeiner Zeit für gut finden würde, gieng er ſtill und friedlich vor ſich hin, und war als ein Mann von den ausgebreitetſten Kenntniſſen, den gebildeſten Sitten, feinem Witze und ſtets guter Laune überall wohl gelitten, aber auch überall für nichts weiter gehalten. Er ſchien an den Angelegenheiten bei Hofe keinen Antheil weiter zu nehmen, als daß er zuweilen in einem heitern Zirkel einem flüchtigen Spotte Raum ließ, der indeß ſo gutartig vorgetragen wurde, daß er auch den zum Lachen hätte bewegen müſſen, den er traf.

Erſt in den lezten Jahren der Regierung des vorigen Königs war er durch einen weiten und mühſamen Umweg aus dem niedrigſten Stande in ſeine izzige Stelle an Hof gekommen. Sehr bald hatte iener feine Beurtheiler in ihm ein Talent entdeckt und erprobt, was aber nachher faſt allgemein, wenn man Fox etwa ausnimmt, wieder vergeſſen und nie wieder benuzt ward, ich meine ſeine große Thätigkeit und Gewandtheit in Geſchäften.

Heinrich der Siebente ſandte ihn einſt in einer wichtigen Angelegenheit zum Kaiſer Maximilian nach Brüſſel. Wolſey erhielt die Depeſchen; — am dritten Tage nachher erblickte ihn der König wieder in ſeinem Vorzimmer. In dem nicht unnatürlichen Argwohne, daß er noch nicht abgereiſt ſei, war er ſchon im Begrif ihn mit einem nachdrücklichen Verweiſe zu empfangen: als Wolſey ſich ihm nahte und Bericht von dem glücklichen Erfolge ſeiner Aufträge abſtattete. Voll Erſtaunen rief Heinrich: Seid Ihr denn wirklich in Brüſſel geweſen? —

„Allerdings, mein gnädigſter König„, erwiederte Wolſey ganz unbefangen „hier dieſe Briefe „des Kaiſers werden Euch am ſicherſten davon „überzeugen„. —

„Aber nun mögt ihr dieſe Reiſe noch einmahl machen„, ſagte der König, halb unwillig über die zu große Aktivität ſeines Geſchäftsträgers, „ich „hatte Euch einen Eilboten nachgeſandt — ohne „das, was der Euch noch überbringen ſollte und „was anfangs überſehen war, iſt Eure Unterhand„lung unnüz„. —

„Dieſe Papiere werden Ew. Majeſtät bewei„ſen, hoffe ich, daß das Geſchäft beendigt ſei. „Ich bin dem Eilboten auf meiner Rückreiſe be„gegnet. Ich hatte es ſchon für mich gewagt, „dieſen Artikel hinzuzuſezzen, weil ich aus dem Ue„brigen zu erſehen glaubte, daß er nur vergeſſen „ſei„.

Heinrich lobte ihn öffentlich vor dem ganzen Hofe, und verſprach ihm eine anſehnliche Beförderung. Wolſey ſchien nicht darauf zu achten, und lebte wieder eben ſo ſtill für ſich hin. Der König ſtarb, ohne ſein Verſprechen erfüllt zu haben, und man hörte nicht die kleinſte Aeuſſerung fehlgeſchlagner Hofnung von dem Kaplan. Der junge König riß aller Augen auf ſich, zog aller Streben an ſich und ſezte alles, was nur ein wenig Kraft fühlte, in die unruhigſte Thätigkeit. — Nur Wolſey ſchien alles dies nicht zu bemerken,

lebte gerade izt ſo, als zur Zeit des vorigen Kö-
nigs — nur daß er vielleicht, nach der veränderten Lebensart bei Hofe, ſein Talent als guter Geſellſchafter öfter benuzte.

Von Anfang an hatte er dem Biſchof Fox eine beſondere Anhänglichkeit gezeigt, die jedoch ſo unwillkührlich, ſo ganz perſönlich zu ſeyn ſchien, daß man von ihr auch nicht die geringſte Abſicht oder nur den entfernteſten drauf zu gründenden Plan anmerken konnte. Fox hatte ihn gern um ſich, insbeſondere in der lezten Zeit ſeines zunehmenden Verdruſſes. Wenn es in ſeiner Bruſt zu eng wurde, um ihn einzuſchlieſſen und ſein unruhiges Toben in Schranken zu halten; ſo machte er ihm gegen Wolſey Luft und erheiterte ſich durch den lachenden Spott, den dieſer über die Gegenſtände ſeines Unwillens und Haſſes verbreitete. Dieſe Geſpräche dienten aber auch dazu, daß der Biſchof täglich mehr tiefe Kenntniß der Welt und der Menſchen, feinen eindringlichen Scharfſinn und Biegſamkeit des Geiſtes an dem Kaplan wahrnahm — täglich mehr überzeugt wurde, dieß ſei der Mann, den er zum Sturz ſeines Gegners und zur Befriedigung ſeiner ehrgeizigen Abſichten bedürfe.

Da es für erſt nur ſeinem Plane nach darauf ankam, Wolſey dem König näher zu bringen, ſo entdeckte er ihm nichts von ſeinen eigentlichen Abſichten mit ihm. Mit der Geberde des perſönlichen Wohlwollens ſagte er ihm, daß es wohl einmahl Zeit ſei, an ſeine Beförderung zu denken, und daß er ihn daher zu der erledigten Stelle eines königlichen Beichtvaters in Vorſchlag bringen werde, wo er dann ſelbſt Gelegenheit habe, durch den täglichen Umgang ſich des Königs Gunſt zu erwerben und die ſeinen Verdienſten angemeſſene Erhebung zu befördern.

Wolſey ſchien über den Antrag des Biſchofs in die lebhafteſte Verlegenheit zu gerathen, verſicherte ihm, er ſei dieſem wichtigen und gefährlichen Poſten nicht gewachſen; er bat ihn dringend, ſeine Ruhe nicht zu ſtören und ihn ſeiner Zurückgezogenheit und Unbemerktheit zu überlaſſen. Allein der Biſchof drang in ihn und Wolſey gab endlich aus Ergebenheit und ſchuldiger Unterwürfigkeit — ſo drückte er ſich wenigſtens darüber aus — nach, ward dem Könige als Beichtvater vorgeſtellt und von ihm beſtätigt.

Hatte ſich der Biſchof in der Wahl Wolſeys zur Erreichung ſeines Zwecks nicht betrogen, ſo

hat-

hatte er ſich doch darin ſehr getäuſcht, daß er ihn zu kennen und zu überſehen glaubte. So unbefangen Wolſey geſchienen, ſo hatte er doch ſeit ſeinem erſten Eintritt bei Hofe einem tief durchdachten Plan nach gehandelt. Er hatte Fox zu ſeinen Abſichten geleitet, indem dieſer ihn am Faden zu führen glaubte. Er hatte des Biſchofs Abſichten eher wahrgenommen, als ſie zur Reiſe gekommen waren. Er ſah ſich nun auf einem ſichern und wirkungsfreien Boden, und ſezte ſeine Handlungsplane feſt.

Wolſey durfte ſich dem Könige nur nähern, um ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn, und nur wenig mit ihm umgehn, um ſie zu feſſeln. Auſſer dem Reize der Neuheit, der auf Heinrich ſtark wirkte, hatte er eben das Talent, den König zu vergnügen, in einem weit höhern Grade und von einer weit reizendern Seite. Suffolk hatte den König nur durch Feſte und Luſtbarkeiten unterhalten können; Wolſey konnte dieß noch erfindriſcher wie jener und überdem noch den Genuß derſelben durch ſeine perſönlichen geſellſchaftlichen Talente ungemein erhöhen. So ungebildet der Geſchmack des Königs auch war, ſo empfand er doch gar bald dieſen Unterſchied ſo ſehr, daß ihm bei der glän-

zendſten Luſtbarkeit etwas Weſentliches fehlte, wenn ſich Wolſey nicht an ſeiner Seite befand.

Schon deßhalb muſte alſo Suffolk in der Gunſt Heinrichs einen Schritt hinter Wolſey zurück treten, als Heinrich an dieſem ein Talent erkannte, wovon jener auch nicht den leichteſten Anſtrich hatte, und was doch von Heinrich vor allem geſchäzt wurde, weil er es auch an ſich mit ſtolzem Selbſtgefühl erkannte und ſchäzte. In Privatgeſprächen, die das Amt Wolſeys veranlaßte, wurde der König nach und nach gewahr, daß ſein Beichtvater ein Gelehrter ſei — Er wurde gewahr, daß der Umfang ſeiner Kenntniſſe ſich über alle Fächer verbreitete, die auch in ſeinem Kopfe beſtellt waren; ſich aber auch über noch ſo manche verbreitete, die in ſeinem Kopfe nicht beſtellt waren. — Izt verband ſich Achtung mit ſeiner Zuneigung. Vereinigt wuchſen beide, jemehr er die beiden großen Talente, Geſchicklichkeit ihn zu beluſtigen, und Uebergewicht an Kenntniſſen bei ihm wahrnahm und deren wohlthätige Wirkſamkeit für ſich empfand.

Wolſey ſchien hierauf gar nicht zu achten, und noch hatte man keine Veränderung in ſeinem

Betragen wahrgenommen, wenn man nicht ein faſt behutſameres Zurückziehen von dem Könige dahin rechnen will. Auf der andern Seite fiel Suffolk mit ſeinem auffallenden Andringen dem König täglich mehr zur Laſt, jemehr das Verlangen nach Wolſeys Umgang bei ihm ungeduldig und laut wurde. Das Andringen des Läſtigen mußte die beſcheidene Zurückgezogenheit des Geſuchten in einem hellern und ſchönern Lichte darſtellen. Die Achtung vor dem Charakter Wolſeys verband ſich dadurch in Heinrichs Vorſtellung mit der Achtung vor ſeinen Kenntniſſen, und befeſtigte den Grund doppelt, auf welchem Wolſey das Gebäude ſeiner Gunſt aufrichtete. Von dem König ſelbſt geſucht und angezogen, ſchloß er ſich nun feſt und innig an ihn, und bediente ſich der Gewalt in ihrem ganzen Umfange, die er täglich mehr über das Herz des Königs erhielt.

Schnelles und heftiges Auflodern jeder Leidenſchaft war charakteriſtiſch bei Heinrich. Er liebte mit eben dem Ungeſtüm, als er haßte, und kannte in der Begünſtigung ſeiner Freunde eben ſo wenig Mäſſigung und Schranken, als in den Verfolgungen ſeiner Feinde. Wolſey war bald erklär-

ter Günſtling; er wurde von einer Ehre zur an=
dern befördert und eine Pfründe nach der andern
ihm beigelegt. Pracht und Aufwand begleiteten
ihn überall und in kurzem war es unmöglich, in
dieſem glänzenden, aufmerkſamen und anmaſſen-
den Hofmanne den unbefangenen, einfachen und
beſcheidenen Kapellan wieder zu erkennen.

Um dieſe Zeit brachten verſchiedene Mishellig-
keiten mit Frankreich, und einige fehlgeſchla-
gene Unternehmungen der engliſchen Flotte
den Entſchluß Heinrichs zuwege, mit einer
ungeheuren Heeresmacht in Perſon nach Frankreich
überzugehn. Er ficht mit dem erſten Schwerdte,
pflegt man von einem Jünglinge zu ſagen, deſſen
Phantaſie mit gigantiſchen Projekten wie mit
Nußſchalen ſpielt. Heinrich focht ganz eigentlich
mit dem erſten Schwerdte und ſeine abentheuerliche
Phantaſie wurde noch mehr erhitzt, als der eben-
falls romantiſche Kaiſer Maximilian ſich
anheiſchig machte, als General unter ihm zu dienen
und ſich ſelbſt den gewöhnlichen Sold von hundert
Kronen täglich auszahlen ließ.

Damahls hieng der Erfolg einer kriegeriſchen Unternehmung noch immer am meiſten vom erſten Feldzuge und alſo auch von der erſten Ausrüſtung ab. Daß ein Geiſtlicher, wenn er auch Gelehrter und Hofmann iſt, eine Armee zu organiſiren und mit allen nöthigen Erfoderniſſen zu verſehn geſchickt ſein ſolle, mag uns leicht ſonderbar ſcheinen, und doch ward dem Beichtvater Wolſey dieß Geſchäft übertragen.

Es iſt eine gemeine Bemerkung, daß wir denen, für die wir einmahl eingenommen ſind, leicht jede Art der Geſchicklichkeit zutrauen. Einige Privatunterredungen über den großen bevorſtehenden Feldzug ließen Heinrich auch dieß Vorurtheil bei ſeinem Günſtlinge beſtätigt finden, er und kein andrer könne dieß Geſchäft beſorgen — Wolſey ſchüzte Unerfahrenheit vor; aber ohne Erfolg. Um nicht dem Könige, deſſen Scharfblick freilich nicht unſchicklich wählen könne, durch ſeinen fernern Widerſpruch zu mißfallen, äuſſerte er, ſei er bereit dieß ſchwere Geſchäft zu unternehmen — Sogleich legte er Hand an, und auch ſeine Feinde mußten ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er es über alle Erwartung vollkommen ausgeführt habe.

Der Anfang des Feldzugs befriedigte ganz Heinrichs hohe Meinung von ſeiner Tapferkeit und ſeine Erwartungen von dem Erfolg dieſer Unternehmung. Die Schlacht bei Quingate, die die Rosbacher Schlacht der damahligen Zeit genannt werden könnte, errichtete ſeinem Ruhm ein Denkmahl, in welches die Schande des franzöſiſchen Adels eingegraben wurde. Er hatte ſich den Weg nach Paris geöfnet und Ludewig der Zwölfte, auſſer Stand dieſen ungeſtümen Gaſt gebührend zu empfangen, fürchtete täglich ſeinen ſchreckenvollen Beſuch. Allein anſtatt daß der deutſche Kaiſer und der König von England dieſe günſtigen Umſtände hätten benutzen ſollen, etwas entſcheidendes auszuführen, zogen die beiden irrenden Ritter gen Flandern und übten ihre Kräfte an der Feſtung Tournay. Sie wurde endlich erobert und der einzige Gewinn, das Bisthum, das auch noch erſt abgetreten werden ſollte, fiel Wolſey zu Theil.

Damahls endete jedes Jahr einen Krieg, und die Fortſetzung deſſelben im folgenden war ein neuer zu nennen. Die Jahreszeit wurde unfreundlich und Heinrich gieng nach England zurück, um im folgenden Jahre mit ſeinen beiden Verbündeten, dem alten Ferdinand und dem Kaiſer Maximilian,

den Angriff zu erneuern. Allein beide hatten ſich anders bedacht, und Heinrich fand, zu ſeinem großen Zorn, keinen von ihnen, als er im Begriff war, den neuen Feldzug zu eröfnen. Er ſchwur auf das heftigſte ſich an beiden zu rächen, und um dieß deſto eher zu bewerkſtelligen, machte er mit Ludewig Frieden. Einer der Hauptartikel deſſelben war: eine eheliche Verbindung zwiſchen Ludwig und Maria, die noch immer in der ſüſſen Verbindung der Herzen mit ihrem Suffolk ſtand, wiewohl die Hofnung einer rechtmäßigen Vereinigung der Ehe durch den Verluſt der königlichen Gunſt nach und nach abgeſtorben war.

Verträge der Politik ſpotteten von jeher der heiligſten Rechte des menſchlichen Herzens. Maria weigerte ſich und wandte ſich an den Richterſtuhl der brüderlichen Liebe. Suffolk hofte von der Freundſchaft und machte Heinrich dringende und nachdrückliche Vorſtellungen. Aber der Bruder und Freund war nur noch König, und die Liebe mußte ſich biegen unter dem eiſernen Scepter der Rachbegierde. Maria wurde Ludewig zugeführt und in dem lezten Blicke bei ihrem Scheiden las der verzweifelnde Suffolk die, wiewohl nur ſchwer tröſtende Aufmunterung: „Wie lange kanns wäh-

ren, ſei ſtark und hoffe von der Zukunft!„ — und ſo blieben ihre Herzen vereint, wiewohl ein Meer ſie trennte.

Durch die Ausrüſtung der Armee, und durch die Negotiationen dieſes Friedens hatte nun Wolſey ſich auch bei Heinrich in den Kredit eines vollkommnen Staatsmanns geſezt. Seine Achtung war dadurch um ein groſſes vermehrt, zumahl da Wolſey durch die Häufung ſeiner Geſchäfte keines von den angenehmen Talenten für die Geſellſchaft und der Theilnehmung an Vergnügungen und Luſtbarkeiten verlohr. Heinrich hielt ihn nächſt ſich für den vollkommenſten Mann. Er konnte dieß Gefühl ohne Neid und alſo auch ohne Widerwillen ertragen, weil er doch noch die erhabenſte aller damahligen Tugenden, perſönliche Tapferkeit, entſchieden voraus hatte, und die übrigen Talente Wolſeys ihm ſo offenbar Vergnügen und Nutzen zuwege brachten.

Obgleich Wolſey bei ſeiner ſchnellen Vergröſſerung noch immer ein beſcheidenes und behutſames Betragen im Aeuſſern gegen die beobachtete, denen er zu nahe trat, oder über die er hinausgerükt wurde; ſo war doch Kränkung, Anfeindung und Erbitterung ſo unvermeidlich in dieſen Verhältniſſen,

daß auch eine mehr als menſchliche Klugheit die Steine des Anſtoſſes nicht hätte ganz vermeiden können. Die getäuſchte Hofnung des Siegelbewahrers ungerechnet, ſo beſaßen die großen Staatsbedienten, Werham, Fox, Surrey, in ihren Würden nichts weiter, als leere Titel, die ſie nur täglich mit nie endendem Verdruße daran erinnerten, was ſie ehemahls geweſen waren — Suffolk war ſo ſehr durch Wolſey ins Dunkle geſtellt, daß er, auf den ehemals alles ſah, ſich izt ſelbſt kaum bemerkte. Der übrige hohe Adel fand eine unverzeihliche Beleidigung ſeines Standes darin, daß perſönliche Verdienſte ſeine angebornen verdrängten, und der Schwarm der kleinen Hofinſekten ärgerte ſich, daß ein großer Mann unbefangen unter ihnen einhergehn könne, ohne daß einer es wagen durfte, ihm nur mit ſeinem Stachel ſich zu nahen.

Wolſey izt von dieſer Höhe herabſtürzen zu wollen, würde bei der Kenntniß von Heinrichs Charakter nur eine muthwillige Beförderung ſeines eigenen Verderbens geweſen ſein. Es blieb nichts übrig, als ihn in dieſem Verhältniſſe gegen ſich zu ertragen, oder ganz ſeinen Wirkungskreis zu meiden. Der gekränkte Stolz wählte das lezte.

Werham legte zuerſt ſeine Kanzlerwürde nieder und lebte nur ſeinen gottſeligen Pflichten und ſeinem gnügſamen Herzen. Ihm folgte Graf von Surrey, nachdem der reiſſende Strom der Verſchwendung den Schatz ganz erſchöpft hatte, und man ſeine dringendſten Vorſtellungen nicht hörte — Suffolk konnte izt nicht einmahl die Bezahlung der Schulden erhalten, die er bei einer Geſandtſchaft in Frankreich, wie er behauptete, für die Ehre des Königs gemacht hatte; — dieſer Vorwand entfernte ihn vom Hofe; eigentlich trieb ihn indeſſen eine ſchwarze Melancholie, worin ſich getäuſchte Hofnung der Liebe und des Ehrgeizes vereinigt hatten. Aus ihr entzündete ſich ein glühender Haß gegen den Urheber ſeines Unglücks, deſſen Feuer jedoch nur ihn ſelbſt zu ſeiner Nahrung hatte, ihn ſelbſt auch nur verzehrte. Fox wandte Kränklichkeit vor, die ihn verhindre, Geſchäfte, die ihm größtentheils ſchon genommen waren, ferner zu beſorgen. Sorgfältig hatte er den Verdruß, der ihn verzehrte, bis dahin verborgen. Bei ſeinem Abſchiede brach er plözlich hervor, ſo daß ihn die Verzerrung der Geberde, die Freundlichkeit ſein ſollte, nur noch ungeſtalter erſcheinen ließ.

„Hütet Euch nur, mein gnädigſter König„, ſagte er beim Abſchied von ihm, „daß der Diener nicht größer werde als der Herr„! —

„Kümmert euch deßhalb nicht, ich werde ſtets „einen jeden meiner Unterthanen in ſeinen Schran„ken zu erhalten wiſſen„, antwortete der König, und wandte ihm den Rücken zu.

Fox ſchlich davon und begab ſich in ſein Bisthum, um den Karſt des geiſtlichen Weinbergs zu ergreifen, da ihm das Steuer des Staatsſchiffs aus den Händen gewunden war. —

Wolſey vereinigte von nun an die Würden der drei verabſchiedeten Lords in ſeiner Perſon, und der Glanz und Aufwand, mit dem er ſtets öffentlich erſchien, erwarb ihm die Bewunderung des Volks eben ſo allgemein, als ſeine ſorgfältige und ſtaatskluge Verwaltung der Aemter, die er bekleidete, die Schäzzung der genauern Beobachter.

Heinrich war ganz in ſeiner Gewalt. Sein Hang zu ſinnlichen Vergnügungen aller Art war noch immer der Hauptfaden, an dem ihn ſein Günſtling leitete. Das Haus Wolſeys wurde die Wohnung der Freude; ein jeder Tag ein Feſttag, der einen neuen Beweis der Erfindungskraft ſeines Schöpfers an ſich trug; und der König, hiedurch

angezogen, faſt einheimiſcher in der Wohnung ſeines Günſtlings, als in ſeiner eignen. Oft überraſchte er ihn ganz unangemeldet, aber nie fand er ihn unvorbereitet, weil er täglich auf dieſe Ueberraſchungen gefaßt war und auch ſtets vorher Kundſchaft davon erhielt. Der König verſuchte unter allerley Vermummungen ſich in das Haus Wolſeys einzuſchleichen; aber ſtets fand er auf gleiche Weiſe Pracht und Freude bereit ihn zu empfangen.

Einſt hatte ſich Heinrich zu einem ſolchen Ueberfall nebſt zwölf Edelleuten ſeines Hofſtaats auf völlig gleiche Weiſe in Schäferhabite von Gold- und Silberſtoff maskirt. Sie begaben ſich gegen Abend zu Schiffe nach dem Hauſe Wolſeys, das in einer reizenden Gegend an der Themſe lag, von einem Trommelſchläger und ſechs Fackelträgern begleitet. Kaum waren ſie in der Nähe, ſo ſchallte ihnen ein ſchrecklicher Donner der vor dem Hauſe aufgepflanzten Kanonen entgegen. Wolſey, wiewohl von der Ankunft des Königs unterrichtet, ſpielte den Verwunderten, und ſandte einen Pagen herunter, um ſich nach der Veranlaſſung dieſes Kanonirens zu erkundigen — Man brachte ihm zur Antwort: es ſei eine Geſellſchaft vorneh-

mer Fremden angekommen, die dem Herrn vom Hauſe ihre Aufwartung zu machen wünſchten.

Es war wie gewöhnlich eine zahlreiche Geſellſchaft bei Wolſey verſammelt und das Gaſtmahl hatte ſchon ſeinen Anfang genommen. Wolſey ſaß als König des Feſtes auf einem erhöheten Sitze, unter einem Baldachin, an einer beſondern Tafel allein; die übrigen Gäſte waren nach ihrem Range in einer bunten Reihe an mehrern Tiſchen in dem Saale umher vertheilt.

Der Herr vom Hauſe ſandte den Lord Kämmerer, der nach damahliger Sitte das Geſchäft hatte, die Gäſte zu empfangen, den Ankömmlingen entgegen. Sie hielten paarweiſe unter dem Schalle der Trommeln und Pfeifen in dem Saale ihren Einzug, begaben ſich nach dem Sitze Wolſeys und begrüßten ihn mit vieler Ehrerbietung.

Sir, ſagte hierauf der Kämmerer, der ſie eingeführt hatte, dieſe fremden Schäfer haben mich erſucht, weil ſie die engliſche Sprache nicht verſtehn, Ew. Gnaden wegen ihrer Zudringlichkeit eine Entſchuldigung zu machen. Sie hätten, ſagen ſie, von einer herrlichen Maskerade und dieſer zahlreichen Verſammlung der ſchönſten Damen Englands gehört; da wäre ihnen der Wunſch eingekommen,

an dieſem Feſte Theil zu nehmen, und hätte ſie von ihren Heiden und aus ihren Fluren hinweg getrieben. Sie hoften, Ihr Gnaden würden nach ihrer bekannten Höflichkeit ihnen die Erlaubniß dazu nicht verſagen.

„Sagt Ihnen„, antwortete Wolſey, „ich würde mich ſehr beehrt finden, wenn ſie an unſrer geringen Unterhaltung Theil nehmen wollten„.

Darauf bezeugten die Masken ihre Verbindlichkeit und zogen im Saale umher, um die Geſellſchaft zu begrüſſen, und insbeſondere den Damen ihre Aufmerkſamkeit und Ehrerbietung zu bezeugen. Während der Zeit ward ein goldner Becher mit Goldſtücken angefüllt herbei gebracht. Es begann, als ein Zwiſchenakt während der Mahlzeit, ein Würfelſpiel mit den Damen, wo von den Goldſtücken in dem Becher der Einſatz gemacht wurde. Man gewann und verlohr — Eine der Masken gewann endlich faſt alles Gold wieder; — ſie ſchüttete es vor Wolſey aus und gab ihm durch Zeichen zu verſtehn, daß ſie auch mit ihm eins zu wagen wünſche —

„Es mag alles ſtehn!„ rief Wolſey — warf und gewann. — Ein lautes Beifallrufen und Klatſchen erſcholl durch den Saal —

Jezt rief Wolſey den Kämmerer. Wenn ich nicht irre, ſagte er, ſo iſt unter dieſen Schäfern einer, der mehr iſt, als er ſcheint, und den ſein hoher Rang noch weit mehr als mich berechtigt, dieſe Stelle zu bekleiden. „Daher bitte ich euch, „ihnen zu ſagen, daß ich ihn ehrerbietigſt erſuche, „ſich zu erkennen zu geben, damit ich im Stande „ſei, ihm meiner Schuldigkeit gemäß dieſen Platz „abzutreten„.

Der Kämmerer hinterbrachte dieß den Masken in franzöſiſcher Sprache und gab ſeinem Herrn in ihrem Nahmen zur Antwort:

„Sie geſtehen, Sir, daß eine Perſon von ſehr „hohem Range unter ihnen ſei. Wenn Ew. Gna„den ſie von den übrigen unterſcheiden können, ſo „verſpricht ſie ſich zu erkennen zu geben, und die „ihr angebotene Ehre nicht auszuſchlagen„.

Wolſey ſchien hierauf in Verlegenheit zu ſein, beſprach ſich mit mehrern von der Geſellſchaft in Geheim und wandte ſich endlich an die Fremden. „Ich glaube, der mit dem ſchwarzen Barte„, ſagte er zum Kämmerer, „iſt es, den wir ſuchen, bit„tet ihn, ſich zu erkennen zu geben!„ und hiemit bot er ihm die Hand, um ihn nach ſeinem Sitze unter den Baldachin zu führen.

Aber Wolſey hatte ſich abſichtlich oder zufällig geirrt. Der König trat herzu, nahm dem Ritter, den man für ihn gehalten, und ſich ſelbſt die Maske ab und erklärte der Geſellſchaft mit vielem Lachen, daß Wolſey angeführt ſey.

Allgemeines Erſtaunen verbreitete ſich in dem Saale. „Der König! der König„! erſcholl es überall. Man umringte ihn, man bewunderte ſeine ſinnreiche Vermummung, man nekte Wolſey und bat vereinigt den König, die ihm angebotene Stelle einzunehmen. — Heinrich war ſehr geneigt dazu. — Indeſſen wollte er ſich erſt umkleiden und begab ſich deshalb in Wolſeys Schlafzimmer. Während dieſer Zeit wurden die Tafeln abgeräumt, aufs neue mit wohlriechenden Tüchern gedeckt und eine Mahlzeit von zwölfhundert Schüſſeln ſervirt. Die übrige Zeit der Nacht ward dem Tanz und andern ihr eigenthümlichen Freuden gewidmet.

Die Stelle eines Lieblings und Erſten Miniſters bei Heinrich war damahls ohnſtreitig der vortheilhafteſte Poſten dieſer Art in Europa. Alles bewarb ſich um Heinrich, als einen der mächtigſten Fürſten, und da nur durch Wolſey an ihn zu gelangen war, ſo bewarb ſich auch alles um Wolſey. Indem man den Einfluß auf die Allgewalt die-

dieſes Miniſters bewunderte, richtete man zugleich auf ſeine ſchwachen Seiten die ſorgſamſte Aufmerkſamkeit und die Folgen davon waren für Wolſey nichts weniger als angenehm.

Es iſt doch immer unerklärbar, wie auch große Geiſter an den eitelſten Kleinigkeiten hängen! Wolſey war groß und mächtig, regierte ganz England und den König. Allein alles dies kam kaum in Rechnung gegen das Zeichen einer nichtigen Würde, die nur dann Werth haben konnte, wenn ſie ihn von einem herrſchſüchtigen Prieſter abhängig machte. Vielleicht war dies der glücklichſte Moment in Wolſeys Leben, wo er zum erſtenmahle den Kardinalshut auf ſeinem Haupte empfand. Wenigſtens giebt der alles übertreffende Prunk, womit er von nun an erſchien, und die Aeuſſerungen eines kindiſchen Stolzes, die ihm nicht ſelten entwiſchten, ein Recht zu dieſem, vielleicht zu ſtreng ſcheinenden Urtheile. Seine Pracht in Kleidern übertraf alles, was man bis dahin in England kannte, ſein Hofſtaat beſtand aus mehr als achthundert Menſchen, unter denen ſich viele aus den beſten Häuſern des Adels befanden. Er erſchien nie öffentlich als in einer feierlichen Proceſſion. Zwei junge ſchöne Prieſter giengen voran und trugen

große ſilberne Kreuze, als Zeichen ſeiner biſchöflichen und Kardinals-Würde; dicht vor ihm wurde der Hut ſelbſt von einem Prälaten oder Vornehmen von Adel getragen und hinter ihm erſchien ein langes Gefolge von prächtig gekleideten Hausofficieren, Pagen und Bedienten.

Weiter kann doch die Eitelkeit nicht aufblähen, ſagt man und iſt ſchon hierüber verwundert, wenn man an den einfachen und genügſamen Kaplan Thomas Wolſey zurückdenkt. Allein der Kardinal von York dürfte leicht dieſe Verwundrung zum Erſtaunen erhöhn, wenn unſer beobachtender Blick ihn noch eine Stufe höher begleitet.

Papſt Leo hatte damahls kein geringeres Projekt, als alle Europäiſche Fürſten zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu vereinigen. Sultan Selim hatte, durch die Unterwerfung von Egypten, die Macht der Ottomannen um ein groſſes vermehrt, und dem heiligen Vater wurden dieſe Feinde der Chriſtenheit noch furchtbarer, da der mächtige Auguſtinermönch Luther mit ihnen zum gänzlichen Ruin derſelben in Verbindung getreten zu ſeyn ſchien. Er ſandte Legaten an alle Höfe, und an die entfernteſten die betriebſamſten. Obgleich izt nicht mehr die Zeiten waren, wo die unwider-

ſtehliche Gewalt der noch allein wirkſamen Phan, taſie Hunderttauſende nach Jeruſalem treiben konnte; obgleich die Vernunft ſchon im Groſſen und Kleinen mehr Einfluß gewonnen hatte, und es alſo unwahrſcheinlich war, daß die Fürſten und Ritter, auch bei dem heiſſeſten Eifer, mit eigener Heeresfolge dieſem gottſeligen Unternehmen beförderlich ſeyn würden; ſo konnten ſie doch durch einen Beitrag an Gelde ſich als Unterſtützer deſſelben thätig bezeigen und der heilige Vater war ſehr erbötig, die Beiträge in Empfang zu nehmen und für die gemeinnützige Anwendung derſelben Sorge zu tragen.

Auch nach England wurde der Kardinal Lorenz Campeggio, als päpſtlicher Legat, in dieſer Angelegenheit und zugleich von der Geiſtlichkeit den Zehnten für den päpſtlichen Stuhl einzufodern geſandt. Wolſey verwunderte ſich höchlich, daß man dieſen Mann einen ſo weiten Weg herſende, da er in der Nähe ſey, und wiewohl er es nicht geradehin geſtehen wollte, ſo bemerkte man doch nichts deſto weniger einige Empfindlichkeit darüber, daß der Papſt ihn übergangen habe.

„Ich fürchte, ſchrieb er an einen Freund im Conclave zu Rom, daß der Legat ſeine Abſicht hier nicht

„ſonderlich erreichen werde. Der König iſt gar nicht „für dieſe Verbindung geſtimmt, und die Geiſtlich„keit ſcheint auch ſich dem verlangten Beitrage mit „Ernſt widerſetzen zu wollen. Hätte es ſeiner „Heiligkeit gefallen, mir dieß Geſchäft zu über„tragen, ſo würde ich vielleicht ꝛc.„ —

Dieſer Wink blieb nicht ungenutzt. — Noch ehe Campeggio in England anlandete, war auch Wolſey zum Legaten erklärt und ihm gleiche Vollmacht mit Campeggio ertheilt. Bei dem Einzuge Campeggio's in London ereignete ſich ein Vorfall, der dem Beobachter nicht entgehen darf. Der Kardinal von York hatte die Reiſeequipage des Römers der Würde, die ſie beide bekleideten, nicht angemeſſen gefunden. Er ſandte daher zwölf Maulthiere zur Verlängerung ſeines Zugs, die mit groſſen Kiſten beladen und mit prächtigen Decken behangen waren. Allein der Zufall vereitelte hämiſch die wohlgemeinte Abſicht Wolſeys. Der Zug gerieth in Verwirrung und einige der Kiſten wurden heruntergeworfen und ſprangen auf. Das Volk, das den Zug begleitete, fand dieſen leeren Prunk lächerlich und nahm leider eben daher Veranlaſſung und Stoff zum Spotte, was den Eindruck der Würde und Erhabenheit hatte befördern ſollen.

Der Erfolg der Bemühungen Campeggio's zeigte bald, daß der Kardinal von York durch dieſen anſcheinenden Eifer für die Geſandtſchaft nur ſeiner eigenen Eitelkeit geopfert hatte, — keinesweges aber ſich für die Sache ſelbſt ehrlich intereſſire. An dem Kreuzzuge in Perſon Theil zu nehmen, wäre zwar Heinrichs romantiſcher Denkungsart ganz angemeſſen geweſen. Allein Wolſey hatte ſeine Gründe, warum er dieſe Idee nicht unterſtüzte. Auch hatte die Ausführung in ſich ſelbſt Schwierigkeiten genug und erfoderte insbeſondere einen ſo großen Geldaufwand, daß ſie wenigſtens ſo raſch nicht zu Stande gebracht werden konnte. Ueberdem bezeigte ſich keiner der übrigen Fürſten ſonderlich geneigt dazu, und es hatte das Anſehn, als würde dieß gigantiſche Projekt durch ſeine eigene Größe zuſammen ſinken.

Weit ſchlechter glückte noch der zweite Auftrag des Legaten. Die Geiſtlichkeit wollte ſich zu nichts verſtehen und Heinrich ſowohl als Wolſey fanden nicht für gut, nachdrücklich mitzuwirken, weil ſie im Nothfalle die Reichthümer dieſes Standes eben ſo gut als der Papſt zu gebrauchen wußten. Ueberdem war Wolſey daran gelegen, daß die Geſchäfte des Campeggio ſchlecht von ſtatten gehen

mögten, weil es ihm unerträglich war, einen Mann von gleichem Range mit ihm neben ſich zu ſehn, und er auf dieſe Weiſe ihn am ſicherſten zu entfernen hofte. Dieß gelang ihm nun bald, allein der Beſtimmung dieſer Geſandtſchaft gemäß würde mit der fehlgeſchlagenen Erwartung des Papſtes und der Zurückberufung Campeggio's auch ſeine Legatenwürde aufgehört haben. Dieß war wider ſeine Abſicht, ihm mußte alſo vorgebaut werden, und die Erfindung ſetzte ihn nicht lange in Verlegenheit.

Wiewohl der Kardinal von York die Geiſtlichen in der Widerſetzlichkeit gegen die Anfoderungen des Papſtes heimlich beſtärkte; ſo beſchwerte er ſich doch in den Berichten an Se. Heiligkeit auf das heftigſte darüber, und ſchilderte zugleich die Verdorbenheit dieſes Standes in England mit den lebhafteſten Farben. Er äuſſerte bei dieſer Gelegenheit den dringenden Wunſch, daß eine Reform deſſelben mögte veranſtaltet werden. Heinrich, durch ihn auf dieſelben Gedanken gebracht, wünſchte ein Gleiches und fügte den Vorſchlag hinzu, daß nach Campeggio's Zurückberufung Wolſey dieß Geſchäft übertragen werden mögte.

Wolſey erhielt hierauf die Vollmacht eines päpſt- lichen Nuntius und Reformators der engliſchen Geiſtlichkeit mit der völligen päpſtlichen Autorität für England, einer bisher unerhörten Ausdehnung. Seine Eitelkeit und ſein Stolz kannten nun keine Grenzen. Wenn er an hohen Feſten feierliche Meſ- ſe las; ſo richtete er ſich ganz nach dem Koſtum der päpſtlichen. Für ſeinen Kardinalshut war kein anderer Platz heilig genug, als der Altar. Nur ein Biſchof oder ein Abt durfte ihn bedienen und ſelbſt die Vornehmſten von Adel verſtanden ſich da- zu, ihm das Waſſer und das Handtuch zu reichen. Nur die Ahndung, daß irgend ein Geiſtlicher ſich am Range mit ihm gleich achten würde, beleidig- te ihn auf das empfindlichſte und brachte ihn zu den lächerlichſten Aeuſſerungen.

Niemand hatte bisher daran gezweifelt, daß der Primas des Reichs den erſten Rang nach dem Könige bekleide. Der alte Werham glaubte daher recht viel zu thun, wenn er ſich unter ſeine Brie- ſe an den Kardinal von York „Ihr, Sie lieben- der Bruder„ unterſchriebe. Allein der Kardinal fand eine Herabwürdigung darin, wodurch ihn je- ner zu ehren glaubte. „Seht doch!„ äuſſerte er bei dem Empfang eines Brieſes mit jener Unter-

ſchrift gegen einen ſeiner Hausofficiere, „Wahrlich „viel Verwegenheit! — Ich möchte doch wiſſen, „wodurch ich den alten Schwachkopf zu dieſer Fa„miliarität, die ich mir künftig verbitten werde, „veranlaßt habe!„ —

Man erzählte Werham dieſen beleidigenden Ausfall. „Wißt ihr denn nicht„, ſagte der Greis mit dem ruhigen Lächeln, was die gewöhnliche Vertheidigung des Weiſen gegen perſönliche Anfälle anerkannter Thoren zu ſein pflegt, „wißt „ihr denn nicht, daß dieſer Menſch von zu vielem „Glücke berauſcht iſt?„

Es war ein Hauptkunſtgrif des verſchlagenen Prälaten, daß er gegen Heinrich gerade dann die tiefſte Unterthänigkeit äuſſerte, wenn er ihn am willkührlichſten leitete. Er ſchlug nie Etwas geradezu vor, noch weniger beſtand er auf einer Meinung, die bei der erſten Aeuſſerung nicht eingrif. Als einſt z. B. von der Feſtung Calais die Rede war und Wolſey ſeine Urſachen hatte, die Abtretung derſelben an Frankreich zu begünſtigen; warf er die Bemerkung hin: „Was nützt uns doch dies

„Calais, das in einem andern Lande liegt und „uns unſägliches Geld koſtet? Es wäre zu wün„ſchen, daß man ſich auf eine gute Art davon los„machen könnte!„ — Allein da er aus des Königs Antwort merkte, daß ſein Ehrgeiz etwas darin fände, eine Stadt in dem Lande eines andern zu beſitzen, erwähnte er der Sache nie wieder.

Ueberall warf er nur ſo hin, was Heinrich auffangen ſollte, und ließ es ſich dann von ihm, als ſeine eigene, ſelbſt erfundene Idee, wieder zurückgeben. Seine Anordnungen waren ſeinen Aeuſſerungen nach nichts als die ſtrengſte Befolgung der ihm gegebenen Befehle.

Hievon überzeugt, bekümmerte ſich der König um ſein Thun und Laſſen weiter nicht. Heinrich betrachtete die Regierungsgeſchäfte als eine Beſchwerde, die der königlichen Würde anhinge, und war froh, ſie auf den rüſtigen Schultern eines andern zu wiſſen. Sein uneingeſchränktes Zutrauen ließ der Befürchtung eines Misbrauchs auch nicht den kleinſten Raum. Der Kardinal wurde daher täglich ſicherer, eigenmächtiger und ſouverainer. Er bezeigte ſich gegen alle übrige eben ſo herriſch, ſtolz und eigenwillig, als er gegen Heinrich unterwürfig und demüthig war. Vornehmlich empfand

dieß der hohe Adel ſehr übel, indem er nicht ſelten die Verjährungen deſſelben, die er ſeine geheiligten Vorrechte nannte, mit Abſicht und Nachdruck erſchütterte. Der Adel ergrimmte — allein da hier das Fauſtrecht nicht anwendbar war und Niemand es wagte, ſich an Heinrich geradezu zu wenden; ſo mußte er ſeinen Grimm in ſich ſelbſt verſchlieſſen und ſich mit heimlichen Drohungen begnügen.

Die erhaltene Nuntiatur Wolſeys erhöhte die Unzufriedenheit noch mehr und verbreitete ſich auf alle Stände. Bisher hatte er ſich als Kanzler den Ruf ſtrenger Gerechtigkeitsliebe erworben und ſich ein allgemeines Vertrauen in dieſer Rückſicht erhalten. Als Reformator der Kirche ſetzte er einen beſondern Gerichtshof nieder, den er das Gericht des Nuntius nannte, vor welchen jede Art der Verbrechen gezogen und ganz willkührlich gerichtet wurden.

Der Richter in dieſem Inquiſitionsgerichte verwaltete zugleich das Amt eines Spions mit ſolcher Genauigkeit, Wachſamkeit und Geſchicklichkeit, daß ihm nicht leicht irgend eine Ausſchweifung oder eine Schandthat auch in dem dichteſten Dunkel der Verborgenheit entgieng. Freilich ſagte das Publikum, das Amt werde ihm dadurch ſehr

erleichtert, daß er ſelbſt alle Schliche der Laſter und Bosheiten aus eigener Erfahrung genau kenne, und man hörte nicht auf ſich zu erzählen, daß der Kardinal als Kanzler ſeinen izzigen Richter ſelbſt einmahl des überführten Meineids wegen verurtheilt habe.

Durch dergleichen Geſchwäz ließ ſich nun freilich Allen (ſo hieß dieſer Wiederherſteller der guten Sitten) in ſeinem Eifer nicht irre machen. Er berief ſich auf ſeine redlichen Abſichten und ſuchte durch eine menſchenfreundliche Billigkeit die böſen Zungen noch überdem auf das empfindlichſte zu beſchämen. Da er kein anderes Geſetzbuch als ſein und des Kardinals Gewiſſen hatte; ſo vergönnte er den Beklagten, ſich vor der Unterſuchung zu des Kardinals Füßen zu werfen und um Gnade zu bitten, — ihm aber ſich heimlich mit einer dem Verbrechen verhältnißmäſſigen Börſe zu nahen. Jeder, der ſich dieſer Vergünſtigung bediente, fand ihn ſtets bereitwillig, in dem Sittenregiſter den Fleck bei ſeinem Namen für immer auf das ſorgfältigſte auszulöſchen. Dieſe Einrichtung, meinte der menſchenfreundliche Richter, ſei eine unleugbare Wohlthat für das Publikum. Denn der Beklagte entginge der öffentlichen Schande und

komme auch viel wohlfeiler davon, als wenn er es zu einem förmlichen Proceß gedeihen ließe, wo nicht ſelten Aemter und Pfründen verloren giengen und die ganze Habſeligkeit dem weiten Schlund eines unerſättlichen Proceſſes zum Raube würde.

Aber freilich werden die edelſten Abſichten oft verkannt und undankbar ſelbſt von denen verunglimpft, für die ſie wohlthätig wurden. Man ſchrie laut über die Bedrückungen dieſes Gerichtshofs, man nannte die Beſtrafungen Räubereien und beſchuldigte Wolſey allgemein, daß ſein und ſeines Gehülfen weite Gewiſſen alle Laſter, gegen die er anſcheinend ſo ſtreng zu Felde ziehe, den Beſitzern nur aufbewahre, bis ſie gegen ein gutes Löſegeld wieder eingefodert würden; — daß nur den armen oder ehrlichen dieſer Misbrauch ganz verweigert, und nur die ihrer Pfründen und Aemter entſetzt würden, die ihm im Wege wären, oder deren Stelle er durch ſeine Kreaturen beſetzen wolle; daß er bei Beſetzungen der Pfründen auf die Rechte des Adels durchaus nicht Rückſicht nehme, und überall gerade ſo und noch ärger handle, als ob er der Papſt ſelbſt wäre.

Mit jedem Tage wurde dieß Murren allgemeiner, lauter und drohender; aber dennoch wag-

te es Niemand, hell und deutlich dieſe allgemeine Stimme zu den Ohren des ſorgloſen Heinrichs zu bringen. Endlich entſchloß ſich Werham auf vieles Andringen, und insbeſondere aus gerechter Empfindlichkeit über die papſtmäßigen Anmaſſungen des Kardinals, zu dieſem gewagten Unternehmen — „Ich werde dem Könige die Augen „öfnen„, ſagte er, im Gefühl ſeiner Primaswürde, „und es müßte doch ſchlimm ſeyn, wenn „man dieſem Unweſen nicht ſteuren ſollte„.

Heinrich hatte freilich ſeit einiger Zeit mit ſeiner Phantaſie mehr als jemahls auſſerhalb dem Kreiſe ſeiner Regentenpflichten gelebt. Die Reformation in Deutſchland war izt in ihrer vollen Thätigkeit und Luthers Ruhm und Wirkſamkeit ſchon über die Grenzen Deutſchlands gedrungen. Täglich wurde ſie ausgebreiteter und für die päpſtliche Parthei furchtbarer. — Heinrich, der von ſeiner erſten Beſtimmung her noch immer zu theologiſchen Spekulationen hinneigte, hatte von Anfang an dieſe Streitigkeiten ſehr theilnehmend beobachtet. Er las die wichtigſten Schriften beider Partheien, und ſo wenig er auch den Neuerungen beipflichtete, ſo hatten ihm doch die Gegen-

ſchriften der päpſtlichen Parthei ſchon mehrmahl kein Genüge gethan. Er meinte, um ſeine derbe und kräftige Art des Ausdrucks nachzuahmen, „die „Kerls wüßten es nur nicht recht anzufangen, ſonſt „müßte ja ſo ein armſeliger Mönch wohl zu Paaren „zu treiben ſeyn„. Jetzt, da Luther es ſogar wagte, ſeinen Lieblingsſchriftſteller, den Thomas von Aquino, anzutaſten, wurde er noch mehr dabei intereſſirt und ergrimmte in hohem Grade. Wolſey entgieng dieſe Gährung in Heinrichs Seele nicht, auch nahm er der nächſten Gelegenheit wahr, ihr eine beſtimmte, ſeinen Abſichten gemäſſe Richtung zu geben. Er ließ den König bemerken, daß hier unſterblicher litterariſcher Ruhm, und wohl gar ein Titel von dem Papſte zu verdienen ſey, der dem des Allerchriſtlichſten Königs, worauf der König von Frankreich ſo ſtolz ſei, hinlänglich das Gleichgewicht halte. Beide Motive wirkten gleich ſtark. Unverzüglich holte Heinrich den ganzen Vorrath ſeiner ſcholaſtiſchen Gelehrſamkeit zuſammen und verwandte ihn auf die Schöpfung des unſterblichen Werks: Von den ſieben Sakramenten — wobei Wolſey mit Rath und That nicht weniger als bei den Regierungsgeſchäften an die Hand gieng.

Nie war ihm alſo der gelehrte und einſichtsvolle Kardinal nothwendiger geweſen, als izt, und nie hätte daher der Primas für ſein Anbringen einen ungünſtigern Zeitpunkt treffen können, zumahl da er bei ſeinem Beſuch ihn gerade in Meditationen dieſer Art vertieft antraf.

Der Erzbiſchof hatte ſich ſehr ſorgfältig vorbereitet, um ſeinem Vortrage den möglichſten Nachdruck zu geben. Er nahm den Eingang von der Gerechtigkeitsliebe, Thätigkeit und den hellen Einſichten Sr. Majeſtät her; gieng dann zu der allgemeinen Verehrung ſeiner Unterthanen über; verweilte insbeſondere bei dem uneingeſchränkten Vertrauen, das ſie zu ihm trügen und wodurch er ſich hinlänglich zu einer ausführlichen Darſtellung der Klagen berechtigt glaube, die das ganze engliſche Volk durch ſeinen Mund vor den Thron Sr. Majeſtät bringe.

Kaum war er bis zur Hälfte mit dieſer, freilich etwas langen und wortreichen Ausführung gediehen, als ihn Heinrich unterbrach.

„Seht einmahl, ehrwürdiger Vater„ ſagte er kalt, „man iſt doch nirgends blinder, als in „ſeinem eignen Hauſe„ — Aber geht hin zu Wolſey „ſezte er hinzu, indem er ſich ſchon wieder nach

„ſeinem Arbeitstiſche umſah„ und ſagt ihm, „wenn „er etwas unrecht gemacht hätte, ſollte er es künf„tig beſſer machen„.

Der Primas ſtand einige Sekunden voll Erſtaunen. Allein Heinrich ſah ſich nicht weiter nach ihm um und er war genöthigt, ſehr in ſeinen Erwartungen getäuſcht, ſich hinweg zu begeben. Voll tiefen Mismuths ſtand er lange bei ſich an, ob er den Auftrag des Königs an den Kardinal ausrichten ſolle, da es in die Augen fiel, wie wenig Erfolg davon zu erwarten ſeyn dürfte — „Allein es wird doch zwiſchen ihnen zur Sprache kommen!„ ſagte er zu ſich ſelbſt, und nun entſchloß er ſich, den Befehl des Königs zu vollziehen, ſo unangenehm und undankbar dieß Geſchäft auch immer ſeyn möge.

Der Kardinal dankte ihm höflich für die übernommene Mühe, bat ihn, ſich ferner ſeiner Angelegenheiten anzunehmen, und gieng zum Könige, hinlänglich auf einen guten Verweis vorbereitet, aber auch feſt entſchloſſen, dem Primas eine dem angemeſſene Bezahlung für ſeinen Dienſteifer auszuwirken.

Allein dieſe Zurüſtung war unnöthig. Heinrich hatte die Sache längſt bei ſeinem Thomas von

Aquino

Aquino vergeſſen, las Wolſey vor, was er zulezt an ſeiner Schrift ausgearbeitet hatte, und nachdem er ſich neue Ideen zur nächſten Fortſetzung derſelben hatte mittheilen laſſen, begleitete er den Kardinal nach Hamptoncourt, wo heute unter einer glänzenden Ceremonie der Grundſtein zu einem prächtigen Pallaſte gelegt wurde, den Wolſey ſich in dieſer reizenden Gegend zum Sommeraufenthalte bauen ließ.

Die Anklage Werhams hatte nur Veranlaſſung gegeben, den Stolz des Kardinals gegen den hohen Adel, von dem ſie, wie er wohl wußte, eigentlich ausgegangen war, noch mehr zu erbittern, und er wartete nur auf eine Veranlaſſung, ſich an einem oder dem andern eine furchtbare Genugthuung zu verſchaffen. Die Gelegenheit dazu konnte ihm nicht lange entſtehn, da die fruchtloſe Beſchwerde die Erbitterung ſeiner Gegner nur noch mehr erhitzt hatte. Der Stolz der Großen und ihre Gewöhnung und Lebensart machte ſie unfähig, ganz zu verbergen, was in ihrem Herzen kochte. Gewöhnt mit ihrer Fauſt zu vertheidigen, was der Mund ſich zu äuſſern erlaubte, hatten ſie keinen Begrif dafür, daß eine heimtückiſche Liſt im Verborgenen auflauren und auch den unerſchütter-

lichſten Muth auſſer Vertheidigungsſtand ſetzen könne. Schon mancher würde daher ein Opfer ſeiner Freimüthigkeit und der Rachbegierde Wolſeys geworden ſeyn, wenn nicht ſelbſt die Größe dieſer Rachbegierde ſie für die Meiſten weniger gefährlich gemacht hätte. Nach Wolſeys Plane ſollte ſeine Rache einem gewaltigen Blitze gleichen, der die größte Eiche zerſchmettert und durch ſie alle umherſtehende Bäume zweiter Größe, ohne ſie ſelbſt zu treffen, niederwirft und den ganzen Wald erſchüttert. Man ſollte über die Kühnheit des Wagſtücks erſtaunen, indem man zugleich das Schreckliche ſeiner Rache fürchten lernte.

Die Gelegenheit lieferte ihm den größten Pair des Reichs, den Herzog von Bukingham, Connetable von England, in die Hände. Der Herzog war der nächſte zur Krone, wenn die königliche Familie ausſtarb. Er empfand wie alle den Uebermuth des Kardinals und ſah die Schwäche und Sorgloſigkeit, mit der ſich Heinrich von ihm gängeln ließ. Er war leichtſinnig, kühn und raſch im Reden und Handeln, und, ſo nahe am Thron — mogte ihn ſeine Phantaſie auch wohl zuweilen ſchon im Voraus auf denſelben ſetzen. Nicht unnatürlich entfuhr ihm daher einmahl, im Geſpräch

über die Anmaſſungen des Kardinals, gegen ſeinen Rentmeiſter die Aeuſſerung: „wenn ich nur erſt „zur Regierung komme, ſo will ichs ihm ſchon ge„denken!„ —

Kneret (ſo hieß der Rentmeiſter) hatte ſich verſchiedene Bedrückungen zu Schulden kommen laſſen, die Unterthanen beſchwerten ſich beim Herzog, und dieſer entließ, voll edeln Unwillens, den Nichswürdigen aus ſeinen Dienſten.

Verrath und Anſchwärzungen ſind die gewöhnlichen Waffen heimtückiſcher Rachbegierde, und Wolſeys Gericht bot Gelegenheit zu dem bequemſten und ſicherſten Gebrauch derſelben an. Man erhielt hier die Verſchweigung ſeines Namens, wohl noch überdem eine der Anzeige verhältnißmäſſige Belohnung. Kneret wählte eben dieſen gangbaren Weg und verrieth jene, im vertraulichen Geſpräch gemachte Aeuſſerung des Herzogs —

Von nun an war der Herzog von ſo viel Spionen des Kardinals umgeben, als er Hausbedienten hatte. Jeder ſeiner Tritte und Schritte wurde beobachtet, und ſo brachte man bald in Erfahrung, daß er oft einen gewiſſen Karthäuſermönch beſuche, der als erfahren in der Wahrſagerkunſt berühmt war.

Weiter bedurfte der Kardinal nichts, um eine Anklage zuſammenzuſetzen, die den Herzog unvermeidlich ins Verderben ſtürzen ſollte. Er eröfnete dem Könige, daß Bukingham ſehr ernſtlich an eine baldige Gelangung zum Throne denke, daß er den Wahrſager faſt täglich befrage: „ob „der König noch lange leben, und ob er ohne Söh„ne ſterben werde„, daß er ſeine Hausoffiziere bewafnet, und noch neulich von dem Mönch habe wiſſen wollen: ob ihm eine vorhabende gefährliche Unternehmung gelingen werde u. ſ. w.

Sein ganzes Leben hindurch war es Heinrich unerträglich, daß ein andrer auſſer ihm ein Recht zur Krone haben könne; und ſelbſt dies Recht machte ſchon einen Jeden, dem es zukam, zum Gegenſtande ſeines unauslöſchlichen Haſſes. Bisher war es ihm noch nicht eingefallen, den Herzog von Bukingham in dieſem Lichte zu betrachten; aber eben deßhalb ward er iezt um ſo aufmerkſamer und argwöhniſcher. Der Kardinal bemerkte dieß mit Wohlgefallen und fuhr nun ſehr bedenklich fort, über die großen Verbindungen des Herzogs ſich auszubreiten, erhitzte Heinrichs Phantaſie mit allerlei anmaßlichen Beobachtungen, und äuſſerte

zulezt, daß es doch wohl das ſicherſte ſei, ihn aus dem Wege zu räumen — Heinrich, der jede unangenehme Vorſtellung gern ſo bald als möglich entfernte, ſtrebte iezt um ſo ängſtlicher darnach, da dieß für ihn die peinigendſte unter allen war. Er überließ Wolſey, die Sache nach ſeinem Gutdünken auszuführen, und dieſer entledigte ſich dieſes Auftrags mit eben ſo vieler Klugheit als Muth.

Ein rüſtiger Stamm iſt leicht zu fällen, wenn die Hauptwurzeln ihm genommen ſind. Bukinghams Schwiegervater, der Herzog von Northumberland, wurde einer unbedeutenden Sache wegen in den Tower geſezt; der Gemahl ſeiner Tochter, Graf von Surrey, als Statthalter nach Irland entfernt, und bald darauf der Herzog plözlich gefangen genommen und des Hochverraths angeklagt. Die Unterſuchung nahm ihren Anfang. Die Jury beſtand aus einem Herzog, einem Marquis, ſieben Grafen und zwölf Baronen. Der Ankläger war Kneret, Zeugen der Mönch und einige andere beſtochene Kreaturen des Kardinals.

Der Herzog leugnete ſtandhaft und ruhig. Allein die Richter erkannten ihn für überführt und ihm wurde das Urtheil vorgeleſen, daß er

als ein Verräther an König und Reich hingerichtet werden ſolle.

„Als ein Verräther!„ ſchrie izt der Herzog voll Erſtaunen und Entſetzen; „Gott verdamm mich, „das iſt eine Lüge! eine ſchändliche Lüge!— Doch„, ſezte er gemäſſigter hinzu — „doch ich weiß, warum „Ihr ſo urtheilt, Mylords, und bitte Gott, daß „er es euch verzeihen möge! -- Aber meinen lezten „Odemzug will ich noch zu einer Betheurung auf„ſparen, daß nie der Gedanke in meiner Seele „aufgekeimt ſey. Gott gebe, daß Euer Gewiſſen „durch das Andenken meiner Verurtheilung nie „mehr gedrückt werde, als das meinige von dem „Gefühl meiner Schuld.

Es herrſchte eine Stille, wie die der Verlegenheit und Beſchämung. Endlich rieth einer der Lords dem Herzoge, den König um Gnade zu bitten; allein er verweigerte es mit Verachtung.

„Der König iſt gnädig, ich weiß es, allein „ich weiß auch, daß meine Bitte mir dennoch nichts „helfen würde, und ich werde meinen Feinden nie „den Triumph gewähren, daß ſie mein Flehen mit „Verachtung zurückweiſen. Sterben kann ich,

„aber mich erniedrigen kann ich nicht. Lebt „wohl, Mylords, und betet für meine Seele!„ —

Als eine Begnadigung wurde er enthauptet, anſtatt geviertheilt zu werden. Der Adel kniſchte mit den Zähnen über Wolſey, und das Volk fluchte im Herzen. Ein allgemeines Schrecken hielt indeſſen aller Zungen gefeſſelt. Ein Jeder fürchtete, nun werde an ihn die Reihe kommen. Jeder empfand, was der andere dachte; aber Niemand wagte die geringſte Aeuſſerung darüber, weil er auch in ſeinem vertrauteſten Freunde einen Kundſchafter des Kardinals befürchtete. Die Stärke des Haſſes war die Mutter dieſes Mistrauens, und dies Mistrauen nahm ihm ſeine Wirkſamkeit und ſicherte Wolſey mehr als die Gewalt der Waffen. Indeſſen hätte es doch leicht mit der Zeit bedenklich werden können, wenn nicht ein günſtiger Zufall den Kardinal in den Stand geſetzt hätte, die Aufmerkſamkeit ſowohl des Königs als des Volks auf einen andern Gegenſtand zu heften, und ſich eine der mächtigſten Partheien unter dem höchſten Adel zu verbinden. Um dieß aus dem rechten Geſichtspunkte zu ſehn, werden wir einige Schritte zurücktreten müſſen.

Der Herzog von Suffolk hatte ſich, durch Wolſey verdrängt, vom Hofe wegbegeben und auf ſeiner Burg allein in Geſellſchaft ſeines Unwillens unter dem gewöhnlichen Schickſale eines verabſchiedeten Günſtlings und unglücklichen Liebhabers geſeufzt. Allein Wolſey, deſſen Sicherheit und Uebermuth damahls noch mit ſeiner erſt heranwachſenden Größe in Verhältniß ſtand, hatte dennoch vielleicht etwas von ſeinem Unwillen gefürchtet, und ſchon längſt darauf gedacht, ihn einigermaſſen mit ſich und der Welt wieder auszuſöhnen.

Maria hatte in ihrer Jugend und aufblühenden Reizen dem funfzigjährigen entzückten Bräutigam den Tod zur Morgengabe gebracht. Es ſollte eine Geſandtſchaft nach Frankreich geſandt werden, um der königlichen Witwe das Kondolenzſchreiben Heinrichs zu überbringen. Hiezu brachte der Kardinal den Herzog von Suffolk in Vorſchlag. Suffolk eilte mit klopfendem Herzen nach Frankreich, von den unruhigſten Zweifeln begleitet: ob er eine Königin in Marien, oder ſeine Marie in der Königin wiederfinden werde.

Bang aber ſüß war das erſte Wiederſehn in Gegenwart einer zahlreichen und aufmerkſamen Verſammlung des Hofs, — gewaltſam und innig

das erſte Wiederumarmen in der Einſamkeit der Mitternacht. Das höchſte Leben der Liebe iſt der Moment, wo die Hofnungsloſigkeit ſtirbt. Mariens Herz hatte nie ſo hoch an Suffolks Bruſt geſchlagen und Suffolk nie in ihren Armen ſo groß und göttlich ſich gefühlt. Stunden verſchwanden wie Minuten, und Tage waren keine Zeitabſchnitte mehr für die Rechnung der Liebenden. Sie lebten nur im Empfinden, und das Bewußtſeyn ihrer Exiſtenz löſte ſich auf in das Gefühl ihres Glücks —

Glück der Liebe wird unterbrochen, wie das Glück im Traume, durch die kleinſte Störung von auſſen. Suffolk und Marie entgiengen dieſen Störungen nicht. Das Andringen einer Liebe, die Marien alles, was man verführeriſch nennen kann, darbot, rief ihr das Bewußtſeyn ihrer Verhältniſſe zurück und ſchien gewagte Hofnungen zu verſcheuchen.

Franz der Erſte, mit dieſer ſchönen romantiſchen Stimmung des Geiſtes, mit dieſer großen Reizbarkeit für alles, was liebenswürdig und edel war, konnte unmöglich um Marien leben, ohne daß ihre Reize nicht die Flamme bei ihm entzündeten, die auch dem Wonne gewährt,

den ſie verzehrt. Seine ſchöne und edle Bildung, der Zauber, den Offenheit, Güte und Würde um ſein Betragen verbreiteten, die Lebhaftigkeit, das Eindringen dieſer begeiſterten Phantaſie, die auch den Unbefangenen in ſeinen Schwächen eben ſo intereſſant iſt, als in ſeinen großen Eigenſchaften Bewunderung erregt, würden für die Meiſten — ſelbſt in der ſchönſten Blüte ihrer Erſtlingsliebe — das Anerbieten ſeines Herzens zu einer gefährlichen Verſuchung gemacht haben, wenn es auch nicht von dem Aufdringen einer Königshand und eines Throns begleitet geweſen wäre.

Allein bei Seelen beſſerer Art erweckt das oft Kraft und Widerſtand, was für gemeine unwiderſtehliche Verführung wird. Hätte Marie nicht ſchon ſo feſt an Suffolk gehangen, ſo würde die Liebe des Königs ſie vielleicht ihm näher gebracht haben. Izt ſtärkte ſie ihren Muth und hob ſie raſch über die Verhältniſſe hinaus, die Suffolks Wünſchen bisher, ſelbſt in ihren Armen, keine Aeuſſerung erlaubt hatten und die ſie izt der liebevollen Verfolgung des Königs ausſezten.

„Ihr redet mir immer vor, Brandon, daß Ihr „mich liebt„, ſagte ſie einſt nach langem Schweigen und wand ſich aus ſeinen Armen. „Es war

„eine Zeit, wo Ihr wohl hinzuſetztet: Ihr wolltet „meinen Beſitz für das Gefühl der Seeligen ver„tauſchen — Izt hindert Euch nichts, ihn Euch „zu verſichern, und dennoch kommt dieſer Wunſch „nie mehr über Eure Lippen!„

Suffolk erſtaunte. Der Wunſch war noch eben ſo heiß in ſeinem Herzen; aber er hatte ihn noch nicht zu äuſſern gewagt. Marie liebte ihn zwar noch wie ehemahls, aber ſie war nicht mehr die Schweſter ſeines Freundes; — Marie war eine Königin geworden und er — ein verabſchiedeter Günſtling! — Unauslöſchlich ſtand Heinrichs Betragen bei ihrer Trennung in ſeinem Gedächtniß geſchrieben und erhielt die Furcht ſtets lebendig, daß der ſtolze, wilde Sinn des Königs es ihnen beiden zu einem unverzeihlichen Verbrechen anrechnen werde, wenn ſie izt eigenmächtig eine Verbindung ſchlöſſen, die ſeine despotiſche Hand zerriſſen hatte.

Dieß waren die Gründe, wodurch er mit aller Beredtſamkeit der treueſten Liebe ſein Schweigen zu rechtfertigen ſuchte —

Marie hörte ihm ruhig zu: „Mann ohne Muth!„ ſagte ſie lächelnd, „vielleicht würde Heinrich nicht „verwilligen, wenn ihr ihn bätet; aber was kann

„er wollen, wenn wir vereinigt ſind? — Hier „iſt meine Hand, Suffolk, ſie iſt Euer, ſo bald „Ihr wollt„ —

Die edelſte Liebe verliert ſich aus den Augen und hängt nur an dem Glück des Geliebten. Suffolk verweigerte Mariens Antrag. Er ſchwur, jeden Wunſch als Raſerei zu verdammen, der dahin in ſeiner Bruſt aufſteigen würde: „Ich kenne Heinrich, er wird nicht ehe ruhen, als bis er Euch mit mir ſeiner Rache aufgeopfert hat. Setzt meinen Muth auf die Probe, zeigt mir ein gefahrvolles Unternehmen, was nur über mich allein zuſammenſtürzen kann, und ſeht dann, ob ich ohne Muth bin. Aber lieber will ich in den Abgrund der Hölle wandern, lieber an dem reizendſten Quell verſchmachten, als Euch mit mir dem Zorn eines Wüterichs preisgeben, der kein Gefühl, als ſeinen unbändigen Stolz kennt, und ein Sklave eines niedrigen Schmeichlers iſt„ —

„Ich dachte, Ihr hättet Liebe für mich, aber nun ſehe ich, Ihr habt nichts als Worte!„ — ſagte Marie mit Kälte und Würde, und gieng in ihre Kammer — Die Thür war den Tag über verſchloſſen. Auch am andern Tage ward ſie dem Andringen Suffolks nicht geöfnet. Suffolk be-

ſtürmte Marien mit Klagen und Briefen; er ſchwur und verſprach alles, was Begeiſterung der Liebe ſchwören und verſprechen kann — Am drit, ten ſandte Marie nach ihm, und er flog in ih, re Arme. —

Marie hatte einen Plan entworfen, den ſie Suffolk mittheilte, ſo bald er wieder ruhig genug war, ihn zu faſſen. „Biſt du es nun zufrieden, „ſagte ſie und ergrif ſeine Hand,„ ſo komm!„ — Sie ſtanden am Altare und die geweihte Hand des Prieſters ſchürzte den unauflöslichen Knoten des ehelichen Bandes. Der Schleier des Geheim, niſſes verhüllte es indeſſen noch immer vor den Au, gen des Hofs.

Eines Tages gieng Franz an ihrer Seite und ſagte ihr in tauſend neuen Wendungen, was er ihr ſchon tauſendmahl geſagt hatte. Marie hör, te ihn an und ſchwieg — Sie entfernten ſich von dem Gefolge des Hofs, und eine ſchattige Laube verbarg ſie vor dem ſpähenden Blicke höfiſcher Neu, gier. Sie ſetzten ſich nieder und izt redete Marie. Sie redete mit Freundlichkeit und Würde, und Franz ſchwieg und horchte aufmerkſam; — ſie redete mit Wärme und Eindringlichkeit, und noch ſchwieg Franz und ſchien heftig bewegt; — Ma,

rie ergrif mit beiden Händen die ſeine: „Verleug„nen Sie ſich nicht vor ſich ſelbſt, Sire„„ fuhr ſie mit ſteigendem Affekt fort, „Ihr Herz iſt groß „und edel. Es kann Ihnen nichts koſten, eine Lei„denſchaft aufzugeben, die Herzen zerreiſſen wür„de, die, wie Sie ſehn, ſo lange mit einander in„nig verknüpft ſind!„ —

Maria hatte Franzen nicht unrichtig beurtheilt. Das Heroiſche in dieſer Aufopferung begeiſterte ihn, und er ſchwur ihr feierlich, daß er von nun an alle Anſprüche an ſie aufgebe und ſich glücklich fühle, ihr ſo die Stärke ſeiner Liebe beweiſen zu können.

Marie gieng nun weiter. Sie machte ihn zum Vertrauten ihrer heimlichen Verheirathung, ſie bat ihn, bei ihrem Bruder ihr Vorſprecher zu werden, und nach wenig Tagen giengen Schreiben von Marie und Franz an Heinrich ab. Franz ſandte ſie an Wolſey und empfahl ihm, dieſe Sache aus Freundſchaft gegen ihn auf das eifrigſte zu betreiben.

Schon längſt hatte Franz angefangen ſich mit glücklichem Erfolge um die Freundſchaft des Kardinals zu bewerben. Der General Bonnivet, einer der ſchlaueſten Höflinge ſeiner Zeit, der ſich

in dieſer Abſicht zu London aufhielt, hatte die erſten Schwierigkeiten glücklich überwunden, und Franz und Wolſey waren in den freundſchaftlichſten Briefwechſel getreten. Der König nannte den Kardinal nie anders als ſeinen **Vater** und **Freund**, fragte ihn in allen innern Angelegenheiten ſeines Reichs um ſeinen Rath und bezeugte das uneingeſchränkteſte Vertrauen und die blindeſte Folgſamkeit gegen ſeine Meinung und Anweiſung.

Das Verſtändniß und die Innigkeit deſſelben war übrigens durchaus kein Geheimniß für Heinrich. Wolſey zeigte ihm gewöhnlich die Briefe Franzens und machte ihn ſelbſt auf die freundſchaftlichen und vertraulichen Aeuſſerungen deſſelben aufmerkſam, pflegte aber auch zugleich die Bemerkung hinzuzufügen: „Wie ſehr muß dieſer „König das Uebergewicht Ew. Majeſtät fühlen, da er ſich auf ſolche Weiſe mit Ihrem Diener „gleich ſetzt!„ Der König fand hierin die ſüſſeſte Nahrung ſeiner Eitelkeit und pflegte dann wohl ſcherzend zu ſagen: „Wahrlich, Wolſey, Ihr ſeyd „ein ganzer Mann! Ihr regieret doch offenbar „zwei Reiche!„

Franzens Empfehlung mußte alſo ſehr leicht die vortheilhafteſte Wirkung bei Wolſey machen, zumahl da er Suffolks wenig anmaſſenden Charakter kannte. Wofür ſich Wolſey intereſſirte, konnte nur ſelten Widerſtand bei Heinrich finden, zumahl wenn es ſo gleichgültige Angelegenheiten betraf, als ihm izt wenigſtens dieſe Verbindung war. Die fröhliche Botſchaft flog nach Paris und zugleich eine freundliche Einladung in Heinrichs Namen an ſeine Schweſter und ihren Gemahl, in ihr Vaterland und den Schoos ihrer Familie zurückzukehren.

Nach einigen Wochen verließen Marie und Suffolk voll glücklicher Erwartungen und dankbarer Gefühle für den edlen Franz die franzöſiſche Küſte, und Franz begleitete ſie mit einem thränenvollen Blicke, den jedoch bald die reizende Gräfin von Chateau-Briant trocknete und ſeinen gewohnten Glanz der Heiterkeit wiedergab.

Marie und Suffolk wurden ſehr gütig von Heinrich aufgenommen. Seine Eitelkeit war damahls durch den glücklichen Erfolg ſeiner Autorſchaft in einer der gefälligen Launen, die es mit dem lauterſten Wohlwollen in Abſicht verbindlicher Aeuſſerungen aufnimmt. Der Papſt hatte

ihm

ihm ein ſehr ſchmeichelhaftes Belobungsſchreiben zugeſandt, und den Titel eines Beſchützers des Glaubens beigefügt. Heinrich athmete mit langen Zügen den Weihrauch ein, der auf den Altären der Schmeichelei dem neuen Beſchützer des Glaubens aufſtieg, und fühlte ſich ſehr gehoben und glücklich. Allein ſein Hofnarr, Patſch, dem ſeine Narrheit das Recht gab, kluge Wahrheiten zu ſagen, meinte: „dieſer Titel ſei doch auch wohl „nicht viel mehr werth als ſeine Schellenkappe.„ Ich bitte dich, lieber Heinrich, ſagte er, „laß uns „nur uns ſelbſt vertheidigen, der Glaube wird ſich „wohl auch ſchon ohne dich zu beſchützen wiſſen!„ —

Seht doch den Narren! erſcholl es aus dem Munde aller Höflinge, und Heinrich belachte den Einfall mit der Menge. Als aber bald nachher der rüſtige Luther mit ſo vielem Ungeſtüm gegen den neuen Beſchützer des Glaubens zu Felde zog, nahm ſich Patſch die Freiheit, ſeinen Bruder Heinrich zu fragen: ob nicht der Narr in ſeiner Narrheit ganz geſcheut geurtheilt habe? — Allein Heinrich hörte izt nichts als ſeinen Zorn und die nichtigen Vorſchläge ſeiner, für einen armen Mönch dennoch zu ohnmächtigen Rache.

Um dieſe Zeit gab eine Verhandlung, die Stadt Tournay betreffend, zu einer genauen und freundſchaftlichen Verbindung zwiſchen Franz und Heinrich Veranlaſſung, die uns jedoch nur durch einen abermahligen Rückblick auf den Zeitraum einiger übergangenen Jahre intereſſant werden kann. Schon gleich als **Franz von Augoulesme** den franzöſiſchen Thron beſtieg, ſuchte er Heinrich dahin zu bewegen, daß er ihm dieſe Feſtung wieder abtreten mögte. Noch ganz ohne Kunde der krummen Wege, die die negotiirende Politik aufzuſuchen pflegt, glaubte er, das Recht ſei hinlänglich, ſeinen Anſprüchen Gewicht und Gültigkeit zu geben. Er bemühte ſich daher nur hell und deutlich darzuthun: daß Rechtſchaffenheit und Vernunft den König von England zur Rükgabe dieſer Feſtung verpflichteten, weil er ſich derſelben allein nach dem Rechte des Stärkern bemächtigt habe, und ihr Beſitz ihm nicht den geringſten Vortheil verſchaffen könne.

Allein der gute Franz ſollte von izt an durch manche ſchmerzliche Erfahrung lernen, daß Recht und Vernunft gegen Habſucht und Stolz nie etwas ausrichten, weil ſie jenen ganz unähnliche Waffen führen. Dem Kardinal von York war

das Biſthum von Tournay zugetheilt. Bei einer Abtretung der Feſtung hätte auch Wolſeys Biſthum mit abgetreten werden müſſen — Daher jene Gründe durchaus ohne Wirkung blieben und bei der nähern Berathung nur Schwierigkeiten über Schwierigkeiten fanden. Heinrich erklärte endlich ohne weitere Erläuterung, daß er die Anfoderungen Franzens ſeiner Ehre und ſeinem Vortheile zuwider halte, und drang ſehr nachdrücklich darauf, daß der Kardinal in den Beſitz des Biſthums geſetzt werden ſolle. Nun war aber die Stelle noch gar nicht erledigt, und der bisherige Biſchof, Ludewig Guillard, bezeugte gar keine Neigung, den Wünſchen Wolſeys Platz zu machen. Der Kardinal verlangte daher, daß Franz mit Gewalt darauf dringen und Guillard durch eine andere Pfründe entſchädigen mögte. Franz fand dieſe Zumuthung, zumahl nach dem, was zwiſchen ihnen vorgefallen war, etwas unbeſcheiden, und gab Guillard an die Hand, ſich an den Papſt zu wenden, und von dieſem die Wiedereinſetzung und Beſtätigung in ſein Biſthum zu erlangen.

Der Papſt, der ſchon mit Heinrich und Wolſey in einiger Verbindung ſtand und noch viel von ihnen für ſein großes Projekt des allgemeinen

Bündniſſes erwartete, achtete auf das Anſuchen Guillards wenig oder gar nicht. Allein die ſiegreiche Armee Franzens in Italien, die ihm immer näher kam, half ſeiner Aufmerkſamkeit nach, und wie man in England die Sache ſchon vergeſſen glaubte, erſchien auf einmahl eine päpſtliche Bulle, die Guillard in ſeinem rechtmäſſig erlangten Bisthum beſtätigte.

Man denkt ſich leicht die Wirkung, die dieſer unerwartete Streich auf den Kardinal machte, der ſchon den vergeblichen Verſuch des armen Guillards im Stillen verſpottet hatte. Er ſuchte ſeine Rache hinter dem Zorn des Königs zu verſtecken und ließ ihn zu dem Ende die perſönliche Beleidigung bemerken, die für ihn in dieſem Verfahren des Papſtes liege. Niemand war in ſolchen Fällen leichter zu reizen als Heinrich. Sogleich flog ein ſchrecklicher Donner von Beſchwerden und Drohungen nach Rom, der den Papſt in keine geringe Verlegenheit ſetzte. Von beiden Seiten gleich ſtark bedrängt, blieb ihm nichts über, als die Entſcheidung der Sache unter dem Vorwande einer nähern Unterſuchung in die Länge zu ziehn; ein Mittel, wozu die heilige Unehrlichkeit der römiſchen Biſchöffe von jeher ihre Zuflucht genom-

men hat, wenn ſie ſich durch ihre Allgeſchäftigkeit in bedenkliche Verlegenheiten gebracht ſah. Die Unterſuchung wurde zwei Kardinälen aufgetragen, die die Sache ſehr verwickelt fanden. — Franz war zufrieden, fürs erſte Aufſchub gewonnen zu haben, und Wolſey konnte geradezu nichts unternehmen, da die Sache doch den Weg Rechtens gieng. Indeſſen gab ihm der Zufall Gelegenheit, dem Papſt zu verſtehn zu geben, daß man ihm nicht ſo leicht einen Poſſen ſpiele, ohne Bezahlung in gleicher Münze zu erhalten. Einer Kleinigkeit wegen ließ er den Geſchäftsträger des damahligen Legaten, Polydorus Virgilius, in den Tower ſetzen, und gab ihm nicht ehe die Freiheit, als bis der Papſt ſelbſt um ſeine Loslaſſung als eine Gefälligkeit ſich verwandte. Nichts deſto weniger machte er noch zur Bedingung, daß der Legat ſelbſt zurück berufen werden ſolle. Hieran erkannte ſowohl Franz als der Papſt, in welchem Grade dieſer Miniſter ſich furchtbar zu machen im Stande ſei. Die Folge dieſer Erkenntniß war, daß beide ſeine Freundſchaft wünſchten. Die Angelegenheit mit Tournay blieb indeſſen noch immer unentſchieden.

Je länger ſich dieſe Verhandlungen hinzogen, deſto mehr Zeit hatte Franz, ſich mit dem Charakter Heinrichs und Wolſeys und ihrem Verhältniß gegen einander bekannt zu machen. Er ſah ein, daß Heinrich beharre, ſo lange es Wolſey gefalle, und Wolſey könne nur durch Befriedigung ſeiner Habſucht zum Nachgeben gebracht werden. Er ſchlug dieſen Weg ein und die Sache fand weiter keine Schwierigkeiten. Der General Bonnivet ſchloß in Geheim mit dem Kardinal einen Vertrag, nach welchem dieſer die Abtretung der Feſtung verſprach und Franz ſich anheiſchig machte, dem Kardinal eine jährliche Penſion von zwölftauſend Livres für die Einkünfte des Biſthums zu zahlen.

Von nun an bemühte ſich Wolſey auf das eifrigſte, in Heinrichs Kopf das Gebäude, was er ſelbſt gebaut hatte, wieder einzureiſſen. Er machte dem König anſchaulich, daß ſeine Ehre nunmehr dadurch hinlänglich befriedigt ſei, daß Franz eingeſehn habe, durch Gewalt ſei nichts bei ihm auszurichten; daß er darum nachſuche, es gleichſam als eine Gunſtbezeugung anſehe, wenn man ſich mit ihm darüber in Traktaten einlaſſe; — er bewies ferner, daß die Abtretung offenbar von

dem gröſsten Nutzen für England ſei, dafern ſich Franz zu einem verhältniſsmäſſigen Erſatz verſtehe, (wozu er ſich vorläufig ſchon zu ſechsmahlhundert-tauſend Reichsthalern erboten habe) daſs dieſs ein Mittel ſei, Franz an England als einen wichtigen Bundsgenoſſen zu knüpfen, und was dergleichen Gründe mehr waren, worin ſich ſeine politiſche Beredtſamkeit erſchöpfte — Heinrich hatte weiter nichts dabei zu erinnern, als: „daſs er nicht begreife, „warum es ihm nicht eher eingefallen ſei, die Sa-„che von dieſer Seite anzuſehen„. Die vernünftigſten Einfälle, ſezte er ſehr weiſe hinzu, „kommen „doch gemeiniglich zulezt„ —

Die Verhandlungen wurden nun öffentlich betrieben. Franz ſchickte eine prächtige Geſandtſchaft nach London, die eine Zeitlang über längſt beſtimmte Artikel feierlich deliberiren muſste, und dann einen förmlichen Traktat ſchloſs. Man hatte auch hier Urſach, auf die Feinheit des Kardinals aufmerkſam zu ſein. Um jeden Schein einer erzwungenen Abtretung zu vermeiden, leitete er eine Verbindung zwiſchen Heinrichs einziger Tochter Marie und dem Dauphin, zweien Kindern von zwölf Jahren, ein, in welcher die Braut Tournay zur Morgengabe mitbringen ſollte. Durch

dieſe Wendung der Sache ſuchte er Heinrichs Stolz zu ſchonen, der noch immer für ihn die ſicherſte Handhabe ſeiner Leitung deſſelben blieb.

Dieſe Verhandlung hatte Franz und Heinrich einander genähert, und die vollkommenſte Werthſchätzung und das uneingeſchränkteſte Zutrauen ſchien ſie für immer vereinigt zu haben. Wolſey ſtand zwiſchen beiden in der Mitte, wirkte auf beide gleich ſtark und lenkte ſie nach ſeinem Wohlgefallen.

Die genaue Verbindung dieſer beiden mächtigen Fürſten fing an, die Aufmerkſamkeit der übrigen, vor allen aber des jungen Kaiſers und Königs von Spanien, Karls, rege zu machen. Wenn große Talente und Umfang erblicher Beſitzungen die Größe der Fürſten beſtimmen, ſo war Karl damahls ohnzweifel der gröſſeſte. Kommen aber edle Eigenſchaften des Herzens und das menſchenliebende Streben, Menſchen glücklich zu machen, auch in Betracht, wenn dem Regentenverdienſte ſein Plaz angewieſen werden ſoll; ſo mußte er Franz von Frankreich ohne Widerrede nachſtehen. Gleichwohl hat er ihn, freilich in

ihren mannigfaltigen Streitigkeiten, oft das Uebergewicht fühlen laſſen, was Liſt und Ränke über den ſtarken aber freien und kühnen Geiſt ſo leicht davon tragen. Eine Erfahrung dieſer Art hatte Franz ſchon bei der Kaiſerwahl gemacht und daher Grund zu befürchten, daß er darauf bedacht ſein würde, ihm einen Freund abſpänſtig zu machen, deſſen Bündniß nicht nur damahls von einem jeden Fürſten geſucht wurde, ſondern der insbeſondere in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen allerdings dem einen das Uebergewicht über den andern geben konnte. Karls nahe Verwandtſchaft mit Heinrich gab eine nicht unnatürliche Veranlaſſung dazu an die Hand. Er kannte Heinrich und Wolſey, wie jener nur durch dieſen, und dieſer nur durch ſeinen Egoismus beſtimmt wurde, und er ſann daher auf ein Mittel, ſich gegen die im finſtern ſchleichende Intrigue wo möglich zu ſichern. Seiner freien und offenen Denkungsart gemäß hofte er, die perſönliche Bekanntſchaft werde hinreichend ſein, ihrer Freundſchaft eine Feſtigkeit zu geben, die auch der feinſten Liſt daurend Troz bieten würde. Durch dieſe Vorſtellung veranlaßt, ließ er bei Heinrich auf eine Zuſammenkunft antragen.

Es iſt eben keine erfreuliche Bemerkung, daß äuſſere Größe, wenn ſie der innern vorangeht, dieſe ſo ſelten aufkommen läßt; aber auch dann, wenn ſie durch dieſe entſtand, gemeiniglich die wieder verzehrt, der ſie ihr Daſein verdankt. Die kleinlichſte Eitelkeit war ſchon längſt das einzige Motiv der Handlungen und Entſchlieſſungen Wolſeys. Die reizende Ausſicht, die eine ſolche Zuſammenkunft für dieſe ihn allein belebende Gottheit eröfnete, bewog ihn auch izt allein ſie zu begünſtigen. Hier würde ſeine Pracht und Größe in Gegenwart zweier Reiche von ganz Europa bewundert; hier konnte es nicht an Gelegenheit fehlen, überall bemerken zu laſſen, wie groß ſein Einfluß über zwei der größten Könige iener Zeit ſei, wie ohne ihn Nichts geſchehe, und ſeine Zuſtimmung in den wichtigſten Angelegenheiten zweier Reiche überall den Ausſchlag gebe.

Aehnliche Vorſtellungen waren es, die auch Heinrich für den Vorſchlag des Königs von Frankreich geneigt machten und ſelbſt lebhafte Wünſche für dieſe Zuſammenkunft bei ihm erregten. Nicht zu gedenken, daß Franz darum gebeten, daß er bezeugt, wie viel ihm an ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft liege; ſo gab es hier eine Gelegen-

heit zu ſo vielen prächtigen Feſten, zu dem Wetteifer in Glanz und Pracht mit einem Hofe, der ſchon damahls für das Muſter der feinſten Kultur der Sitten und der geſchmackvollſten Prachtäuſſerung galt. Der Antrag wurde angenommen und die Zuſammenkunft feſtgeſetzt.

Allein damit war die Angelegenheit durchaus noch nicht beendet. Wenn wir izt ſchon uns zuweilen wundern, wie viel Vorkehrungen es koſtet, wenn ein Fürſt dem andern einen Beſuch abſtatten, oder mit ihm irgendwo zuſammentreffen will; ſo iſt dieß doch von dergleichen Verhandlungen in iener Zeit eben ſo verſchieden, als wir in der Kultur der Sitten und in der Beſtimmung bürgerlicher und geſellſchaftlicher Verhältniſſe von ienen abweichen. Da gab es ſo unzählige Problemen zu löſen in Abſicht des Ceremoniels, da waren ſo viele Vorkehrungen zu nehmen in Abſicht der perſönlichen Sicherheit beider Fürſten, da waren ſo viele Anordnungen zu treffen in Abſicht der Feſte und Beluſtigungen, daß Wolſey, der dieſen gordiſchen Knoten löſte, ſich dadurch die Bewunderung von ganz Europa erwarb. Die Republik Venedig ließ ihm ſogar eine feierliche Glückwünſchung abſtatten, und der Papſt bezeugte ihm

ſeine nunmehr entſchiedene Hochachtung durch eine Penſion von dreitauſend Dukaten.

Dieſe Zuſammenkunft wurde in der damahligen Zeit mit eben ſo allgemeinem Intereſſe beobachtet, als nur in unſern Tagen immer ſtatt haben konnte, da Friedrich und Joſeph, freilich auf eine etwas verſchiedene Weiſe, ſich einander körperlich näherten. Niemand aber nahm ein gröſſeres Intereſſe daran, als der Kaiſer. Er fürchtete allerdings, daß die Zuſammenkunft zweier Fürſten, die wenigſtens durch natürliche Gefühle und Offenheit einander ähnlich waren, einen feſten Freundſchaftsbund knüpfen mögte, der ſeinen Abſichten in jedem Betrachte zuwider ſein würde. Er wandte daher alle Künſte an, die Zuſammenkunft wo möglich zu hintertreiben. Allein was ihm gewiß gelungen wäre, wenn nur edle Motive im Spiel waren, mußte auch bei den feinſten Kunſtgriffen mißglücken, da verſtekte Nebenabſichten, denen er Nichts entgegenzuſetzen hatte, ſie unwiderſtehlich betrieben.

Die vorläufigen Verhandlungen wegen der Zuſammenkunft waren nun abgeſchloſſen, Tag und Ort unwiderruflich beſtimmt, und vor allen Dingen Boten an die vornehmſten Höfe geſandt, um

alle mannhafte Ritter einzuladen, in der Ebene von Gravelingen gegen Heinrich und Franz zu erſcheinen und auf Schimpf und Ernſt eine Lanze mit ihnen zu brechen.

Hatte Karl dieſe Zuſammenkunft, die er in ſeinem Unwillen ein Kinderſpiel nannte, nicht hindern können; ſo wollte er doch wenigſtens alles verſuchen, um ihre Wirkung ſo viel als möglich zu ſchwächen. Schon hatte er Wolſeys Gunſt zu gewinnen geſucht, ihm noch vor kurzem ein Gehalt von dreitauſend Pfund ausgeſezt, und ihn gebeten, wie er ſich ausdrückte, der Krone Spanien die Freundſchaft zu erzeigen, und dieſe Kleinigkeit jährlich von ihr anzunehmen. Dies hatte allerdings ſeine Wirkung nicht verfehlt und ihn doch wenigſtens in ſo fern in Karls Intereſſe gezogen, daß er izt mit ihm den Plan verabredete, nach welchem der Kaiſer, noch vor der Abreiſe Heinrichs nach Frankreich, unerwartet einen Beſuch in England ablegen ſollte. Seine Rückreiſe von Spanien in die Niederlande gab hiezu eine nicht unſchickliche Veranlaſſung.

Schon war Heinrich mit ſeiner Gemahlin und ganzem, über alles glänzenden Gefolge auf der Reiſe nach Frankreich in Canterbury angekom-

men, als er ganz unerwartet die Nachricht erhielt: der Kaiſer ſei in Dover gelandet, um ihm einen Beſuch zu machen. Dies war in den damahligen Zeiten und nach den damahligen Verhältniſſen der Fürſten etwas ſo ganz unerhörtes, daß es Heinrich in das lebhafteſte Erſtaunen verſetzte. Er fand ſeine Eitelkeit dadurch ſo ſehr geſchmeichelt, daß er Wolſey, nicht ohne deſſen Veranlaſſung, auf der Stelle nach Dover zur Bewillkommung des Kaiſers voran ſandte, und ihm ſelbſt mit ſeinem ganzen Hofſtaate ſo ſchnell als möglich folgte.

Karl benuzte die Zeit, die Wolſey allein bei ihm zubrachte, mit Sorgfalt und Geſchicklichkeit. Er überhäufte ihn nicht nur mit den ſchmeichelhafteſten Freundſchaftsverſicherungen, ſondern ſetzte ihm auch ein zweites Jahrgehalt von ſiebentauſend Dukaten aus. Aber da er wohl wußte, daß der Ehrgeiz dieſes Mannes eben ſo unerſättlich ſei, als ſein Eigennutz, ſo ließ er ihn merken, daß ein Mann von ſeinen Verdienſten noch bei weitem nicht auf dem Poſten ſtehe, den er verdiene; er erwähnte beiläufig ſeines Einflußes in das Conclave und bot ihm auf das wärmſte und freundſchaftlichſte ſeine Verwendung an, dafern der päpſtliche Stuhl erledigt werden ſollte.

Wiewohl Karl über dieß Anerbieten vielleicht ſelbſt im Stillen lachte (denn Leo war bei weitem jünger als Wolſey und genoß einer blühenden Geſundheit); ſo ergrif es dennoch der Kardinal mit der hofnungsvollſten Wärme, und bezeigte ſich auf das erkenntlichſte geneigt, die Abſichten Karls möglichſt zu befördern. Eben ſo gelang es dem verſchlagenen Karl, den König ſelbſt für ſich einzunehmen. Sein Scharfſinn hatte leicht bemerkt, daß man ihm nicht wohlgefälliger ſchmeicheln könne, als in der Perſon ſeines Günſtlings. Daher ergrif er iede Gelegenheit, ihn mit dem Lobe Wolſeys zu unterhalten, nannte den Kardinal nie anders als ſeinen theuerſten Freund, wiederholte in ſeiner Gegenwart die ſchon gemachte Anerbietung und erhielt von Heinrich die lebhafteſten Beweiſe ſeines Wohlwollens. Ein Bündniß wurde indeſſen nicht geſchloſſen, Karl hatte gegen Heinrich nicht einmahl deſſelben erwähnt; er hatte blos den Vorwand zu ſeinem Beſuche von ihrer verwandtſchaftlichen Verbindung und ſeiner perſönlichen Hochachtung entlehnt. Seine feine Liſt wollte nichts übereilen; es war ihr genug, den Kardinal ſo entſchieden gewonnen und von Heinrich das Verſprechen erhalten zu haben, daß er auf ſeiner

Bayerische Staatsbibliothek München

Rükkehr aus Frankreich ihm in den Niederlanden einen Gegenbeſuch machen wolle, wohin er nach einem dreitägigen Beſuche ſeine Reiſe fortſetzte. Heinrich und Wolſey, von dem geſchmeidigen Lobe ganz bezaubert, eilten über den Kanal der Ebene zwiſchen Guines und Ardres zu.

Die hier veranſtaltete Zuſammenkunft war ein Schauſpiel, wovon man zu iener Zeit noch ſeines Gleichen nicht geſehen hatte. Das Betragen der Könige gegen einander, die Größe ihres Gefolges, die Pracht, die gar keinen Wetteifer zuließ, die Feſte, die gleichſam für alle Nationen angeſtellt zu ſein ſchienen, gaben ihm ein Intereſſe, was weit über ſeinen Schauplaz und die agirenden Perſonen hinausgieng.

Die Ebene zwiſchen Guines und Ardres, nahe an der Grenze, bedeckte eine Menge Zelte, die ihr durch ihre Pracht und glänzende Verzierung noch bis izt die Benennung des Camp de drap d'or aufbehalten hat. Daß das ganze Lager innerhalb der engliſchen Grenze war, gab allerdings, den damahligen Vorſtellungen nach, Heinrich einen weſentlichen Vorzug. Auch hatte Wolſey nur unter dem Vorwande darauf beſtehn können, daß Heinrich zu dieſer Zuſammenkunft das Meer paſ-

ſirt ſei. Uebrigens war mit der ängſtlichſten Genauigkeit beinah ieder Tritt und Schritt beſtimmt, ſo daß auch nicht der ſchwächſte Anſchein von mehr oder minder Ehre, Pracht und Größe auf der einen oder der andern Seite statt finden konnte.

Beide Monarchen kamen, mit ihrem ganzen prächtigen Gefolge, in der Mitte dieſes gedoppelten Lagers zuſammen. Sie begrüßten ſich auf das freundſchaftlichſte, nach ritterlicher Sitte, und begaben ſich dann, in Begleitung ihres für beide gleich unentbehrlichen Wolſey, in einen von Holz erbauten Pallaſt, der in England verfertigt, und ganz allein in der Mitte beider Läger für dieſe erſte Zuſammenkunft errichtet war. Seine Größe und Schönheit machten ihn zu einem würdigen Gegenſtande der Aufmerkſamkeit, noch mehr aber eine Inſchrift über dem Eingange, die den Stempel von Heinrichs eigener Erfindung an ſich trug. Die Abbildung eines engliſchen Bogenſchützens umgaben die Worte in lateiniſcher Sprache: Mein Bündniß macht den Ueberwinder! Franz bemerkte bei ſeinem Eintritte mit einem vorübergehenden Lächeln dieſen Zeugen der Eitelkeit Heinrichs, ohne in der Folge weiter darauf zu achten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nun wurde der Vertrag, der ſchon zwiſchen beiden Statt fand, nach einigen kleinen Abänderungen beſtätigt. Nach der Durchſicht der Artikel des Verbindungstraktats las ein jeder die von ſeiner Seite vor. Heinrich fing an zu leſen: Ich Heinrich, König — machte eine kleine Pauſe und fuhr dann fort, von England, und las — mit Auslaſſung des Titels König von Frankreich, den die Könige von England ſchon ſeit einigen Jahrhunderten führten — das Uebrige des Vertrags ununterbrochen weiter. Von allen Königen Englands hatte bisher Heinrich wohl am wenigſten daran gedacht, daß ein leerer Titel ein Ding ohne Exiſtenz oder ein Widerſpruch in ſich ſelbſt ſei. Allein eben deshalb konnte Franz auch nun um ſo mehr Werth auf die Aufopferung legen, die er aus Höflichkeit gegen ihn ſich abgewann.

Es giebt Höflichkeiten, die eben dadurch ihren Werth verlieren, daß man es ihnen zu deutlich anmerkt, daß ſie Werth haben ſollen. Bei Menſchen, denen weder Feinheit noch Verbindlichkeit in ihrem Betragen gegen andere natürlich iſt, finden ſie ſich gemeiniglich, wenn ſie beides einmahl ſein wollen. Die aufgedunſene Ichheit ſticht dann am meiſten hervor, wenn ſie ſich eines zierlichen Gangs

Bayerische Staatsbibliothek München

und manierlicher Geberden befleiſigen will. Franz bemerkte auch dieſe Verbindlichkeit mit einem Lächeln, das Heinrich für Beifall nahm, wohl aber eigentlich nichts anders als die Aeuſſerung einer gutherzigen Moquerie war, die ſeinem gebildetern Gefühle unwillkührlich entſchlüpfte.

Die Geſchäfte waren in einer Stunde abgemacht, und nun überließ man ſich drei Wochen lang der Erholung und dem Vergnügen. Alles, was Erfindungskraft, Reichthum und Luxus in den damahligen Zeiten hervorzubringen vermochte, war hier vereint. Die Vervollkommnung der Pracht mit jedem Tage war wie der Fortgang in den Wiſſenſchaften, der Schüler immer über ſeinen Meiſter, bis der lezte, was alle übrige erfanden, nur als Grundlage zu ſeiner Erfindung in ſich vereinigte. „Heute ſchienen die Franzoſen lauter Schimmer, lauter Gold, gleich heidniſchen Gottheiten, die Engländer darnieder„, ſo erzählte der Herzog von Norfolk einem Freunde bei ſeiner Zurückkunft, „und morgen ſchienen die Söhne Britanniens eben aus Indien zu kommen. — Jezt rief man: dieſe Maske iſt herrlich, unübertreflich! und der folgende Abend machte ſie läppiſch und armſelig. Die beiden Könige nannte man zwei Sonnen, die am Glanz

völlig einander gleichen. Wen das Auge ſah, den lobte der Mund; aber wenn ſie ſich beide zeigten, ſo war es, als ob man nur einen ſah. Keiner wagte es, einen Unterſchied oder Vorzug zu bemerken. Viele des Adels mußten mit der Dürftigkeit ihres ganzen künftigen Lebens den Aufwand dieſer wenigen Wochen bezahlen. Wolſey gab überall den Ton an, und war auch hier unerreichbar in allem, was Erfindungskraft angeben und Reichthum ausführen kann. Ritterſpiele, Tanz und Gaſterey wechſelten mit einander, aber alles dieß blieb ſo widerſinnig in die ängſtlichſten Geſetze des Ceremoniels eingeſchloſſen, daß ſie (wie dieß noch izt ſehr oft der Fall bei den Vergnügungen der Groſſen iſt) nicht nur allen Reiz dadurch verloren, ſondern für jeden etwas freier und edler empfindenden zu läſtigen Beſchwerden werden mußten. Nie beſuchte einer den andern, und kamen ſie zuſammen, ſo war es an der Spitze einer gleich ſtarken bewafneten Schaar. Wenn Heinrich Franzens Gemahlin, oder Franz Heinrichs Gemahlin einen Beſuch machen wollte, ſo mußten beide in einer Minute aufbrechen, ſo daß in dem Augenblikke, wo Heinrich in dem franzöſiſchen Lager ankam, ſich auch Franz in die Gewalt der Engländ-

der lieferte. Bei der Beendigung der Beſuche wurde dieſelbe Pünktlichkeit beobachtet.

Die Federkraft der edlern Seele läßt ſich wohl zuweilen auf eine Zeitlang zuſammendrängen, aber nur, um deſto unerwarteter und wirkſamer wieder hervorzuſchnellen. Franz konnte dieſe Feſſeln nicht lange ertragen. Im Gefühl ſeines eignen Adels und ſich der Unfähigkeit zu jeder niedrigen Hinterliſt bewußt, ſetzte er daſſelbe bei Heinrich voraus, und fand die ängſtliche Behutſamkeit und das ſteife Ceremoniel ihres Umgangs ihrer beider unwürdig. Entſchloſſen, dieſer Pedanterie auf einmahl ein Ende zu machen, nahm er eines Tages, nur von zwei Rittern und einem Edelknaben begleitet, unangemeldet ſeinen Weg nach Heinrichs Lager. „Ihr ſeid alle meine Gefangene!„ rief er bei ſeiner Ankunft der Wache zu, indem er ſich an ihrer Verlegenheit beluſtigte. „Führt mich zu „Eurem Herrn!„ ſagte er, und nahm kühn und raſch den Weg nach Heinrichs Zelt. Die ganze Wache folgte ihm in der Unentſchloſſenheit und Beſinnungsloſigkeit, worin gewöhnliche Menſchen durch Handlungen geſetzt werden, die ſo ganz auſſer dem Kreiſe ihrer Vorſtellung liegen, daß ſie nicht wiſſen, ob ſie ſie bewundern oder tadeln ſollen.

Heinrich war erſtaunt über Franzens Erſcheinung. Allein er erſtaunte, wie über eine Handlung, zu deren Ausführung man die Kraft in ſich wahrnimmt, aber wobei man auch zugleich ſich unfähig fühlt, auf die Idee zu gerathen.

„Mein Bruder!„ rief er in dieſer Begeiſterung, indem er Franzen mit Heftigkeit in ſeine Arme ſchloß, „Ihr habt mir den angenehmſten Streich von der Welt geſpielt! Von nun an fühl ich erſt, daß ich ein uneingeſchränktes Zutrauen auf Euch ſetzen darf, und hier überliefere ich mich ſelbſt als Euren Gefangenen„.

In dieſer Begeiſterung nahm er eine koſtbare Perlenſchnur von ſeinem Nacken und überreichte ſie Franzen: „Verweigert Eurem Gefangenen nicht„, ſetzte er hinzu, „dieß ihm zu Ehren anzunehmen„.

„Gern, antwortete Franz„ wenn ſich der Gefangene gefallen laſſen will, eine Feſſel zum Zeichen ſeiner Gefangenſchaft zu tragen„. Und hiemit knüpfte er Heinrich ein Armband um, das von doppelt ſo hohem Werth war, als das von Heinrich erhaltene Geſchenk. Von izt an waren die Schranken eines läſtigen Ceremoniels umgeſtoßen. Die Könige lebten nun mit einander als Menſchen in der zwangloſen Vertraulichkeit, die

allein den Genuß der Geſelligkeit gewährt. Von ihnen verbreitete ſich die ungeſtörteſte Heiterkeit durch ihr beiderſeitiges Gefolge, und Wolſey war vielleicht der einzige, der nicht ganz damit zufrieden war, weil ſeine Eitelkeit hin und wieder einen leeren Prunk einbüßte.

Indeſſen ſchwanden die Tage unter den abwechſelndſten Beluſtigungen, die freilich von denen in unſern Tagen beträchtlich abwichen, aber vielleicht den Geſchmack und die Wünſche jener Zeit, wo nicht mehr, doch eben ſo befriedigten.

So traten an die Stelle der Schauſpiele und Opern Wettkämpfe der engliſchen und franzöſiſchen Ringer. In dem Thale zwiſchen beiden Lägern war ein Platz durch Schranken abgeſondert und für die Könige und die Damen mit Balkons und Logen umgeben. Die Kämpfer waren alle ſtarke, nervigte und wohlgebildete Männer, in ihrer Kunſt ungemein geübt, und durch gleichen Nationalſtolz angefeuert. Die Gewandtheit, Hitze und Hartnäckigkeit, womit dieſe Kämpfe von beiden Seiten geführt wurden; — die mannigfaltigen Stellungen und Wendungen, die höchſte Anſtrengung körperlicher Kraft, die bei der gänzlichen Entblöſſung des Körpers in jedem Muskel wahrgenom-

men werden konnte; — die überwiegende Gewalt des Siegers und das möglichſte, verzweifelnde Streben und endliche Unterliegen des Beſiegten machten es (ſowohl für weibliche als männliche Zuſchauer) zum intereſſanteſten Schauſpiele.

Eines Tags, als die Engländer über die Franzoſen den Sieg und den Preis davon getragen hatten, ſaſſen Heinrich und Franz in einem Zelte beim erfreuenden Pokale, und ieder erhob die Stärke und Kunſt ſeiner Landsleute:

Ha! wie meine Engländer Eure Franzoſen auf den Boden ſchmetterten! rief Heinrich —

„Hätte ich nur einige von meinen Normännern hier, dann würden wir ſehen, erwiederte Franz —

Die vollen Becher ſchäumten — Klang —

„Die Engländer hätten doch geſiegt„! rief Heinrich —

„Die Normänner würden ſie wie Knaben zu „Boden werfen!„ ſchrie Franz.

Plözlich ergrif Heinrichen die Begeiſterung ſo gewaltig, daß er aufſprang, über Franz herfiel. „Bruder, ich muß mit Euch ringen!„ ſchrie er, packte den König von Frankreich beim Kragen, und

machte mit dem ganzen Aufwande ſeiner Kräfte einige Verſuche, ihm ein Bein unterzuſchlagen. Aber Franz, der ihm in dieſer Kunſt weit überlegen war, ſchlang ſich mit bewundernswürdiger Gewandtheit um ſeinen Leib, und warf ihn mit ſolcher Schnelligkeit und Gewalt auf den Boden, daß Heinrich einen Augenblick Sinn und Bewußtſein verlor. Kaum hatte er ſich indeß von der Erſchütterung ſeines Falls erholt, als er aufs neue den Kampf beginnen wollte, wovon er jedoch durch die Dazwiſchenkunft mehrerer andern Perſonen verhindert wurde.

Izt nahten die Tage des großen und allgemeinen angekündigten Tourniers, das den Beſchluß dieſer Luſtbarkeiten machen ſollte. Heinrich, mit zwölf franzöſiſchen, und Franz, mit eben ſo viel engliſchen Rittern umgeben, rückten aus, um alle die in ritterlichem Kampf zu beſtehen, die es wagen würden, ihnen die Spitze zu bieten. Mehr Pracht war bei einem Tournier noch nicht geſehen. Mancher Ritter trug den Werth ſeines ganzen Vermögens auf ſeiner Rüſtung oder an dem Schmuck ſeines Pferdes. Die beiden Könige zeichneten ſich auch hierin, ſo wie durch ihre Geſtalt und Erfahrenheit in allen ritterlichen Uebungen vor den übri-

gen aus. Die Tourniere dauerten mehrere Tage, und die beiden Könige warfen alles vor ſich nieder, was ſich ihnen entgegenſtellte, empfingen nach und nach aus den Händen der Damen, die die Stelle der Kampfrichter vertraten, alle Preiſe, die für die Sieger dieſer Kampfübung beſtimmt waren, und unterlieſſen nicht, ſich mit dieſen Siegeszeichen zu ſchmücken.

An dem acht und zwanzigſten Tag ihres Zuſammenlebens ſchloß ſich nun der Tag des Scheidens. Nie können Freundſchaftsverſicherungen wärmer und ehrlicher geweſen ſeyn, als die, welche Heinrich und Franz einander gaben. Man mußte glauben, ſie würden es in der Dauer mit der Ewigkeit aushalten.

Allein Wolſey trug ſchon, hinter der gleiſſenden Larve der Höflichkeit, aus den Gefilden von Guines das Gift mit hinweg, was Karl bei dem Gegenbeſuche Heinrichs noch verſtärkte, und was, von beiden Heinrich gleich emſig eingeflößt, die Freundſchaft gegen Franz in wenig Wochen tödete. Wiewohl der Kardinal von Franz mit der verbindlichſten Freundſchaft behandelt war, ſo hatte dieſe perſönliche Bekanntſchaft doch nur zu dem

Entſchluſſe beigetragen, ſich entſchiedener auf die Seite Karls zu neigen.

Franzens ganzes Betragen war nicht nach dem Geſchmack des eiteln Kardinals. Die Einfachheit, Gradheit und Natur der Freundſchaftsbezeugungen Franzens ſtach zu ſehr ab gegen die überlegten und jedesmahl mit einem gewiſſen Prunk angebrachten Ehrenbezeugungen Karls. Franz ſchüttelte ihm herzlich und vertraut die Hand, wie ein Freund dem andern, Karl neigte ſich vor ihm, tief wie ein Klient vor ſeinem Gönner — Franz ſagte ihm eine Verbindlichkeit, wenn ſie in ſeinem Herzen aufwallte, ohne drauf zu achten, ob Jemand auſſer ihm und Wolſey ſie hörte; Karl hingegen brachte ſeine prunkvollen Komplimente nur an, wenn die zahlreichſte Schaar von Höflingen ſie umgab, und kein Wort davon auf die Erde fiel. Franz fragte Wolſey um Rath, wenn er wirklich deſſen bedurfte, und befolgte ihn mit der gewiſſenhafteſten Ehrlichkeit, widerſprach ihm aber frei und offen, wenn er Recht zu haben glaubte. Karl hingegen ließ ſich von Wolſey unterrichten, obwohl er nie die Abſicht hatte, ihm zu folgen; hatte nie etwas auf Wolſeys Vorleſungen zu erwiedern, als eine Bewundrung ſeiner Ein-

ſichten, und pflegte ſich dann mit dem Wunſche an Heinrich zu wenden, daß ihn doch der Himmel auch mit einem Miniſter begünſtigen mögte, von dem er als Staatsmann und Gelehrten ſo viel lernen, und dem er zugleich ſo uneingeſchränkt ſein Vertrauen überlaſſen könne.

Nicht leicht hat ein Fürſt mit mehr Sicherheit die Schwächen anderer zu ſeinem Vortheile benuzt, als Karl. Er begleitete Heinrich bei ſeinem Gegenbeſuche aus den Niederlanden nach Calais, und ließ ſich hier beim Abſchiede von ihm verſprechen, daß er Schiedsrichter in ſeinen Streitigkeiten mit dem König von Frankreich ſein wolle; „weil er„, ſetzte der Liſtige mit der ehrlichſten Miene hinzu, doch der Einzige ſei, der das Gleichgewicht „in Europa erhalten, oder das Uebergewicht geben könne„. Heinrich nahm dieß mit eben dem Vergnügen an, womit Wolſey das wiederholte Verſprechen ſeiner Verwendung für die Papſtwürde und der Schenkung einiger ſpaniſchen Biſthümer anhörte, und Franz hätte ſchon izt Urſach gehabt, ſeinen Freunden Wankelmuth vorzuwerfen und den nahen Verrath zu ahnden, wenn ſeine Seele dieſer unedeln Ideen fähig geweſen wäre. Die Zeit

und das Betragen ſeiner unwürdigen Freunde überließ ihn iedoch nicht lange dieſer Täuſchung.

Das Feuer der Mishelligkeiten zwiſchen ihm und Karln hatte ſeit ihrer gemeinſchaftlichen Bewerbung um die Kaiſerkrone unter der Aſche immer mehr Nahrung gefunden, immer ſtärker fortgeglühet, und war izt an dem, in hellen verzehrenden Flammen des Kriegs hervorzubrechen. Franz foderte nun ſeinen Bundesgenoſſen auf, ihm den verſprochenen thätigen Beiſtand zu gewähren. Allein er erhielt eine ſchwankende vieldeutige Antwort, die von dem Anerbieten begleitet war, daß er geneigt ſei, als Vermittler die Sache gütlich beizulegen.

Noch hatten die lebendigen und groſſen Bilder von Krieg und Schlachten, von Sieg und Eroberung ſich Franzens Phantaſie nicht bemeiſtert; noch war ſie empfänglich für unbefangenen ruhigen Lebensgenuß und die ſanftern Eindrücke der dankbaren Segnungen eines glücklichen Volks, dem die ruhige Sorgfalt eines gnügſamen Landesvaters eine friedliche Häuslichkeit ſichert. Noch wünſchte er alſo den Krieg vermeiden zu können, wann er ſich und ſein Land dadurch nur nicht einer liſtigen und ungnügſamen Anmaſſung preisgegeben

und Friedfertigkeit als Schwäche verſpottet zu ſehn befürchten durfte. Wie konnte er hingegen mehr geſichert ſein, als wenn er dieß Geſchäft des Vergleichs in die Hände zweier Männer gäbe, die ſich ſo oft und ſo lebhaft für ſeine Freunde erklärt hatten, und deren Verſicherungen er durch Beweiſe beſtätigt glaubte? Er konnte alſo nicht anders, als gern und mit zuverſichtlichen Erwartungen dieſen Vorſchlag annehmen. Calais wurde zu dem Congreßorte beſtimmt, und Wolſey übernahm das Geſchäft der Vermittlung in Heinrichs Namen. Er hatte zu dem Ende den Titel eines Generallieutenants oder Staatsverweſers erhalten, ſein Gefolge war das eines Königs, ſo wie ſeine Einkünfte ſich izt auch eben ſo hoch als die königlichen beliefen; er führte das große Siegel bei ſich, und hatte ungemeſſene Vollmacht, ganz allein nach ſeinem Gutbefinden neutral zu bleiben, oder ſich für eine von beiden Partheien zu erklären.

Die Geſandten trafen von beiden Seiten ein, und die Unterhandlungen wurden angefangen. Der Kardinal bezeigte ſich äuſſerſt geſchäftig, die Eintracht wiederherzuſtellen. Allein alle ſeine Vermittlungen drehten ſich zum Nachtheil Frankreichs und machten die Geſandten des Kaiſers immer

kühner und ungenügſamer in ihren Foderungen. Endlich erklärte Wolſey, daß er wegen der wenigen Nachgiebigkeit Franzens die Hofnung, dieß Geſchäft zu Stande zu bringen, aufgäbe — und die Verhandlungen hatten ein Ende.

Die Feindſeligkeiten giengen nun deſto lebhafter fort, und der Krieg war ſo gut als erklärt. Noch blieb Wolſey einige Zeit zu Calais, ſandte bald an Franz, bald an Karl Boten mit Vorſchlägen, von denen er vorher wußte, daß ſie nicht würden angenommen werden. Endlich reiſte er zum Kaiſer nach Brügge und ward von ihm wie ein König empfangen. Nun legte er die Maske völlig ab, ſchloß mit dem Kaiſer und dem Papſte im Namen Heinrichs einen förmlichen Traktat gegen ſeinen und ſeines Königs Freund und Bundsgenoſſen, und zur Befeſtigung dieſes Bündniſſes wurde die Prinzeſſin Marie, die ſchon mit dem Dauphin verlobt war, an Karln verſprochen. Franz, dem dieß ſogleich nicht verborgen bleiben konnte, und dem man es auch gar nicht mehr verbergen wollte, drückte ſeinen gerechten Unwillen darüber in einem öffentlichen Manifeſt aus. Er foderte Heinrich ſtark und nachdrüklich auf, als ein ehrlicher Mann ſein Wort zu halten, und durch

die muthwillige Zerreiſſung ihres Bündniſſes ſich nicht der Verachtung und Schande Preis zu geben — Heinrich fühlte die Stärke dieſer Vorwürfe und antwortete — mit einer Kriegserklärung.

Wolſey ſtand izt wohl auf dem höchſten Gipfel ſeiner Größe. Reich wie ein König, mächtig wie ein König, geehrt wie ein König — ſo geehrt von dem mächtigſten Monarchen Europas. In ſeiner Hand die Wage des Gleichgewichts großer Reiche; durchaus bevollmächtigt, nach Laune und Eigennutz mit den mächtigſten Fürſten der Erde hier Bündniſſe zu zerreiſſen, dort welche zu knüpfen — dennoch trachtete er nach einem Ziele, was ſchon hinter ihm zu liegen ſchien, und dieß unruhige Streben zog ihm die erſte Täuſchung ſeiner Anſprüche und Hofnungen zu. Leo ſtarb, und wie man ſich ins Ohr ſagte, ſo kannte niemand die Veranlaſſung dieſes plözlichen Todesfalls genauer als Wolſey. Izt war alſo der Zeitpunkt für die Erfüllung der warmen Verſprechungen des Kaiſers — und Karl äuſſerte die lebhafteſte Freude darüber. — Er ſandte auch unverzüglich Abge-

geordnete nach Rom, die ſich für Wolſey in ſeinem Namen verwenden ſollten. Allein ein heimlich abgeſchickter Eilbote war ſchneller gereiſt, und als die Abgeordneten anlangten — war die Wahl ſchon geſchehen und Adrian, Biſchof von Tortoſa, zum Papſt erwählt.

Karl machte nun einen zweiten Beſuch in England, um ſich gegen Heinrich und Wolſey wegen dieſes mißlungenen Verſuchs, wie er es nannte, zu entſchuldigen, und es gelang ihm auch, die Eitelkeit des Kardinals an dem Gängelbande der Hofnung noch weiter zu führen. Die größere Verbindlichkeit des Kaiſers gegen ſeinen ehemaligen Lehrer und nachherigen treuen Staatsdiener war ja ſo in die Augen fallend; die Unmöglichkeit, daß Adrian ihm lange im Wege ſtehen, und daß es ihm das zweitemahl fehlſchlagen könne, da er ſchon dießmahl ſo viele Stimmen gehabt hatte — war an ſich ſchon einleuchtend und wurde von Karln mit Freundſchaftsverſicherungen und Schmeicheleien ſo geſchickt ins beſte Licht geſtellt, daß Wolſey ſich beruhigte und in ſeiner Ergebenheit gegen den Kaiſer feſter als jemahls beharrte.

Ehe Karl von England abreiſte, ließ er ſich noch von Heinrich mit vielem Prunk den Orden des

blauen Hoſenbandes verleihen. Weil er aber nicht gewohnt war, irgend etwas umſonſt zu thun, ſo mußte Heinrich dieſe Kitzelung ſeiner Eitelkeit mit dem Darlehn einer anſehnlichen Geldſumme vergüten. Von Wolſey aber ſchied der Kaiſer mit dem Verſprechen, die Bezahlung der zwölftauſend Livres in Zukunft über ſich zu nehmen, die ihm Franz bisher ausgezahlt hatte, und nun durch ſeinen Abfall verloren gegangen waren.

So blieb es bis zu Adrians Tode — Die Bewerbungen wurden mit der gröſten Lebhaftigkeit betrieben; Heinrich bot allen ſeinen Einfluß auf, Karl that — wenigſtens in einem jeden ſeiner Briefe an den Kardinal — ein gleiches; — die Hofnung ſtand in der ſchönſten Blüte, als ſich das Konklave verſammelte und — Clemens der ſiebente aus dem Hauſe Medicis zum Papſt erwählt wurde.

Izt merkte der Kardinal freilich das trügliche Glas, was ihm der Kaiſer ſo geſchickt vorgehalten hatte. Allein er fühlte ſich zu ſehr durch dieſe Ueberliſtung gedemüthiget, als daß er ſeinem Verdruß eine Aeuſſerung hätte erlauben ſollen. Er wünſchte dem neuen Papſt auf das höflichſte Glück, und hatte den, freilich armen, Erſatz, daß er von ihm

auf Lebenslang zum Legaten über England, mit ſeiner bisherigen ausgedehnten Gewalt, erklärt wurde.

Von nun an ließ er Franz Gerechtigkeit wiederfahren. Er ſah ein, daß er von dieſem weit edler behandelt ſei, und konnte ſich nicht enthalten, mit Hochachtung von ihm zu reden, indem er nicht ſelten durch zweideutige Aeuſſerungen ſeine Geringſchätzung gegen Karl zu erkennen gab. Franz hoſte daher, daß Wolſey nicht blos das Beſſere erkennen, ſondern auch der Billigkeit gemäß ſein Unrecht, durch eine öffentliche Erneurung des alten Bündniſſes, wieder gut machen werde. Er ließ ſogar deßhalb unter der Hand Anträge thun, und auch der Papſt verwandte ſich auf das nachdrücklichſte für ihn. Allein wie oft iſt auch der reichſte Vorrath von Menſchenkenntniß unzulänglich, wenn es eine Vorausbeſtimmung deſſen gilt, was da geſchehen wird, oder gar geſchehen muß. Gerade izt, da jedermann glaubte, Heinrich und Karl würden durch Wolſeys Rache auf immer getrennt werden, kam ein neues Bündniß zwiſchen ihnen gegen Franz zu Stande, deſſen feinere Verwebung nur durch einen Blick in die Intriguen des franzöſiſchen Hofs aufgeſpürt werden kann.

Louiſe von Savoyen, Franzens Mutter, lebte bei ihrem Sohn und war durch ihre große Gewalt über ihn ein Gegenſtand der allgemeinſten Aufmerkſamkeit. Daß große und kraftvolle Männer unbedingt abhängig von einem Weibe ſind, iſt in den Verhältniſſen der Liebe und Ehe freilich nichts Ungewöhnliches. Allein dieß, worin ſich Franz gegen Louiſen befand, mögte ſchwerlich viele Beiſpiele der Art aufſtellen. Die Schwäche, die er gegen ſie hatte, ſchränkte ſich nicht auf Privatgefälligkeiten ein, war nicht blos ein Nachgeben in Dingen von geringer Bedeutung; es war beinah eine blinde Unterwürfigkeit der richtigſten Einſichten unter ihre Grillen, und eine unbedingte Folgſamkeit in den wichtigſten und allgemeinſten Angelegenheiten. So benuzte ſie die Milde und das Wohlwollen des beſten Königs, ganz willkührlich den Hof und das Land zu tyranniſiren, und brauchte den gerechteſten und rechtſchaffenſten Mann zum Werkzeuge ihres Privathaſſes und zu Kränkungen ſelbſt ſolcher Perſonen, deren Verdienſte er anerkannte und deren Beleidigung von ſehr nachtheiligen Folgen ſein konnte.

Den auffallendſten Beweis für dieſe Bemerkung lieferte das Schickſal des Konnetable

von Bourbon, eines der ſchönſten, edelſten, ſtolzeſten und geachtetſten Männer in Frankreich. Seine Geburt, ſeine Beſitzungen, ſeine Würde, ſeine bewährte perſönliche Tapferkeit und Ergebenheit gegen den König berechtigte ihn zu der ausgezeichnetſten Achtung Franzens und des ganzen Hofs, die ihm auch von dem Höchſten bis zum Niedrigſten bisher nie verſagt war. Louiſe war von jeher eine Feindin der erſten Gemahlin Ludewig des zwölften und haßte folglich nach Art gemeiner Menſchen auch alle die, welchen jene ihre Gunſt ſchenkte. Daher war ſie auch den Bourbons überhaupt abhold, weil dieſe der vorzüglichen Werthſchätzung der Anne von Bretagne genoſſen hatten. Der ſchöne und edle Karl hatte gleichwohl für ſeine Perſon das Feuer dieſes Haſſes bei Louiſen nicht nur ausgelöſcht, ſondern eine andere angenehme und erwärmende Flamme an ihrer Stelle entzündet. Die fünfundvierzigjährige Louiſe fand den dreiſſigjährigen Karl liebenswürdig, und dieß erregte Wünſche, die auf dem gewöhnlichen Schleichwege ſich auch aus ihrem Herzen ſtahlen und dem Konnetable überall entgegen kamen.

Bourbon war noch nicht lange mit einem liebenswürdigen Weibe verheirathet, und hatte izt

alſo nur noch Augen für dieſe. Daher währte es lange, ehe er die Wünſche Louiſens bemerkte. Endlich drängten ſie ſich ſo nahe an ihn, daß er ſie nun freilich nicht mehr überſehen konnte. Allein ſobald er von ihrer Wirklichkeit überzeugt war, goß er einen ſo gewaltſamen Strom von kaltem und bitterm Spott über ſie hin, daß ſie um ſo eiliger und erſchrockner in ihre Veſte zurückflohen, je zuverſichtlicher ſie ſich aus derſelben hervor gewagt hatten.

Abgewieſene Wolluſt löſt das Herz in Galle auf und füllt nach und nach mit Bitterkeit den Raum an, wo ſonſt der ſüſſeſte aller Triebe aufbewahrt wurde. Bourbon hatte bald Gelegenheit, dieſe Erfahrung zu machen. Er bemerkte bald eine Abnahme der Offenheit und Herzlichkeit an dem Könige, die er bisher in allen ſeinen Reden und Briefen wahrgenommen hatte. Darauf erfolgten kleine, dann gröſſere Kränkungen — er wurde durch Einſchränkung ſeiner Würde und Einkünfte ganz eigentlich beleidigt, und ſeine Gemahlin mußte von Louiſen nicht ſelten Bitterkeiten und hämiſche, kränkende Ausfälle erfahren. Bourbon empfand alles dieß, aber ſchien es nicht zu bemerken, zog ſich mit ſeiner Thereſe auf ſeine Güter zurück

und gab dem ganzen Hofe, bei Gelegenheit der Geburt ſeines Sohns, ein Feſt, deſſen Pracht überall bewundert, von Louiſen aber durch hämiſche Bemerkungen auch wieder für die Abſichten ihrer Rache benuzt wurde.

Dieß Feſt war kaum zu Ende, als Bourbons Gemahlin ſtarb. Karl begrub mit ihr ſeinen Sohn und ſchlich einſam, in finſterm Kummer Tag und Nacht um ihr Grab. Er wollte die Welt meiden und dem trügeriſchen Hofe den Abſchied geben; ſeine Tage ſollten hier an dem Grabe ſeiner Liebe langſam vorüberſchleichen, und ſein Kummer ſein Daſein überleben.

Aus dieſen melancholiſchen Träumereien weckte ihn ein Geſchäftsträger von Louiſen, der ihm den menſchenfreundlichen Antrag machte, daß ſie geneigt ſei, ihn zu tröſten und für den Verluſt ſeiner Thereſe durch ihre Hand ſchadlos zu halten. Wenn man ſich erinnert, wie der Konnetable ehemahls bei heiterm und gutem Muthe ähnliche Aeuſſerungen aufgenommen hatte; ſo kann man ſich leicht denken, wie er izt dieſes Anerbieten und den Ueberbringer deſſelben, in ſeinem gerechten Mismuth und der doppelten Ueberzeugung von Louiſens Verächtlichkeit, belohnte. Er hatte kaum dieſen An-

trag geahndet, als er ihn mit der bitterſten Verachtung zurückwies, und endlich voll Ungeduld über die Zuredungen des Geſchäftsträgers ihm rieth, den Ausgang aus ſeiner Burg aufzuſuchen.

Wer mag die Wuth beſchreiben, die izt Louiſen ergrif! — Ehemals verſchmäht — izt verachtet und beſchimpft! — Nur die empfindlichſte Rache konnte ihren Zorn befriedigen.

Allein geradezu eine Fehde gegen ihren Verächter zu richten, dazu war Bourbon zu furchtbar; der mächtigſte Vaſall, der nächſte Erbe der Krone und im Beſitz der Achtung und des Vertrauens der ganzen Nation. Die Rache nimmt überhaupt lieber die Liſt als den Muth zu ihrem Gehülfen. Louiſe hatte lange nicht ſo heiter geſchienen, noch nie faſt ſo theilnehmend und achtungsvoll von dem Konnetable geredet, als izt, da ſie in Geheim geſchäftig über einem Geſpinnſte von Ränken ihrer niedern Liſt brütete. Ihr Plan war ſicher, denn der Schützer der öffentlichen Gerechtigkeit, der Kanzler du Prat, half emſig ihn entwerfen und übernahm die ganze Ausführung deſſelben. Hätte Bourbon dem Kanzler einige Güter verkaufen wollen, warum er ihn einige Zeit vorher hatte erſuchen laſſen, ſo würde er nicht aller ſeiner Be-

ſitzungen und des ganzen Erbtheils ſeiner Gemahlin wegen in einen Proceß verwickelt worden ſeyn. Allein izt grif ihn dû Prat mit einer furchtbaren Armee künſtlich geſtellter Rechtsgründe im Namen der Regentin (dieſen Titel führte Louiſe, ſeitdem Franz entſchloſſen war, Italien zu erobern) an und ſetzte den Konnetable in keine geringe Verlegenheit. Das Recht war freilich auf Seiten Bourbons, und für einen jeden andern würde es auch in kurzem entſchieden geweſen ſein, zumahl da einer der gröſten Rechtsgelehrten den Beklagten als Anwalt vertrat. Allein der Richter war ſelbſt ſein Kläger und ein Werkzeug in den Händen eines unverſöhnlich beleidigten Weibes. Ein einſtweiliger Ausſpruch entſchied: daß bis zur ausgemachten Sache die ſtreitigen Güter und Beſitzungen ſequeſtrirt werden ſollten, bis dahin alſo auch der Konnetable keinen Anſpruch auf die Einkünfte derſelben machen könne. Izt hatte Louiſe, was ſie wünſchte, und ſie freute ſich ſchon innig auf die Demüthigung ihres ſtolzen Verächters.

Allein ſie hatte unter den vielen, die dieſem Rechtshandel mit Theilnehmung zuſahn, einen Beobachter gehabt, der es ſeinem Vortheil gemäß fand, ihr den gehoſten Triumph, unmittelbar vor

dem Genuß, zu rauben und die Befriedigung ih-rer Rache zu der Veranlaſſung der empfindlichſten Demüthigung ihres eignen Sohns zu machen. Der Kaiſer, der die Kunſt ſo vollkommen verſtand, günſtige Umſtände für ſich zu benutzen, konnte unmöglich dieſe Gelegenheit vorbei laſſen, ſich einen Vortheil zu verſchaffen, indem er zugleich Franz ei-nen empfindlichen Streich verſetzte. Er ließ Bour-bon Anträge machen, die in der verzweifelten La-ge, worin ſich dieſer befand, nicht ohne günſtige Aufnahme blieben. Er gieng wirklich ein Bünd-niß mit dem Kaiſer ein; allein er betrachtete es noch blos als ein endliches Rettungsmittel, im Fall alle ſeine Bemühungen, ſich Gerechtigkeit zu ver-ſchaffen, vergebens ſein ſollten.

So genau die argwöhniſche Louiſe den Konne-table auch beobachten ließ, ſo waren doch dieſe Ver-handlungen mit zu viel Behutſamkeit betrieben wor-den, als daß ihre Kundſchafter ihnen hätten auf die Spur kommen können. Um ſo willkommner war ihr daher die Anzeige eines unbekannten Mönchs, daß ein mächtiger Prinz und Pair des Reichs, den er iedoch nicht nennen konnte, in eine Verſchwörung mit dem Kaiſer ſich eingelaſſen ha-be. Sie ſandte den Prieſter an den Kanzler,

dieſer ließ ihn arretiren und gerichtlich verhören. Er wiederholte ſeine Ausſage, aber betheuerte noch einmahl, daß er den Namen des Prinzen nicht wiſſe. Die Nachfrage, woher er dieſe Entdeckung habe, beantwortete er damit: es ſei ihm im Beichtſtuhle von einem Ritter vertraut, denn er weiter nicht kenne, und von dem er auch nachher nirgends habe Kunde einziehn können.

So wenig zuverſichtlich dieſe Anzeige auch war, ſo diente Louiſens Gewiſſen ihr anſtatt der überzeugendſten Beweiſe, daß dieß niemand anders als Bourbon ſein könne. Sie verſäumte nicht, Franz ihre Entdeckung ganz zuverſichtlich mitzutheilen, und hofte wenigſtens, ihm einen Verdacht gegen den Konnetable einzuflößen, der das Verderben deſſelben unvermeidlich zur Folge haben müßte. Allein was ſie auch über Franz vermochte, ſo konnte ſie doch ſeine offne und edle Denkungsart nie ganz ausrotten. Anſtatt, wie ſie erwartete, den Konnetable heimlich arretiren, vielleicht gar aus dem Wege ſchaffen zu laſſen, fragte er nach den Beweiſen, und da ihr dieſe fehlten, ſo erklärte er es für eine Verläumdung; begab ſich indeß doch auf ſeinem Zuge nach Italien nach Moulins, wo Bourbon ſich aufhielt und eine Krankheit vorſchüz-

te, um nicht den König auf dieſem Zuge begleiten zu dürfen.

Hier ſaß der König einige Stunden an Bourbons Bette und redete offen und unbefangen mit ihm über den Argwohn, den man ihm hatte beibringen wollen. „Ihr ſeht„, ſagte er, „daß kein „anderer als Ihr damit gemeint ſein konnte, und „ich fodere Euch auf als Ritter und Edelmann, mit „der Wahrheit heraus zu gehn„.

Bourbon geſtand, daß ihm dergleichen Anträge gemacht wären, verſicherte aber, daß er ſich nicht darauf eingelaſſen, und daß der König keinen Abfall von ihm zu befürchten habe. „Was ich „auch möchte für Veranlaſſung dazu haben, Sire„ ſetzte er hinzu, „nach den mancherlei ſchimpf„lichen Kränkungen, die ich habe erfahren müſſen; „ſo reiche ich hiemit Euch dennoch meine Hand „und mein Wort, daß ich Euch treu anhangen „werde, ſo lange ein Odem in meiner Bruſt lebt„.

Der König ſchied mit erneuertem Zutrauen von dem Konnetable, der ihn auch ohne eine beleidigende Aeuſſerung entließ, wiewohl er ihn hier in ſeiner Gewalt hatte und es ihm leicht geweſen ſein würde, eine Genugthuung für das erlittene Unrecht von ihm zu erzwingen.

Franz war kaum nach Lion gekommen, als er Nachrichten von ſeiner Mutter erhielt, die den Verdacht gegen den Konnetable auſſer Zweifel ſezten. Dieß beſtand in einer gerichtlichen Ausſage des Ritters ſelbſt, der ein Vertrauter des Konnetable war, und die Briefe zwiſchen dem Kaiſer und ihm beſorgt hatte. Gewiſſensunruhen hatten ihn das erſtemahl bewogen, dieſe Verrätherei zu beichten, aber Anhänglichkeit an ſeinem Herrn ihn verhindert, der ſorgfältigen Nachforſchungen des Mönchs ohngeachtet, die nähern Umſtände anzuzeigen und des Konnetable und ſeinen Namen zu nennen. Indeſſen lag ihm dieſe Verheimlichung noch ſchwer auf dem Herzen, und eine immerwährende Gewiſſensangſt trieb ihn eine Zeitlang unruhig umher, bis er zum zweitenmahle ſeine Zuflucht im Beichtſtuhl ienes Mönchs ſuchte. So ſehr er ſich anfangs nun erleichtert fühlte, da er alles, was er von der Sache wußte, auf die Verſchwiegenheit des prieſterlichen Gelübdes vertrauend, von ſich geſagt hatte; ſo verwünſchte er dennoch nachher die Schwächlichkeit ſeines Gewiſſens, da er aus der Folge erkannte, was der Prieſter von ſeinem Geheimniß für einen Gebrauch gemacht habe.

Kaum hatte Franz dieſen Bericht erhalten, ſo langte bei ihm von Bourbon ein Abgeſandter mit der Erklärung deſſelben an, daß er allerdings geſonnen ſei, ihm treu und ergeben zu bleiben, dafern er ihm zu ſeinem Rechte verhelfen und in den Genuß ſeiner Güter wieder einſetzen würde. Im Fall dieß aber nicht zu erhalten ſei, ſo werde er ſich mit dem Kaiſer zur ſchrecklichſten Rache gegen ihn vereinigen. Franz ärgerte ſich mehr über die Hintergehung des Konnetable bei ſeinem Beſuche, als über ſeine Drohungen und entdeckte Verrätherei, ließ den Abgeordneten feſtſetzen und ſandte Bewafnete aus, um den Konnetable ebenfalls in Verhaft zu nehmen. Allein dieſer hatte ſich auf eine ſeiner Burgen in Sicherheit begeben, und da er hörte, daß der aufgebrachte Franz ihn hier belagern wolle, entwich er in der Nacht, nur von einem einzigen treuen Ritter begleitet, und entkam unerkannt nach Deutſchland, von wo er ſich zu der kaiſerlichen Armee nach Italien begab.

Izt, glaubte Karl, ſei es der Zeitpunkt, Franz ganz zu Grunde zu richten und Frankreich ſich zu unterwerfen. Franz war in Italien mit allem, was er an Heeresmacht hatte aufbringen können. Einer der mächtigſten Vaſallen, zugleich der größte

Feldherr dieſes ſo oft von ihm beſtrittenen Gegners hatte ſich in ſeine Arme geworfen, ihn ſelbſt zu dieſer Unternehmung aufgemuntert und ſie ihm als leicht ausführbar vorgemalt. Es bedurfte alſo nur Geld und Truppen; aber an beiden fehlte es Karln izt ganz, wenigſtens für die Ausführung dieſes Projekts.

Allein Karln fehlte es in ſeinem unerſchöpflichen Geiſte nie an auſſerordentlichen Hülfsmitteln, wenn auch die gewöhnlichen nicht immer für ſeine alles umfaſſenden Entwürfe hinreichten. Heinrich ſollte die Koſten dieſes Krieges bezahlen, und aus dieſem Entwurf entſtand folgender Vorſchlag, der freilich nur gegen Heinrich geäuſſert, nur von ihm als Ernſt angenommen werden konnte. Heinrich, Karl und Bourbon machten ein Bündniß, um Frankreich zu erobern. Sie waren ihrer Sache ſo gewiß, daß ſie ſich ſchon vorläufig darein theilten. Bourbon ſollte in ſeine Güter eingeſetzt werden und überdem noch Provence und Dauphine' mit dem Titel eines Königs erhalten; — Heinrich ſollte das ganze übrige Frankreich bekommen, und Karl wollte ſich begnügen, wenn ihm das Herzogthum Burgand zurückgegeben werde — gleich dem Adepten oder Schatzgräber, der nur eine geringe

Belohnung für ſeinen Anſchlag verlangt, nach welchem er andere mit unermeßlichen Reichthümern zu beglücken verſpricht. Freilich müſſen die, denen der Schatz werden ſoll, auch, wie billig, das Nöthige zu ſeiner Erhebung herbeiſchaffen. Nach dieſer Maxime fiel Heinrich die Anſchaffung und Unterhaltung des Kriegsheeres zu, und Bourbon übernahm die Mühe und Gefahr, es anzuführen.

Wer lächelt nicht, wenn er dieß Bündniß nur flüchtig überſieht — und dennoch ward es von den Theilnehmern wirklich ſehr ernſthaft geſchloſſen. Die Idee, ganz Frankreich zu beſitzen, hatte Heinrich ſo mächtig ergriffen, daß Wolſey kaum einige zweideutige Anmerkungen über die Ehrlichkeit des Kaiſers hinzuwerfen wagte. Er ſchien ſogar ſelbſt dafür eingenommen zu ſein und es zu befördern, — ohnzweifel weil er voraus ſah, daß dieſer Vertrag ſelbſt eine ſichere Gelegenheit werden müſſe, Heinrich mit dem Kaiſer ganz zu entzweien, und ſo ſeine Wünſche, ohne ſein merkbares Zuthun, zu befördern.

Der Vertrag war wirklich zu ſehr auf Thorheit gegründet, als daß er nicht auch durch eine lächerliche Thorheit hätte umgeſtoßen werden ſollen. Um Heinrichs Eitelkeit recht feſt zu faſſen,

hatte

hatte Karl darauf gedrungen, daß Bourbon die ihm zugetheilten Provinzen von Heinrich, als König von Frankreich, zur Lehn tragen ſolle. Hieran ſtieß ſich Bourbon, er wollte durchaus dieſen Artikel nicht eingehn und Heinrich nicht davon ablaſſen. Der Traktat zerſchlug ſich über dieſem Streit, und Karl ſah, bei aller Geſchicklichkeit der Baukunſt, ſein Haus noch vor der Vollendung deſſelben zuſammenſtürzen, weil er es auf einen ſandigten Grund gebaut hatte.

Von dem Gelde und den Truppen, die Heinrich verſprochen hatte, erſchien nun weder das Eine noch das Andere. Es konnte nicht fehlen, daß Karl nicht hierüber lebhafte Unzufriedenheit geäuſſert, und daß Wolſey nicht dieſe Aeuſſerungen ſorgfältig benuzt hätte, um Heinrich das Betragen des Kaiſers verdächtig zu machen. Er ließ ihn nun die trügliche und verſtekte Abſicht Karls bei ienem Bündniſſe bemerken, und Heinrich, der eben ſo leicht argwöhniſch wurde, als zur andern Zeit leichtgläubig traute, war nun leicht dahin zu vermögen, daß er den Kaiſer um ſeine Schuldfoderung zu einer Zeit mahnte, wo der Kardinal wußte, daß Karl gänzlich auſſer Stand ſei, dieſe Foderung zu befriedigen. Wo bleibt der Fürſten-

gehalt auf dem Probierſtein des Menſchenwerths!
— Zank und Zwietracht iſt unter dieſen Göttern der Erde, gerade wie unter den Ständen, die ſie wie Staub unter ihre Füße treten. Karl, wiewohl mit Marien verſprochen, verlobte ſich mit der Tochter des Königs von Portugall; und Heinrich ſuchte eine gleiche Verbindung zwiſchen Marien und dem Könige von Schottland zu Stande zu bringen. Sobald dieß Karl erfuhr, ſandte er, immer bemüht, ſich in Vortheil zu ſetzen, Geſandte nach London, um ſeine Braut abzufodern, zu einer Zeit, wo er wuſte, daß ihre Verbindung mit dem König von Schottland aufs eifrigſte betrieben wurde. Während daß dieſe zu London ſich laut beklagten und ſcheinbar negotirten, vollzog er ſeine Verbindung mit der portugieſiſchen Prinzeſſin —

Von nun an ſchien Karl ſeine ſonſtige Behutſamkeit ganz abgelegt zu haben. Seine Briefe ſtimmten einen ſehr hohen Ton an. Sonſt athmeten ſie nur beſcheidne, ſelbſt demüthige Ergebenheit, nur die feinſten und ſüſſeſten Schmeicheleien; izt beobachteten ſie kaum mehr die gemeinſte Höflichkeit. Sonſt hatte er ſich ſtets an Heinrich unterſchrieben: „Euer ergebenſter Sohn

„und Vetter,„ izt fand ſich nichts weiter als der bloße Name „Karl,„ und an Wolſey ſchrieb er gar nicht mehr.

So war alſo ſchon der völlige Bruch nahe, als, durch die unglückliche Schlacht bei Pavia, Franz in die Gefangenſchaft ſeines untreuen Vaſallen Bourbon gerieth und Karl ſich das Uebergewicht, das dieſer Unglücksfall ihm über ſeinen Gegner gab, mit einer Indiskretion zu Nutze machte, die bei allen Fürſtens Europens Theilnehmung und Unwillen erregte.

Heinrich machte vielleicht allein eine Ausnahme davon. Ihm fiel bei dieſem Vorfall nur ein, daß ſich dadurch eine günſtige Gelegenheit der Ausführung ſeines alten Projekts, Frankreich zu erobern, darbiete, weil dieß Reich, verlaſſen und hülflos, wie es izt war, zumahl gegen die Vereinigung zweier mächtiger Fürſten Widerſtand zu leiſten, auf keine Weiſe im Stande ſein werde. Allein wie es zur ernſthaften Berathung hierüber kam, ſo machte der weiterſehende Kardinal Heinrich denn doch begreiflich, daß Frankreichs Unterdrückung eine uneingeſchränkte Vergrößerung der Macht und Beſitzungen Karls zur unvermeidlichen Folge haben würde, daß ſelbſt vielleicht am Ende

ganz Europa in die Hände des Kaiſers gerathen könne, und er ſelbſt (Heinrich) nicht mehr der zu großen Uebermacht würde Widerſtand leiſten können. Viel ſicherer, warf er am Ende hin, ſei es izt, durch die Errettung Frankreichs den ſchönen und erhabenen Titel eines Erretters von ganz Europa zu erringen; und — nun wollte Heinrich dieſer Erretter von Europa werden.

Geſittete Völker und Monarchen, ſagt man, machen es nicht, wie die Wilden und rohen Barbaren. Sie fangen nur nach einer Erklärung und unter hinlänglichen Vorwänden Feindſeligkeiten an. — Allein ſo ſchön dieß klingt, ſo macht es doch einen auffallenden Misklang mit der andern Bemerkung: daß man gemeiniglich erſt Kriege beſchliesſe und dann hinterher auf den Vorwand denke, ohne ſich um die Gültigkeit oder Ungültigkeit deſſelben ſehr ernſtlich zu kümmern. Man breche, ſagen ſogar Manche, den erſten beſten Vorwand vom Zaune und beruhige ſich nicht ſelten bei einigen allgemeinen Foderungen, die einen ſchwachen Schein des Gerechten erregen.

Dem ſei übrigens wie ihm wolle, ſo war dieß wenigſtens bei Heinrich der Fall. Die Beſchwerden, die er gegen Karln beibrachte, und die An-

ſprüche, die er machte, waren nicht viel mehr, als die nakte Herausfoderung „ich will Krieg mit „dir!„ Karl verſtand dieſe Abſicht deutlich genug; gleichwohl ſtellte er ſich in ſeiner Antwort, als verſtünde er ſie nicht; und dieß nöthigte zu Erklärungen, die wieder Erklärungen heiſchten. Karl wuſte ſich ſo fein zu drehen und zu wenden, daß Heinrich, auch mit aller brennenden Begierde, gerade und derb zuzuſchlagen, ihm doch nicht ankommen konnte und ſich vor erſt mit einer nachdrücklichen Verwendung für Franz und einigen Zurüſtungen zum Kriege begnügen ließ.

Wie ſonderbar und ganz wider Abſicht ſchlieſſen ſich nicht oft Wirkungen an Urſachen! Eben dieſe Zurüſtung, die das Werk und der Betrieb des Kardinals war, hätte beinah eine Veranlaſſung zu ſeinem Sturz gegeben. Unter dem Vorwande einer Kriegsſteuer ſchrieb er eine Auflage aus, die den vierten Theil aller geiſtlichen Güter und den ſechſten aller Beſitzungen der Laien betrug. Er war auf ſeine Allgewalt ſo ſicher geworden, daß er dem König nicht einmahl davon Nachricht gegeben hatte, und ſie dennoch mit aller ihm eigenen Strenge im Namen deſſelben eintreiben ließ. Dieſer unmäſſige Druck ſchien auf einmahl

alle die gelähmten Federn der Nation wieder in Thätigkeit zu ſetzen. Es entſtand eine allgemeine Unruhe, die in eine völlige Empörung überzugehen drohte. Man drängte ſich mit Gewalt zu dem König und beſtürmte ihn mit den heftigſten Klagen und Bitten.

Heinrich hatte ſeit achtzehn Jahren der gläubigen Zuverſicht gelebt, ſeine Regierung ſei die gelindeſte von der Welt, und izt hörte er auf einmahl die allgemeinſten und ſchrecklichſten Abſchilderungen von Druck und Gewaltthätigkeit. Er war befremdet — erſtaunt — erſchrocken — Es erhoben ſich auf einmahl die ſchrecklichſten Beſorgniſſe in ſeiner Phantaſie, die er nicht unterdrücken, ſelbſt nicht einmahl geſchickt genug verbergen konnte.

Der ſorgloſeſte Despotismus fühlt am erſten das prekäre ſeiner Exiſtenz, ſobald ſich das Gefühl von Menſchenrechten mit Muth ihm entgegenſtellt. Der Reiter, der den Zügel verlohr, ſtreichelt das ſchnaubende Roß. Das edle Thier, das der Gewalt trotzte, widerſteht der Gelindigkeit nicht. Gutmüthig läßt es dem hinterliſtigen Reiter den Zügel wieder erhaſchen, und muß nun nicht ſelten den bis dahin verbißnen Unwillen er-

ſahren — In der Verlegenheit, worin den betäubten König die nachdrücklichen Klagen ſezten, erklärte er öffentlich, daß er von dieſer Auflage nichts wiſſe, ſondern Wolſey ſie, für ſeinen Kopf ganz allein, ausgeſchrieben, daß er nie von ſeinem Volke etwas mit Gewalt erzwingen, ſondern ſich damit begnügen werde, was man ihm aus Benevolenz verwilligen wolle; und daß er ſeinen Miniſter für dieſe Eigenmächtigkeit anſehn werde.

Die gutherzige Nation beruhigte ſich, und Heinrich machte nun ſolche Anſprüche an ihre Benevolenz, daß man keinen erheblichen Unterſchied unter ſeiner Diskretion und der gewaltthätigen Anmaſſung des Kardinals finden wollte. Es entſtanden nun Unruhen, und wiewohl der Kardinal an dieſer lezten Verfügung keinen Theil hatte, ſchrie man doch allein über ihn und ſo laut, daß der König ſich genöthigt ſah, darauf zu hören. Dießmahl gerieth der König ernſtlich im Zorn über ſeinen Miniſter; nicht weil ſich ſeine Unterthanen über ihn beklagten, ſondern weil dieſe Klagen ihn zum zweitenmahle in eine unangenehme Verlegenheit ſezten. Feinde und Neider hoften izt, dieſen Koloß ſtürzen zu ſehn,

den bisher weder Erſchütterung noch Untergrabung nur hatte wankend machen können.

Allerdings war auch der Sturm von Vorwürfen und Schimpfworten nicht gering, der in der erſten Zuſammenkunft mit dem Könige ſich erhob. Allein der ſchlaue Kardinal ertrug ihn mit der ruhigſten Geduld. Er machte nicht den geringſten Verſuch, ſich zu rechtfertigen oder auch nur zu entſchuldigen. In tiefſter Zerknirſchung warf er ſich vor dem Könige nieder, flehte ihn um Gnade und gelobte auf das wehmüthigſte, ihm in Zukunft keine Veranlaſſung zu ähnlicher Unzufriedenheit zu geben. „Berechnet doch nicht, mein gnädigſter „König und Herr, die Geiſtesſtärke eines Mannes, „der ganz Euer Geſchöpf und Werk iſt, nach der „Kraft Eures erhabenen Geiſtes. Ihr mögt wohl „viel umfaſſen, alles überſehn und nichts verſäu„men; aber wo iſt der Mann, der Euch hierin „gleiche!„ — Dieſe Vorſtellung und das Bewußtſein, wie unentbehrlich ihm der Kardinal im eigentlichen Verſtande ſei, beſänftigten Heinrich, er bezeigte ſich geneigt, ihm dießmahl noch Verzeihung angedeihen zu laſſen, ſetzte indeſſen noch eine nachdrückliche Drohung, für einen in der Zukunft wiederkehrenden Fall, hinzu. Der Kardinal dank-

te auf das demüthigſte, und bat nun noch den König, das Maaß ſeiner Gnade voll zu machen und ihm einen Beweis ſeiner Verzeihung nicht zu verſagen. Nach dieſer Einleitung rükte er mit einem Teſtamente hervor, worin er den König zu ſeinem Erben einſetzte. „Es iſt ja alles, was ich beſitze, Eure Huld und Gnade; alſo ganz natürlich „und nur von Rechtswegen fällt es wieder an Ew. „Majeſtät zurück, wenn ich ſterbe und Ihr mir „bis dahin zu behalten vergönnt habt, was Ihr „zu jeder Stunde zurückzufodern berechtigt ſeid,„ ſetzte er hinzu und neigte ſich bis zur Erde.

Izt hatte Wolſey des ſchwachen Heinrichs Gunſt, wo möglich, uneingeſchränkter als vorher. Indeſſen ſuchte er dieſe Warnung zu nutzen, wurde aufmerkſamer bei ſeinen Unternehmungen und auf die Wahl der Perſonen, die Zutritt zum Könige erhielten. Nach und nach wurde mancher unter allerlei Vorwand entfernt, einige verlohren ſich ganz, und man ſagte ſich die Befürchtung ins Ohr, daß ſchwerlich jemand ſie unter den Lebendigen wieder finden dürfte.

Um dieſe Zeit kam ein junges Frauenzimmer an den Hof der Königin, die von nun an, wie wir erwarten, dem Beobachter dieſes hiſtoriſchen Gemäldes, eben ſo intereſſant ſein wird, als ſie damahls iedem Beobachter des Schönen und Reizenden war. Lady Anna Boleyn galt ſchon, als ein Kind von ſieben Jahren, für den Liebling Mariens, der Schweſter Heinrichs. Dieſe Prinzeſſin, die ſich ſchon früh, wie wir wiſſen, vor den meiſten ihres Geſchlechts und ihres Vaterlandes auszeichnete, hatte ſie faſt beſtändig um ſich und machte ſich ihren Unterricht und ihre Ausbildung zu einem Lieblingsgeſchäfte. Bei ihrer freudenloſen Verheirathung mit Ludwig von Frankreich machte das Unglück dies Kind, als das Einzige, woran ſie ſich izt ungehindert anſchlieſſen konnte, ihrem Herzen noch werther, und ſie erbat ſich von den Aeltern die Vergünſtigung, es mit nach Frankreich nehmen zu dürfen, um ihre Erziehung zu vollenden.

In der erſten Zeit ihres Aufenthalts in Frankreich fand auch Marie wirklich ihren einzigen Troſt, ihre einzige Erheiterung in dem Umgange mit der kleinen liebenswürdigen Anne. Die zärtlichſte Mutter kann nicht mehr Sorgfalt für das geliebteſte ihrer Kinder haben. Sie durfte ſich nicht von ihr trennen, höchſtens auf Minuten ſich von ihr entfernen.

Was dem Verarmten, als das einzig übriggebliebene unſchäzbar iſt, wird nur zu bald vernachläſſigt, wenn Wohlſtand und Ueberfluß ſich wieder bei ihm einſtellt. Marie trank aufs Neue das Glück der Liebe mit langen Zügen, und über dem ſüſſen Rauſche vergaß ſie der Erquickungen, die dieſe kleine heitere Tröſterin ihrem Herzen ſo oft, im ſchmachtenden Durſte, gewährt hatte.

Anfangs weinte Anne manchmahl ihre bittern Thränen darüber, daß ſie die Mutter (ſo nannte ſie Marien) gar nicht mehr leiden möge und immer hinausſchicke, wenn der große Ritter mit den ſchwarzen, feurigen Augen käme, an ihrer Seite ſäße und ihre Hand in der ſeinigen halte. Bald aber gewöhnte ſie ſich daran, weil ſie überall Liebe fand, man ſich darum ſtritt, wo ſie heute, wo ſie morgen zubringen ſollte, und weil ſie

in der Herzogin von Alençon, einer Schweſter des Königs, ganz die liebevolle und ſorgſame Mutter wiederfand, die ſie in Marien verlohren hatte. Wie Ludwigs Witwe als Gräfin Suffolk bald darauf nach England zurückkehrte, erhielt die Herzogin von Alençon leicht von ihr, daß ſie Annen ihr ganz überließ.

Auf dieſe Weiſe blieb ſie am franzöſiſchen Hofe zurück und wurde bald durch die vollendete Entwicklung ihrer geiſtigen und körperlichen Reize der Gegenſtand ſo allgemeiner Bewundrung, daß der Saame der Eitelkeit ſchon früh in ihr aufkeimte und, wiewohl in der angenehmſten Farbenmiſchung, ſtark empor wuchs. Bei Gelegenheit der erneuerten Verbindung Heinrichs mit der Regentin von Frankreich, zur Rettung des gefangenen Franz, kam ihr Vater, Sir Thomas Boleyn, als Geſandter nach Paris, und führte ſie bei ſeiner Rückkehr mit ſich nach England zurück. Hier brachte er ſie an den Hof der Königin, und erhielt eine Stelle unter den Hofdamen für ſie.

Anne erſchien als ein ungewöhnlich glänzender Stern an dem trüben Himmel des Hofs der alternden Königin. Man bewunderte ihre Schönheit, aber noch mehr ihren lebhaften und hinreiſ-

ſenden Witz, ihre Leichtigkeit im Urtheilen und Handeln und eine iovialiſche Heiterkeit, die über alles, was ſie redete und that, über eine iede ihrer Mienen und Bewegungen ein lachendes Kolorit verbreitete. Ihr Umgangston war, ohne Rückſicht auf das Geſchlecht und den Stand, ungezwungen und offen, nicht ſelten vertraulich und muthwillig. Alles drängte ſich um ſie, ſuchte von ihr bemerkt zu werden, oder nach ſeiner Weiſe ihr etwas Verbindliches zu ſagen. Sie hatte für jeden ein heiteres Geſicht, eine gefällige, vorübergleitende Höflichkeit, auf jede Galanterie eine ähnliche Antwort und für ieden witzigen Ausfall ein beifälliges Lächeln und eine ſchnelle Replik. Nach einen Tête-à-tête von fünf Minuten glaubte ein jeder beſonders von ihr begünſtigt zu ſeyn. Allein, wenn er ſeinem Freunde in Geheim Eröfnung davon machte, hörte er von ihm ein Gleiches. Sie erregte bei allen Liebe, die ſie ſahen; ohne daß ſie fähig war, ſelbſt Jemand eigentlich zu lieben als ihre eigene artige Ichheit.

Durch den Kontraſt, den ihr Betragen, mit dem geſellſchaftlichen Tone der engliſchen Damen machte, mußte ſie noch intereſſanter werden und insbeſondere an dem Hofe, der ſich natürlich nach

der Königin geformt hatte, ganz eigentlich Epoche machen. Catharina war einfach und häuslich; ſie war gewohnt, den größten Theil des Tages unter ihren Kammerfrauen zu ſitzen und ſich mit Handarbeit zu beſchäftigen. Ihr von Natur guter Verſtand hatte daher ſtets die Eingeſchränktheit und Leere behalten, die ſtete Beſchäftigungen dieſer Art zur unvermeidlichen Folge haben. Nun hatte ſie von Kindheit an eine hohe und heilige Vorſtellung von den Pflichten einer Ehefrau und Hausmutter als ihre einzige Erkenntniß ſich zu eigen gemacht, und die eheliche Treue war für ſie die höchſte, wo nicht die einzige Tugend. Wenn ihr Beichtvater ſeinen geiſtlichen Zuſpruch an ſie richtete und ein Bekenntniß ihrer Sünden von ihr verlangte, ſo pflegte ſie ihm gemeiniglich nur zu antworten: „ich habe keine Sünde zu beichten, denn „ich bin meinem Herrn nie untreu geweſen, weder „mit Gedanken, Worten noch Werken.„ Auch liebte ſie Heinrich aufrichtig und herzlich, und bezeugte ihm die demüthigſte Folgſamkeit und uneingeſchränkteſte Unterthänigkeit. — Uebrigens war ſie gegen alle Menſchen gleich einſylbig, ernſt und ſtolz. Sie verſäumte keine Meſſe, hielt regelmäſſig ihre Betäubungen, und that auch gute Wer-

ke, welche jedoch die Kleriſey mehr, als die Armuth zu rühmen wuſte.

Man kann ſich nun leicht nach dieſem Original die Copien, die ſie umgaben, und den ganzen Ton am Hofe der Königin denken. Freilich wich der in der Stadt und insbeſondere in den Geſellſchaften, die der Kardinal dirigirte und der König beſuchte, von dieſem ſehr ab. Allein dennoch galt überall eine gewiſſe ceremonlöſe Kälte und eine gravitätiſche Zurückhaltung in dem Umgange mit dem männlichen Geſchlechte für den einzigen Stempel der weiblichen Ehrbarkeit und Sittſamkeit. Man kann ſich daher auch leicht erklären, warum die Urtheile des weiblichen Geſchlechts über Annen mit dem bewundernden Lobe des männlichen ſo oft im Widerſpruch ſtanden.

Schon ſeit einigen Jahren hatte Heinrich beinah allen vertraulichen Umgang mit ſeiner Gemahlin aufgehoben, weil die Zeit den einzigen Reiz, den ſie für ihn gehabt hatte, ihre körperliche Schönheit, mit hinweg genommen hatte. Er beſuchte ſie indeſſen noch zuweilen, wiewohl immer ſeltner, ie ſtärker ihn jeder Beſuch daran erinnerte, daß ſie ſechs Jahre älter ſei als er.

Miß Boleyn war alſo ſchon einige Zeit am Hofe der Königin, und Heinrich hatte ſie noch nicht geſehen. Die allgemeine Bewundrung war auch freilich zu ihm gedrungen, hatte indeß, ſo leicht dieß auch ſonſt war, ſeine Neugierde noch nicht gereizt, weil das Projekt, der Erretter Europas zu werden, ihn eine Zeitlang allein beſchäftigte und nachher iene oben erzählte Revolte die allgemeine Aufmerkſamkeit des Hofs mit der ſeinigen nur auf dieſen Gegenſtand hin gerichtet hatte.

Um ſo ſtärker war alſo der Eindruck, als er ſie zum erſtenmahle bei einem Feſte ſah, womit Wolſey die Wiederherſtellung der Ruhe und ſeine Begnadigung feierte. Die Pracht, die Fröhlichkeit, die hier herrſchte, die Zahlreichheit der Geſellſchaft — gaben Annen nur mehr Gelegenheit, ihre Talente zu zeigen. Die allgemeine Huldigung aller Männer von Geſchmack und gutem Ton diente ihnen nur zu einer Folie, um ihren Glanz zu erhöhen.

Bis izt hatte Heinrich gegen das weibliche Geſchlecht nie etwas anders empfunden, als den Inſtinkt, den das Bedürfniß ſeiner körperlichen Natur erweckte. Er hatte nie daran gedacht, daß ein Weib auch einen Geiſt und ein Herz habe, und

daß

das beides intereſſiren, oder länger als bis zur Befriedigung der Begierde feſſeln könne. Der lächerliche Dünkel, der den Mann ausſchlieſſend zum Herrn der Schöpfung macht, hatte wohl noch in keinem Kopfe ſtärkere Wurzel gehabt, als in dem ſeinigen, und war durch die tiefe Unterwürfigkeit Katharinens und das gefällige Entgegenkommen derer, auf die ſein lüſternes Auge ſich heftete, überflüſſig genährt. Daher war Heinrich ein Faun in der Liebe und gewohnt, Wünſche dieſer Art ſo bald zu befriedigen, als ſie ihm aufſtiegen — am wenigſten aber ſie in ſich zu verſchlieſſen, oder ihre Befriedigung, durch Bekämpfung von Hinderniſſen, zu erringen.

Heinrich fand Annen ſchön und war nicht abgeneigt, ihr das Schnupftuch zuzuwerfen. Er wandte ſich an ſie und ward freundlich aufgenommen, aber gerade ſo wie alle übrigen behandelt. Er fand nichts von iener demüthigen Einſchmeichlung, von iener erwartungsvollen Ergebenheit, die er bisher nur bei denen gefunden hatte, die er mit ſeinem Gnadenblick beehrte. Dagegen ſah er ſich unvermerkt in ein lebhaftes Geſpräch verwickelt und von Witz und Laune umhergeriſſen. Dieß ihm ungewöhnliche Betragen machte auch einen

ihm ſelbſt unbekannten Eindruck auf ihn. Er wurde von einer Empfindung ergriffen und zu Annen hingezogen, die ihm bisher ganz fremd geweſen war. Er folgte ihr überall, ohne es zu wollen; er vergaß ihre Schönheit über dem Wohlgefallen, das er an ihren Unterredungen fand; er fühlte auf einmahl einen Trieb, auch ihr gefallen zu wollen, und erſchöpfte daher den ganzen Vorrath ſeiner Galanterien.

Allein ſo ſehr er ſich Mühe gab, ſie auf das beſte aufzuſtutzen, ſo behielten ſie doch immer etwas derbes und ſultaniſches. Nicht ſelten fiel er, wenn er recht artig ſeyn wollte, in Ungezogenheiten, die dem feinen und verwöhnten Geſchmack Annens unwiderſtehliches Misfallen abzwangen. Ihre gefällige Freundlichkeit gieng in Kälte und ihr lachender Witz in beiſſenden Spott über. Heinrich ſah ſich mehr als einmahl in Gegenwart ſeines ganzen Hofes lächerlich gemacht. Er fühlte ſich gekränkt, allein er konnte nicht zornig werden, und der nächſte freundliche Blick löſte jede unangenehme Empfindung ſogleich wieder in eine nie gefühlte Wonne auf. Er fieng an behutſamer zu werden in dem, was er ſagte, und doch fühlte er einen beſtändigen Drang, etwas zu ſagen, und

fürchtete ſich dann wieder, daß auch dieß durch ihren Spott gemißhandelt werden mögte. Er fand ſich von einer Unruhe ergriffen, die er nie empfunden hatte, es kämpften Wünſche in ihm, die er nicht zu unterſcheiden wußte, er ſchien ſich ſelbſt genommen zu ſeyn — Der ſechsunddreiſſigjährige König empfand zum erſtenmahle die Gefühle eines Jünglings, den im ſechzehnten Jahre die erſte Liebe durchdringt. —

Das Feſt ſchloß ſich mit einem maskirten Tanze. Heinrich tanzte nur mit Annen, gab ſich Mühe, ſchön zu tanzen, ſorgte für ihre Erquickung mit ungeſtümer Aemſigkeit; — überall war ſein ganzes Benehmen ſo auffallend, daß es keiner Augen der Höflinge bedurft hätte, um aufmerkſam darauf zu werden. Die übrigen Anbeter Annens hatten ſich nach und nach zurückgezogen — Heinrich und Anne waren überall allein. — Er wollte mit ihr reden, es fehlten ihm die Worte — Anne nekte ihn, er wußte nichts darauf zu erwiedern — „Sie ſei des ewigen langweiligen Tâte-„teatâtes müde„, ſagte ſie ihm endlich ziemlich froſtig; und eh er noch antworten konnte, hatte ſie ſich von ihm losgemacht. Sie verſchwand unter der übrigen Geſellſchaft und ſchwebte bald an

den Armen des jungen Lord Percy aufs Neue durch die Reihen der Tänzer.

Heinrich war betroffen, wurde mürriſch, verließ das Feſt früher, als gewöhnlich, und blieb einige Tage in ſeinem Zimmer, unter dem Vorwande eines Uebelbefindens. Er ſprach in dieſen Tagen Niemanden, und ſelbſt dem Kardinal war der Zutritt verſagt.

Endlich wurde er wieder ſichtbar, allein er war finſter und einſylbig, fertigte jeden, der ſich ihm nahte, kurz und mit ſichtbaren Zeichen, daß man ihm läſtig ſei, ab, — war ganze Tage, nur in Begleitung von wenig Bedienten, auf der Jagd, und übernachtete zuweilen in einem abgelegenen Landhauſe im Dickigt des Waldes.

Nach ſeinen bisherigen Erfahrungen konnte Wolſey nicht begreifen, wie dieſe Wirkung aus jener Urſach entſtanden ſei. Die anhaltende Verſchloſſenheit fing an ihm bedenklich zu werden. Er ſuchte daher den Schüſſel dazu zu finden, eh ihn der Zufall einem andern, und mit ihm das ganze Vertrauen Heinrichs, in die Hände liefern mögte. Zu dem Ende ſtellte er ſich gegen den König bekümmert über ſeinen Mismuth, ließ ſich verſichern, daß es nicht etwa noch ein Ueberbleibſel

ſeiner neulichen Ungnade gegen ihn ſey, rieth ihm dringend, ſich zu zerſtreuen, und ließ unter dieſem Vorwande Feſte auf Feſte in ſeinem Pallaſte folgen.

Dieſe Luſtbarkeiten ſchienen gerade das Gegentheil von dem zu bewirken, was als ihre Abſicht angegeben wurde. Tiefſinnig fand ſich Heinrich dabei ein, und mürriſch verließ er ſie; er gieng jedesmahl mit dem Vorſatze weg, das nächſt mahl nicht hinzugehen — weil er Annen dort zu finden fürchtete, und war dann der Erſte, der ſich wieder einfand, weil er Annen hier zu finden hofte. Anne war gegen alle übrigen gütig und mittheilend, nur nicht gegen Heinrich, und erklärte ohne Rückhalt, „ſie könne den König nicht leiden.„ Die auffallende Kälte, womit ſie ihn behandelte, die oft an Schnödigkeit grenzte, blieb, ſo wie die Geduld, womit dieß Heinrich ertrug, die Beharrlichkeit, womit er ſeinen Verdruß darüber verbarg und täglich mehr in ſich ſelbſt verſchloß, für den erfahrenſten Beobachter gleich unerklärbar.

Annens Betragen mußte zuerſt näher unterſucht werden, um dieß Räthſel zu löſen; auf ſie richtete Wolſey daher zuförderſt ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Daß ein junges Mädchen den Wün-

ſchen eines Königs ſo auffallenden Widerſtand lei-
ſten ſollte, war ihm unmöglich, wenn nicht eine Nebenurſache dahin mitwirke. Er half ſeinem eigenen Beobachten durch ſeine Kundſchafter nach, und brachte ſo bald in Erfahrung, daß Lady Boleyn mit dem jungen Lord Percy, einem Sohn des Grafen von Northumberland und Hausgenoſſen Wolſeys, in einer vertraulichen Verbindung ſtehe. Von dieſer Entdeckung konnte er auf die eine oder die andere Weiſe etwas erwarten, daher begab er ſich unverzüglich damit zum König, machte ihm gleichſam officiale Anzeige davon und bat ſich von ihm Verhaltungsbefehle aus.

Allerdings zerbrach auch dieſer unerwartete Schlag das Stillſchweigen des Königs. Zwar geſtand er ſeine eigene Leidenſchaft nicht eigentlich, verrieth ſie indeſſen genug durch die ungeſtümſten Ausbrüche der Eiferſucht. Er gerieth in den heftigſten Zorn auf Percy und Anne und den Kardinal. Er beſchuldigte ihn einer ſträflichen Nachläſſigkeit, daß er die jungen Leute in ſeinen Dienſten nicht beſſer in der Zucht halte, — ſchwur und fluchte: er wolle an ſeinem Hofe dergleichen loſe Händel nicht wiſſen, und Wolſey ſollte nur den Augenblick der Sache ein Ende machen und beide

vom Hofe entfernen. — Der Kardinal ſtellte ſich betreten, entſchuldigte ſeine Nachläſſigkeitsfehler, verſprach für die Zukunft vorzubauen, und übernahm es, die Sache ſo ſchnell als möglich in Ordnung zu bringen. Er befolgte den Befehl des Königs um ſo bereitwilliger, weil er es wirklich für die beſte Maasregel hielt. Er hofte, der gekränkte Stolz würde die Leidenſchaft unterdrücken und Heinrich durch dieſe gewaltſame Operation geheilt werden.

Kaum war der Kardinal nach Haus gekommen, ſo ließ er Percy zu ſich rufen, und ſetzte ihn, in Gegenwart vieler von ſeinem Hofſtaate, zur Rede. „Es iſt eine unbeſchreibliche Unbeſonnenheit, Per„cy,„ ſchloß er nach einer langen Strafpredigt, „wodurch Ihr nicht nur Euch die Ungnade des Kö„nigs zugezogen habt, ſondern auch mich ſelbſt in „Verlegenheit ſetzt. Der König will durchaus „dieſe unſchickliche Verbindung nicht geſtatten und „befiehlt Euch bei ſeinem höchſten Zorn, ſogleich „von dem Mädchen abzulaſſen.„

„Aber, Ew. Eminenz,„ erwiederte der Jüngling beſcheiden, „ich ſehe nichts unſchickliches in „dieſer Verbindung. Anne iſt von meinem Stan„de; ihre Vorzüge ſind allgemein anerkannt,„ —

„Was, junger Menſch!„ fuhr der Kardinal auf, „Ihr wollt beſſer wiſſen, als Ich und der „König, was ſich ſchickt oder nicht! — Genug, „der König will dieſe Verbindung durchaus nicht „zugeben, und Ihr werdet zu gehorchen wiſſen, „wenn ihr Euch nicht die größten Unannehmlich„keiten zuziehen wollt.„

„Ich habe geglaubt, Mylord„ ſagte Percy, „die Liebe habe nur das Recht, Verbindungen zu „ſchlieſſen, nicht die Könige. Ich bin mit Annen „verlobt. Liebte ich ſie auch nicht, ſo kann ich doch „nicht von ihr laſſen, wenn ich nicht gewiſſenlos „handeln will.„

„Leeres Geſchwätz!„ rief Wolſey, „kahle Aus„flüchte, die Euch alle nichts helfen werden! Des „Königs Wille iſt unumſtößlich, und man wird „ſchon wiſſen, Euch zum Gehorſam zu bringen.„

„So mag der König auch wiſſen„ erwiederte Percy etwas empfindlich, „wie er die Begriffe „von Ehre mit ſeinen Befehlen vereinigt. Der „König iſt der Schutz der Gerechtigkeit, und Ew. „Gnaden ſind das Oberhaupt der Kirche. Sie „müſſen beide die Pflichten der Ehre und der Re„ligion freilich am beſten inne haben; — allein

„mir ſagt mein Gewiſſen: ich handle Unrecht,
„wenn ich Annen mein gegebnes Wort breche.„

Durch dieſe Antwort gerieth der Kardinal in höchſten Zorn. „Wie? unverſchämter Knabe! ich „glaube gar, du willſt mich und den König lehren, „was recht iſt, und was wir zu thun und zu laſ„ſen haben! Dieſer Uebermuth und dieſe Wider„ſpenſtigkeit überſteigt alle Vorſtellungen! — „Doch,„ ſetzte er etwas gemäſſigter hinzu, „ich „ſchreibe es auf die Rechnung Eures Unverſtandes „und Eurer Jugend! Genug, ich habe Euch ge„warnt! und ſage Euch nun zum leztenmahle: „der König ſo wenig, als Euer Vater werden „es jemahls zugeben, daß Ihr Euch an ſo eine „hängt. Ich werde noch heute zu Eurem Vater „ſchicken, daß er Euch, was er ſchon gegen mich „geäuſſert hat, ſelbſt wiederhohle: Entweder Ihr „laßt von dieſem Mädchen ab, oder macht euch „gefaßt, enterbt zu werden! Das überlegt!„ —

„Dieß kann auf mich keine Wirkung machen, „ſo lange mir mein Gewiſſen ſagt, daß ich Un„recht thue!„ erwiederte Percy und entfernte ſich.

Der Kardinal, durch die Beharrlichkeit des Jünglings in Verlegenheit geſetzt, gab ſogleich

dem Grafen von Northumberland Nachricht von dieſer Unterredung und verlangte, daß er ſeinen Sohn wieder zu ſich nehmen ſolle; ſodann verfügte er ſich zur Königin, um ihr eine Anzeige von dieſer Verbindung und dem Willen des Königs zu machen. Hier hatte er keine Schwierigkeiten zu überwinden. Die fromme Katharina fand eine ſolche Menſchlichkeit für ein ehrbares junges Mädchen unverzeihlich, und nahm ein groſſes Aergerniß daran, daß dergleichen an ihrem Hofe vorgehen könne. Sie bedurfte alſo ihrer gewöhnlichen Folgſamkeit gegen die Befehle ihres Eheherrn nicht einmahl, um ſich geneigt finden zu laſſen, Annen ſogleich vom Hofe zu entfernen.

Beide Väter fanden ſich durch das Auſſehn, das dieſe Begebenheit veranlaßte, an ihrer Ehre gekränkt, und Annens Eitelkeit war ſo empfindlich beleidigt, daß dieſer Unwille ſehr bald das Gefühl des Wohlwollens für Percy erſtickte. Sie ſchrieb ihm einen förmlichen Abſchied und Erlaſſung ſeines Eheverſprechens, äuſſerte laut bittere Spöttereien über das Verfahren Heinrichs und Wolſeys, und folgte ihrem Vater auf ſeine Burg.

Percy gieng eine Zeitlang einſam und tiefſinnig einher, wählte Wälder und Felſen zu ſeinem

Lieblingsaufenthalte — Einige Wochen nachher ſuchte er auch dieſe einſamen Gegenden, dieſe Wälder und Klippen, aber — an der Seite der reizenden Gräfin von Shrewsbury, ſeiner ihm beſtimmten Gemahlin.

Nicht ieder Sturm läßt Heiterkeit und Ruhe in der Natur zurück. Anne war entfernt, aber ihr Bild war in Heinrichs Phantaſie zurückgeblieben, und keine Zerſtreuungen, keine Zeit vermochte es auszulöſchen. Ihre Abweſenheit fieng ihm an unerträglich zu werden. Seine üble Laune nahm täglich zu, und Wolſey ſah mit Verwunderung und Unruhe, daß der Erfolg ſeiner Erwartung auf keine Weiſe entſprach. Er war nie bei der verwickeltſten Staatsangelegenheit ſo wenig eins mit ſich über die zu nehmenden Maasregeln geweſen. Ein Mistrauen gegen ſein eigenes Urtheil, was ihm ſonſt ganz ungewöhnlich war, ließ ihn ſchwer zu einem Entſchluſſe kommen, und ieder Entſchluß wurde durch die Befürchtung eines unſichern Ausgangs wieder umgeſtoßen. Endlich half ihm Heinrich ſelbſt aus dieſer Verlegenheit.

So ganz verſchloſſen er bisher geweſen war, ſo ohne allen Rückhalt theilte er ſich ihm auf einmahl mit, beſchrieb ihm auf das lebhafteſte ſeinen unglücklichen Zuſtand, und bat um Rath und Beiſtand.

Schwerlich hat ein Fürſt einen dienſtfertigern Buſenfreund in einer ſolchen Herzensangelegenheit gehabt, als Heinrich in der erſten Zeit dieſer Intrigue. Er ſchlug ſogleich verſchiedene Wege vor, um eine Unterhandlung mit Annen anzufangen, und erbot ſich mit der lebhafteſten Wärme, dieß Geſchäft zu dem ſeinigen zu machen. Er ermunterte den König mit der zuverſichtlichſten Hofnung und eröfnete durch ein ſehr freundſchaftliches Schreiben an Lady Boleyn die Negotiation.

Allein die Antwort entſprach gar nicht ſeinen und des Königs Erwartungen. Noch dauerte die Empfindlichkeit Annens gegen Heinrich und Wolſey fort, und ſo nahm ſie dieſen Antrag des Kardinals als eine neue Beleidigung auf, und fühlte das Entehrende darin lebhafter, als wenn ihr das zarteſte Tugendgefühl eigen geweſen 'wäre. Sie antwortete ihm nicht ſchriftlich, ließ ihm blos mündlich ſagen, „daß ſie dergleichen Briefe „für die Zukunſt verbitten müſſe.„

Wolſey wurde hiedurch nicht geſchreckt, er hielt es für eine Grimaſſe und ermunterte den König, ſeinen Muth nicht ſinken zu laſſen. Es wurden aufs Neue Briefe geſchrieben, Anerbietungen gemacht und eben ſo zurückgewieſen. Bei den lezten äuſſerte ſich Anne ſehr bitter gegen den Kardinal über das Geſchäft, das er betreibe, und erklärte: „ſie werde nie vergeſſen, daß der König „eine rechtmäſſige Gemahlin habe, und „ſich daher durch alle Anträge für entehrt und „beleidigt halten, welche man ihr von Seiten des „Königs mache.„ —

Dieſe Erklärung machte eine ſtarke Wirkung auf das Gemüth Heinrichs. Seit ihm Katharina ganz gleichgültig geworden war, hatte er geglaubt, ſie gehe ihm weiter nichts an. Izt fühlte er zum erſtenmahle, daß ihn ſein Ehebündniß mit ihr genire. Er haftete an dieſer Idee und dachte und grübelte über dieſe Verbindung. Dieß führte die Erinnerung auf die Art, wie ſie geſchloſſen worden, den Grad der Verwandtſchaft, den doch keine Diſpenſation aufheben könne, worin er alſo noch izt gegen Katharinen ſtehen müſſe, und den ernſtlichen Widerſpruch Werhams, und ſelbſt auf die Gewiſſenszweifel ſeines Vaters über dieſe

Verbindung, die ihm nicht verborgen geblieben waren. Alſo haſt du ia keine rechtmäſſige Gemahlin, und ſo kann ſie auch noch dein werden! — dieſer Gedanke fuhr auf einmahl wie ein Bliz durch ſeine Seele; er theilte ihn dem Kardinal mit, und dieſer gab ihm ſeinen Beifall. — Er erholte ſich Raths bei ſeinem Orakel, dem Thomas von Aquino, und dieſer erklärte dieſen Grad durchaus für verboten und durch keine Dispenſation zu rechtfertigen. Er wurde in hohem Grade unruhig. Die Wünſche der Liebe waren Zweifel des Gewiſſens geworden, und die Zweifel des Gewiſſens erzeugten nur noch lebhaftere Wünſche der Liebe.

„Wann wir ſie nur erſt hier hätten!„ meinte Wolſey, „das übrige würde ſich geben„ — Es war noch ein Weg übrig; Heinrich mußte an den alten Sir Thomas, ihren Vater, ſchreiben laſſen, ihm wegen des Vergangnen eine Entſchuldigung machen, und ihn erſuchen, zum Beweiſe, daß er keinen Unwillen mehr hege, ſeine Tochter an den Hof zurückzuführen. Zugleich mußte Wolſey Annen eine Verſicherung geben, daß ſie von keinem läſtigen Antrage verfolgt werden ſollte; und ſo kehrte die reizende Miß Boleyn, die der Einſamkeit auch

überdrüſſig war, aus ihrem Exil mit neuem Glanze an den Hof zurück.

Wolſey ſah und beförderte dieß alles auf keine Weiſe ungern und machte Heinrichs Vorſtellung von der Unrechtmäſſigkeit ſeiner Ehe nur täglich regſamer. Er haßte Katharinen, weil ſie ſich hin und wieder misbilligend über ihn und ſeine Lebensart geäuſſert hatte; weil ſie Karls Tante war, der ihn ſo empfindlich beleidigt hatte — Dieſe Gemüthsſtimmung Heinrichs gab ihm eine Gelegenheit, ſich an beiden zu rächen, indem er ihre Verſtoſſung beförderte. Auch hatte er auf dieſen Fall ſchon ein Projekt zu einer zweiten Heirath Heinrichs mit der Herzogin von Alençon, der Schweſter des Königs von Frankreich, der izt wieder das Glück hatte, bei ihm in Gunſt zu ſtehen. Von Annen dachte er, als ein Mann, der ſeine Kenntniß des Weibes aus der gewöhnlichen Klaſſe entlehnt hatte, ſie würde ſich ſchon noch den Wünſchen des Königs ergeben, dann ſein Geſchöpf werden, und dann mit der neuen Königin, die ebenfalls aus ſeiner Schöpfung hervorgehen würde, dem Gebäude ſeiner Gunſt für immer eine unerſchütterliche Feſtigkeit geben.

Indem der Kardinal dieſen Ideen nachhieng und nacharbeitete, glich er einem Schachſpieler, der vom Anfang des Spiels an ſich einen Plan entwirft, nur immer dieſen verfolgt, ohne darauf zu verfallen, daß ſein Mitſpieler auch ſeinen Plan haben, daß ſogar Jemand neben dieſem ſtehen und ihm durch Winke und Worte mit gutem Rathe an die Hand gehen könne. Je ämſiger er für ſich arbeitet, deſto weniger achtet er auf ſeinen Mitſpieler und läßt ihm dadurch Feld und Zeit, ſich ſo vorzubereiten, daß er ſeine Abſichten gerade vor der Ausführung nicht nur vereitelt, ſondern ſich ſelbſt ſogar in ſeinem eigenen Netze gefangen ſieht.

Gleich nachdem Anne aus Frankreich zurück und an den Hof der Königin gekommen war, hatte die Herzogin von Suffolk ihre alte Freundſchaft für ihren ehemahligen Zögling wieder erwärmt und ſie genau mit ſich verbunden. Zwar bemerkte Marie Annens Fehler, insbeſondere ihre Eitelkeit und eine feinere Koketterie gar bald, und erkannte mit freundſchaftlichem Misfallen, wie ſehr ſie ihr zur andern Natur geworden ſei. Allein eben deshalb ſuchte ſie ſich ihr nur noch mehr zu nähern und ihr Vertrauen zu gewinnen. „Hätteſt du ſie nicht damahls vernachläſſigt und gar

unver-

„unverantwortlicher Weiſe, in Frankreich zurückge„laſſen, ſo würde ſie dieſe Fehler nicht angenommen „haben,„ warf ſie ſich bei einem jeden neuen Beweiſe derſelben vor und verdoppelte die Bemühung, wo möglich, das Verſäumte nachzuhohlen und ſich der Verpflichtung zu entledigen, die ſie bei der erſten Uebernahme ihrer Erziehung glaubte auf ſich geladen und nachher vernachläſſigt zu haben.

Es war unmöglich, Marien Liebe und Vertrauen zu verſagen, wenn ſie ſich vorgeſetzt hatte, ſie zu erregen. Sie wurde Annens Führerin und Vertraute, hielt ihrem Leichtſinn manche lange und ernſtliche Vorhaltung; aber ließ ſich auch in alle ihre kleinen Thorheiten mit verwickeln, oder duldete ſie wenigſtens, um dadurch größere zu verhüten, oder ſie ſelbſt wieder gut zu machen. So war ſie die einzige, welche um die Intrigue mit Percy wußte. Sie hatte ſelbſt dazu die Hand mitgeboten; theils weil ſie zu den guten Seelen gehörte, die in der Erinnerung des Glücks, was ihnen die Liebe gewährte, auch andern gern ein gleiches verſchaffen wollen; theils weil ſie hofte, eine reine und ſtarke Leidenſchaft werde die ſchnellſte und ſicherſte Kur für Annens Koketterie ſein.

So war der bisherige daurende Widerſtand gegen die Bewerbung des Königs ebenfalls gröſtentheils ihr Werk, wenigſtens hatte ſie Annen mit ihrem Rath unterſtüzt und ihre Antworten auf die Anträge des Kardinals meiſtens angegeben.

Sie verachtete das Verhältniß, worin ſie Heinrich mit ſich vereinigen wollte, von ganzer Seele, und doch fühlte ſie, daß von Annens Eitelkeit in dieſer Rückſicht allerdings viel zu befürchten ſei. Sie machte ſie daher beſtändig auf das eheliche Verhältniß des Königs aufmerkſam, und von ihr gieng auch die nachdrückliche Erinnerung daran aus, die Heinrich aus Annens Feder erhielt, und die freilich eine ganz andere Wirkung hervorbrachte, als ſie erwartet hatte. Gerade das, wodurch ſie auf beiden Seiten jede Gefahr der Verführung für immer zernichtet zu haben glaubte, vergröſſerte ſie mehr; machte ſie ſelbſt aber auch mit der zunehmenden Gröſſe der Gefahr immer entſchloſſener, alles anzuwenden, um Annens Unſchuld auch gegen die feinſte und lockendſte Verführung zu ſichern. In dieſer Rückſicht fürchtete ſie mehr von dem Kardinal, als von ihrem Bruder; von beiden aber wenig, wenn es unter ihren Augen fortgeſezt würde und ſie wo möglich

die Lenkung dieſes Verhältniſſes nach und nach ganz in ihre Hände bekäme.

Da ſie nun ſahe, daß Entfernung und Widerſtand über Heinrich nichts vermocht hatten und Annens Rückkehr an den Hof nicht mehr zu vermeiden war, ſo bat ſie ſich die Erlaubniß aus, ihre Freundin zu ſich nehmen zu dürfen. Heinrich ergrif dieß Anerbieten mit Vergnügen, weil dieß ihm Gelegenheit machte, ihren Umgang ohne alles Aufſehn täglich zu genieſſen, und Marie unterzog ſich dieſer Angelegenheit mit Vergnügen, weil ſie überhaupt gern dergleichen Geſchäfte machte, Annen auf dieſem Wege allein zu retten hofte und überdem noch das Mittel in Händen hatte, des Königs Vertrauen für ſich und ihren Suffolk zu gewinnen, woran ihr insbeſondere des lezten wegen viel lag, weil er immer noch ſein ehemaliges Verhältniß nicht vergeſſen konnte und ſie dadurch die Ruhe ſeines Lebens oft und unangenehm geſtört ſah.

So ſehr auch Anne ihre ehemahls am Hofe erlittene Kränkung empfunden hatte; ſo kehrte ſie doch izt mit dem nicht unangenehmen Bewuſtſein dahin zurück, daß die Urſach iener Kränkung einerlei mit der Urſach ihrer ſo ehrenvollen Zurückbe-

rufung ſei, und daß dieß Jedermann am Hofe wiſ-ſe — Alles Moraliſirens der Herzogin von Suf-folk ohnerachtet, fühlte ſie eine ſchmeichelhafte Ge-nugthuung in der anhaltenden und dringenden Be-werbung Heinrichs, die izt ſchon lauter redete, als der Abſcheu vor dem Verhältniſſe, was er ihr zugedacht hatte. Je näher ſie London kam, deſto ſtärker flüſterte ihr eine verborgene Ahndung zu, ſie werde doch am Ende Heinrich noch erhören — Sie empfand nichts unangenehmes bei dieſer Ahn-dung, und die ausführliche ernſthafte und theilnehmende Unterredung, die ſie gleich bei ih-rer Ankunft mit Marien hatte, vermochte ſie doch nicht ſo ganz auszurotten, daß ſie nicht in der Art, wie ſie Heinrichs erſten Beſuch empfing, dem fei-nern Menſchenkenner hatte merkbar werden müßen.

Anne hatte keine allgemeinen Grundſätze von Welt- und Menſchenkenntniß, ſie wuſte keinen Plan zuſammenzuſetzen, ſeine einzelnen Theile zu über-ſehen und das Ganze mit Sorgfalt und Behutſam-keit zu leiten. Allein ſie hatte einen ſchnellen und ſichern Blick für die Gegenſtände, die in ihren Geſichtskreis fielen, wuſte ſchlau und geſchickt die Umſtände, wie ſie ſich ihr darboten, und die

Menſchen, wie ſie ſich ihr zeigten, in iedem Augenblicke zu ſchätzen und zu benutzen. Dem zufolge hatte ſie nicht ſobald aus Heinrichs Aeuſſerungen in ihrer erſten Unterredung bemerkt, wie es izt in ſeinem Gemüthe ſtehe; als ſie auf einmahl deutlich die weite und ſchöne Ausſicht erblickte, die das unruhige Arbeiten in Heinrichs Seele izt ihr eröfnete. Den Thron und die Krone erblickte ſie im Hintergrunde fern, aber im helleſten und reizendſten Lichte, und nun ſtand es feſt und unerſchütterlich in ihrem Entſchluße: als Königin, oder nie ſein! In dem Augenblicke, da dieſer Entſchluß entſtand, wurde er auch Heinrich mitgetheilt, und Heinrich ſchwur eben ſo raſch und mit einer ſchrecklichen Betheurung: So ſollſt du mein werden, Anne! es koſte auch was es wolle! —

Zum erſtenmahle ſank Anne in Heinrichs Arme, die ſie gewaltſam umfaßten, und zum erſtenmahle drükte Heinrich einen heißen Kuß auf Annens Lippen, die ihn fliehend erwiederte.

Marie wurde zur Theilnehmerin dieſes Bündniſſes gemacht, und ſo erſtaunt ſie anfangs darüber war, ſo beſtimmten doch eine ausführliche Unterredung mit Heinrich und ein kurzes Nachdenken bald

ihre Gedanken darüber. Katharine war immer ihre Feindin geweſen, beſonders ſeit ihrer Verheirathung mit Suffolk, worin Katharine Unbeſonnenheit und Erniedrigung gefunden, und worüber ſie ſich oft misbilligend geäuſſert hatte. Ihren Bruder liebte ſie wirklich, ſo ſehr ihr ſeine Rohheit und Ausſchweifung eben deshalb zuwider war. Sie hatte mit Vergnügen den Einfluß bemerkt, den ſeine Liebe zu Annen, auch in dieſer Rückſicht, auf ihn gehabt hatte. Würde Anne ſeine Gattin; ſo könnte dieß vielleicht noch eine gänzliche Veränderung in ſeiner ſittlichen Bildung bewirken, die für ihn, für die, welche ihm zunächſt angehörten, und für das ganze Land von entſcheidendſten Folgen ſein mußte. Würde Anne Königin, dann wäre ſie es durch ſie, und ſo weit ſie auch von eitlem Ehrgeize entfernt war, ſo empfand ſie doch etwas bei dieſer Vorſtellung, was auch in einem weniger guten Herzen den Neid nicht würde haben zu Worte kommen laſſen.

Wenn Marie hiebei etwa mit einem Seitenblicke der freudigen Hofnung auf ihren Gemahl ſtehn blieb, ſo gieng Suffolk deſto weiter darüber hinaus. Er ſah ſich durch Annen wieder dem König genähert, wieder dicht an ihn geſchloſſen

und ganz allein durch ihn gelenkt. Er ſah den Kardinal geſtürzt, den er haßte, weil ihn der ganze Adel haßte, weil er ihn geſtürzt hatte, und weil er nachher durch ſeine ihm erwieſene Protektion bei jeder Gelegenheit drückend fühlen ließ und ihm nicht ſelten zu verſtehen gab, ſein Daſein und ſeine Fortdauer ſtehe noch immer ganz in ſeiner Gewalt. Er munterte daher Annen auf, ihren tugendhaften Grundſätzen, wie er es nannte, treu zu bleiben; befahl ſeiner Gemahlin, ſie auf das nachdrücklichſte darin zu unterſtützen, und verband ſich allmählich genauer mit dem Onkel Annens, dem Herzog von Norfolk, um gemeinſchaftlich mit dieſem auf den übrigen Adel zu wirken.

Seit der vorhin angedeuteten Unterredung Heinrichs mit Annen gab die Hofnung ſeiner Liebe ein zu unruhiges Leben, als daß er ſie noch länger hätte verbergen können. Er hatte geſchworen, ſie ſolle ſeine Gemahlin und Königin werden, und ſie hatte geſchworen, unter keiner andern Bedingung ſich ihm zu überlaſſen, wiewohl ſie ihn liebe. Er ſah nur das Ziel und nicht die Schwie-

rigkeiten, die zwiſchen ihm und demſelben lagen. Ganz ohne Vorſtellung, daß einem Könige von England, ihm Heinrich, der befehlen und Gewalt gebrauchen könne, auch etwas ſauer gemacht oder ſogar, wenn es ihm noch ſo ſehr am Herzen liege, vereitelt werden könne; ließ er den Kardinal rufen, gab ihm ſeinen Entſchluß zu erkennen und befahl ihm als Legat und Kanzler Anſtalt dazu zu treffen, daß die Scheidung von Katharinen ſobald als möglich ausgefertigt werde.

Der Kardinal erſtaunte und erſchrak. Er glaubte erſt den Anfang der Unterhandlungen mit Annen gemacht zu haben, und ſah ſie auf einmahl geendet, — geendet auf eine Art, woran er gar nicht gedacht hatte. Er ſuchte Zeit zu gewinnen, um die Sache näher zu durchſchauen, und ſtellte dem König vor, daß dies über ſeine Macht als Legat gehe. Wollte er ſich ſcheiden laſſen, ſo müßte ſeine Ehe auch für unrechtmäſſig und ungültig erklärt und dadurch der Ausſpruch Papſt Julius des Zweiten aufgehoben werden, der ſie bewilligt habe. Es müſſe alſo erſt nach Rom an den Papſt ſelbſt ein Anſuchen gebracht werden, wozu er ſei-

ne guten Dienſte erbiete, und an deſſen gutem Fortgange er übrigens keinesweges zweifle.

Gewiſſe Eindrücke bleiben in der Seele zurück, wenn auch das, worauf ſie eingegraben wurden, aus derſelben verſchwunden iſt. Anne hatte noch von der Zerſtörung ihrer Verbindung mit Percy her eine Bitterkeit gegen den Kardinal, den ſie als die einzige Veranlaſſung derſelben anſah, beibehalten, und der freundſchaftliche Ton, den ſie einige Zeit in Briefen und Unterredungen gegen ihn angenommen, war ihr nie natürlich geweſen. So bald alſo ihr Verſtändniß mit Heinrich aufs Reine gekommen war, verſchwand dieſer Ton gegen den Kardinal um ſo ſchneller, da Suffolk nicht unterließ, ihren Unwillen gegen ihn zu nähren, und die Beweiſe, die ihr der König von ſeiner grenzenloſen Ergebenheit öffentlich in Gegenwart des ganzen Hofs gab, ſie über ihren Einfluß auf ihn unbezweifelt ſicherten.

Der Kardinal bemerkte dieß nur zu leicht, er ſah jeden Augenblik mehr ein, was für ein Uebergewicht Anne über das Herz des Königs hatte; — auch entgieng ihm die Parthei nicht, die ſich an Annen anſchloß und ſchon anfieng, merkbaren Einfluß auf Heinrich zu erhalten. Er ſah ein,

daß ſein ganzer Plan zernichtet ſei, und daß gerade das ihn völlig ſtürzen könne, wovon er eine nimmer zu erſchütternde Feſtigkeit erwartete. Schon war er vom Vertrauten und einzigen Rathgeber blos zum Ausführer der ihm gegebenen Befehle herabgeſunken. Schon fühlte er ſich durch den Zauberſtab einer ſolchen Königin wieder in ſein voriges Nichts zurückgewieſen, und das Vorgefühl dieſer Vernichtung ergrif ihn ſo gewaltig, daß er alles anzuwenden und zu wagen beſchloß, wo möglich, Heinrich von der Eheſcheidungsidee (die er ihm leider ſelbſt in den Kopf geſetzt hatte) abzubringen.

Zu dem Ende machte er ihm die dringendſten Vorſtellungen, bat ihn auf das wehmüthigſte, warf ſich vor ihm auf die Kniee nieder, flehete — aber freilich umſonſt. Heinrich fragte ihn anſtatt der Antwort: „ob er den Verſtand verlohren ha„be, daß er ihm iezt etwas ausreden wollte, was „er ihm noch vor kurzem ſo leicht und angenehm „vorgemahlt habe?„ Wolſey machte nun den Reuigen; geſtand, daß er allerdings der Meinung geweſen ſei, daß er aber izt einſehe, wie gröblich er ſich geirrt habe, und betheuerte dem König, daß auch die Furcht vor der höchſten Ungnade ihn we-

nigſtens nicht dahin bringen werde, die Hand zu dieſer Scheidung zu bieten, die ſeine itzigen Einſichten und ſein Gewiſſen als ſündlich und unerlaubt erklärten —

Heinrich wurde unwillig. „Ihr ſeid ein Narr, „Kardinal,„ rief er, „Gott verdamm mich; „ihr müßt dieſe Nacht kindiſch geworden ſein. „Wenn ihr nichts damit zu thun haben wollt,„ ſetzte er hinzu, „meinethalben ſo mögt ihrs bleiben „laſſen. Ich werde mir doch ſchon zu helfen wiſ„ſen!„

Wolſey ſchlich verzweiflungsvoll hinweg, und Heinrich eilte zu Annen, um ſeinem Unwillen gegen den Kardinal Luſt zu machen. Anne ſah mit Vergnügen, daß dieſer Widerſpruch nur dazu beigetragen habe, den König noch mehr zur Ausführung ſeines Entſchluſſes anzufeuern. Zugleich aber fand ſie in dieſer Abmahnung Wolſeys eine zweite Beleidigung, die um ſo größer erſchien, jemehr ihr an der Verbindung mit Heinrich in Vergleichung der mit Percy lag. Für Suffolks Abſichten konnte in jedem Betrachte nichts erwünſchter ſein, als dieß Betragen des Kardinals. Er gewann in eben dem Maaſſe das Vertrauen Heinrichs und Annens, als es Wolſey von ſich

wies, und wurde nach und nach das Haupt einer Parthei, die dem Kardinal täglich mehr Beſorgniſſe verurſachte.

Um eben dieſe Zeit war das freundſchaftliche Vernehmen mit Franz wieder völlig hergeſtellt und eine Geſandtſchaft von ihm in London angekommen, die um die Prinzeſſin Marie für den Herzog von Orleans werben ſollte. Einer der Geſandten war der Biſchof von Tarbé, noch von Annens Aufenthalt in Frankreich her mit ihr bekannt und ihr noch izt ſehr ergeben. Durch ihn ſollte der erſte Schritt gethan werden, und es gelang Annen leicht, ihn völlig in ihr Intereſſe zu ziehn. —

Die Verhandlungen wegen des Heirathsprojekts hatten den beſten Fortgang und waren eben im Begrif geſchloſſen zu werden, als auf einmahl der Biſchof von Tarbé erklärte, daß ihm noch ein Zweifel aufgeſtoßen ſei, den er nicht zu heben wiſſe, und welcher das eheliche Verhältniß Heinrichs beträfe. Nach ſeiner Einſicht könne dieß nicht für gültig, die Prinzeſſin Marie alſo auch nicht für ehelich geboren angeſehen werden; — er müſſe daher gegen die bisherigen Verhandlungen proteſtiren.

Die Sache machte Aufſehen, und eine öffentliche Unterſuchung ſchien nun unvermeidlich. Noch einen Monath früher würde ſie nur durch die Hände des Kardinals von York gegangen ſein. Izt wandte ſich Heinrich geradezu an Werham, als Primas des Reichs, und befahl ihm, das Urtheil aller Biſchöffe über dieſe Angelegenheit einzuholen und mit ſeinem eignen zu begleiten. Werham war von jeher gegen dieſe Heirath geweſen, er hatte ſie nie als gültig erkennen wollen; aus voller Ueberzeugung bewies er daher, daß ſie durchaus unrechtmäſſig ſei. Die übrigen Biſchöffe waren theils ſeiner Meinung, theils kannten ſie die Abſicht dieſer Aufgabe; ſie unterſchrieben alle bis auf einen. Werham glaubte, ein feiner Betrug ſei hier eher Pflicht, als Unrecht; er ſchrieb den fehlenden Namen hin, und ſo wurde das einſtimmige Urtheil dem Könige übergeben.

Es giebt Zuſtände und Lagen, in welchen auch die ſchlaueſten und behendeſten Menſchen ihre gewöhnliche Ueberlegung und Klugheit ganz verlohren zu haben ſcheinen. Aller dieſer Schritte ohnerachtet, ſchien Wolſey ſeine ſo oft geübte Kunſt, den Mantel nach dem Winde zu hängen, ganz verleugnen zu wollen. Er fuhr fort, dem König

auf das dringendſte von der fernern Betreibung dieſer Sache abzurathen, ſchrieb an Annen und nahm den Ton eines Gewiſſensraths an, nannte ihre Abſichten ſträflich und unrecht, und beſchwor ſie auf das dringendſte, ſie aufzugeben. Natürlich konnte dieß bei Annen ſowohl als bei Heinrich eben nicht die gefälligſten Empfindungen erregen. Wiewohl ihm dieß ein täglich kälter werdendes Betragen deutlich genug zu erkennen gab, ſo ſchien er dennoch ſich gleichſam vorſetzlich zu verbergen, daß er eben dadurch ſich ohnfehlbar aufopfern werde, wodurch er ſeinen alten Einfluß uneingeſchränkt wieder erzwingen wollte.

Das Gefühl der erſten Liebe hatte ſchon bei Heinrich das Gefühl der Zuneigung gegen Wolſey verzehrt und nur eine kalte Hochachtung im Verſtande übrig gelaſſen. Aber auch dieſe konnte gegen iene nicht lange aushalten, zumahl da ſie ihr ſich als ein Hinderniß in den Weg ſtellte. Anne mit allem Fleiß daran arbeitete und von den mannigfaltigen Feinden des Kardinals treulich unterſtüzt wurde. Noch blieb indeſſen das Bewuſtſein Heinrichs, daß er ihn nicht entbehren könne, eine ſtarke Stütze für den Kardinal, und die ſchlaue Anne merkte bald, daß hierauf er bei ſei-

nem fortgeſetzten kühnen Widerſtreben beſonders rechnete. Um auch dieſe ihm deſto leichter nehmen zu können, dachte man auf eine Gelegenheit, den Kardinal auf einige Zeit von dem Könige zu entfernen. Die Umſtände begünſtigten dieſen Anſchlag über Erwartung.

Das Kriegsglück des Kaiſers nahm in Italien um dieſe Zeit immer mehr überhand. Rom war in ſeinem Beſitze und ſelbſt der Papſt Klemens als ein Gefangener in der Engelsburg eingeſperrt. Natürlich erregte dieß große Theilnehmung in ganz Europa und konnte Heinrich und ſeinen Miniſtern, aus bekannten Urſachen, wohl am wenigſten gleichgültig ſein. Der geheime Rath wurde verſammelt, und hier that der Herzog von Suffolk den Vorſchlag: daß eine Geſandtſchaft nach Frankreich geſandt werden mögte, um das neue Bündniß mit Franz zu beſtätigen und ſich dann über die den Umſtänden angemeſſenen Maasregeln gemeinſchaftlich zu berathen.

Der Kardinal kannte die Parthei ſeiner Gegner zu gut, als daß er nicht die hierunter verſteckte Schlinge ahnden ſollte. Allein dennoch konnte ſich ſeine Eitelkeit dieſe Gelegenheit zu glänzen nicht entgehn laſſen; überdem war ihm izt ſehr daran

gelegen, ſich um den päpſtlichen Stuhl einiges Verdienſt zu erwerben, weil er bei dem zunehmenden Sturm ſich dorthin, als in einen ſichern Hafen, zu retten hofte; und endlich hielt er die Parthei ſeiner Gegner doch noch für zu ohnmächtig, als daß er für izt ſchon, in einer ſo kurzen Entfernung, etwas erhebliches glaubte befürchten zu dürfen. Daher übernahm er das Geſchäft dieſer Geſandtſchaft ohne Bedenken, und reiſte bald nachher in einer zahlreichen und prächtigen Begleitung von London ab.

Die Erwartung, die ſich ſeine Eitelkeit von dieſem Beſuche bei dem König von Frankreich gemacht hatte, wurde in einem hohen Grade befriedigt. Der Kardinal von Lothringen und der Kanzler von Frankreich kamen ihm bis Boulogne entgegen, Franz hohlte ihn ſelbſt in Perſon nach Amiens ein, und als eine beſondere Ehrenbezeugung hatte er die Vollmacht erhalten, in allen Städten Frankreichs, durch welche er kam, die Gefangnen in Freiheit zu ſetzen. Allein da izt dieſen aufgeblähten Mann Ehrenbezeugungen überall in ſeinen Anmaſſungen nur noch ausſchweifender machten; ſo wollte er nun auch in Frankreich wie in England ſeine Legatſchaft geltend machen, und

zog ſich dadurch die Kränkung zu, daß ihn Franz mit Ernſt und Nachdruck in ſeine Schranken zurückwies, und ihm deutlich zu erkennen gab, wie ſehr er in ſeiner Achtung dadurch verlohren habe.

Wie wenig Anna die zwei Monathe ſeiner Abweſenheit unbenutzt gelaſſen hatte, wollten die ſcharfſichtigen Höflinge aus der Aufnahme des Kardinals bei ſeiner Zurückkunſt bemerkt haben.

Marie und Anne ſtatteten gerade um die Zeit einen Frühlingsbeſuch bei einem ihrer Verwandten, dem Ritter Heinrich Wyat, auf deſſen Landſitze in der Grafſchaft Kent ab; und Heinrich hatte auch durch dringendes Bitten die Erlaubniß erhalten, ſie dahin zu begleiten. Hieher mußte ſich alſo auch Wolſey begeben und wurde von dem König freundſchaftlich aufgenommen und mit Beyfall für die gelungene Ausführung ſeiner Aufträge belohnt. Allein als ihn der König nach einer kurzen Audienz entließ, bemerkte er, daß weder für ihn noch ſein Gefolge Herberge und Bewirthung veranſtaltet ſei, und ſah alſo wohl, daß man ſeinen längern Aufenthalt nicht wünſchte. Dieß war etwas ſo ungewöhnliches, daß ſelbſt die Domeſtiken darauf aufmerkſam wurden und man

nun den gänzlichen Sturz des Kardinals als zuverſichtlich und nahe prophezeite.

Allein die Gewitterwolke, die man über ſeinem Kopfe ſchweben ſah, vertheilte ſich bald wieder, zog ſich in der Folge noch öfter zuſammen und zertheilte ſich wieder, bis ſie endlich ſchnell einſchlug und zerſchmetterte.

Nach einigen Tagen folgte Wolſey ein eigenhändiges königliches Belobungsſchreiben nach, und Heinrich war nicht ſobald nach London zurückgekehrt, als ein ſchönes und prunkvolles Dankfeſt angeſtellt wurde, wo der König und die Königin, in zahlreicher Begleitung des Adels, einem feierlichen Gottesdienſte beiwohnten und dann in Prozeſſion nach dem neuen Pallaſte Wolſeys zu Hamptoncourt ſich begaben, um ſich von ihm mit einem prächtigen Mittagsmahle bewirthen zu laſſen.

Dieſer Pallaſt war eben erſt vollendet und wurde durch dieſes Feſt gleichſam eingeweihet. Der König war von der Lage und innern Einrichtung deſſelben ganz bezaubert, und der Kardinal benutzte ſeine Lobeserhebungen als eine erwünſchte Veranlaſſung, ihn Heinrich zum Geſchenk anzubieten. Er habe ihn ganz eigentlich nur für den König bauen laſſen, ſetzte er hinzu, und der König nahm das

ſo wohl auf, daß er ihm mit ſeinem Pallaſt zu Richmond ein Gegengeſchenk machte. Das gute Vernehmen ſchien völlig wieder hergeſtellt zu ſein, zumahl da der Kardinal ſich auch izt ganz anders über Heinrichs Scheidungsangelegenheit äusserte, und selbſt aufs Neue ſeine guten Dienſte anbot.

Heinrich hatte ſo hohe Begriffe von der Allmacht ſeines Miniſters, daß er die Sache ſchon beendigt ſah, wenn dieſer nur äusserte, daß er ſich ihrer annehmen wolle. Er war wärmer und zutraulicher gegen ihn als je; und gab ihm noch einen neuen Beweis ſeiner Gunſt in der Verleihung des Biſthums Wincheſter.

Indeſſen war es natürlich, daß die Königin das Verhältniß Heinrichs gegen Lady Boleyn bemerken und ſeine Abſichten errathen mußte. So ſehr ſie die Pflicht der Unterwürfigkeit eines Weibes gegen ihren Mann in ihrem ganzen Umfange ehrte und übte; ſo glaubte ſie doch izt ſich durch Liebe und Pflicht verbunden, ihn an die ſeinige zu erinnern. Sie nahm der erſten Gelegenheit wahr, ihm ihre Bekümmerniß zu erkennen zu geben,

und ihn, wiewohl in aller Demuth, iedoch ernſt und dringend zu ermahnen, als Chriſt zu leben und zu handeln und durch ein öffentliches Aergerniß nicht die Sünde des Ehebruchs noch mehr zu vergrößern.

Dieſe fromme und gutgemeinte Ermahnung Katharinens diente freilich nur dazu, Heinrich noch mehr gegen ſie einzunehmen, zumahl da Anne mit einem leichtfertigen Spotte ſeine Erzählung davon begleitete und ſie in der Folge von Zeit zu Zeit Katharinens Ton, Art ſich auszudrücken und zu geſtikuliren paradirend wiederhohlte. Er machte Wolſey ſeinen Entſchluß, izt mit feſten und ſchnellen Schritten zu ſeinem Ziele zu eilen, bekannt, und verlangte ſeinen Rath über die zu wählenden Mittel. Der Kardinal billigte den Entſchluß des Königs, er äuſſerte, die Unrechtmäſſigkeit ſeiner Ehe mit Katharinen liege ſo deutlich am Tage, daß man in Rom unmöglich Schwierigkeiten machen könne, er halte daher für den kürzeſten Weg: die nöthigen Dokumente, die Eheſcheidung betreffend, in England aufzuſetzen, und dann nur die päpſtliche Unterſchrift durch einen auſſerordentlichen Botſchafter einhohlen zu laſſen,

wozu er ſich zugleich die nöthigen Veranſtaltungen zu treffen erbot.

Während dieß geſchah, ließ Heinrich ein Parlement verſammeln, und hielt eine Anrede an daſſelbe, worin er ſeinen Vorſatz, ſich von ſeiner bisherigen Gemahlin zu trennen, und die Gründe zur Rechtfertigung dieſes Schritts ausführlich aus einander ſetzte. Er machte eine lebhafte Beſchreibung von den Beunruhigungen ſeines Gewiſſens, die er ſeit der Erklärung des franzöſiſchen Geſandten unaufhörlich leide. „Indeſſen,„ fuhr er darauf fort, „iſt das, was ich darüber empfinde und „leide, nur der geringſte Bewegungsgrund, der „mich dieſen Schritt zu thun dringt; mein Volk „und deſſen Schickſal nach meinem Tode liegt mir „weit mehr am Herzen. Sollten dann, wie es „nicht fehlen kann, die Zweifel über die Recht„mäſſigkeit meiner Ehe zur Sprache kommen, ſo „wird man der Prinzeſſin Marie, meiner einzigen „Tochter, ſie mag verheirathet ſein oder nicht, „die Thronfolge ſtreitig machen, und mein geliebtes „England durch innerlichen Krieg zerrüt„tet werden. Um dieſer Gefahr, wie mich „Pflicht und Gewiſſen dringen, zuvorzukommen, „ſeh ich kein ander Mittel, als, nach der Tren-

„nung von meiner itzigen tugendſamen Gemahlin, „mir eine andere zu erkieſen, mit der ich unter gött„lichem Seegen männliche Erben erzeugen „könne„ ꝛc.

Das Parlement dankte ihm im Namen der Nation für ſeine eben ſo chriſtliche als väterliche Denkungsart, und der geheime Sekretär Knight wurde als Geſandter nach Rom abgefertigt.

Dem erſten Anblick nach begünſtigten die Umſtände das Geſuch Heinrichs ungemein. Clemens und Karl waren in den offenſten Mißhelligkeiten. Die Macht des Kaiſers nahm täglich in Italien zu; der Papſt wurde immer mehr von ihm bedrängt und eines anderweitigen mächtigen Schutzes bedürftig; er hatte ſchon längſt den Wunſch geäuſſert, mit Heinrich in ein Bündniß zu treten, er hatte ſchon einige Verbindlichkeit gegen ihn, und muſte von ſeiner Verwendung die nachdrücklichſte Wirkung für ſeine Befreiung erwarten.

Aber eben dieſe Umſtände, die Heinrichs Hoffnung belebten, waren dem tiefer blickenden Kardinal von York Bürge, daß die Entſcheidung ſo

ſchnell nicht erfolgen könne. Karl nahm zwar öffentlich die Miene an, als ob er die Gefangenſchaft des Papſtes für einen Unglücksfall halte, woran er weiter keinen Antheil habe, er hatte ihm ſogar deshalb ſein Beileid bezeugen laſſen und ſeine guten Dienſte angeboten. Allein er wuſte recht gut, daß Clemens in ſeiner Gewalt ſei, und Clemens hatte ſich ebenfalls durch iene Geberdung nicht täuſchen laſſen. Karl war verſchlagen und entſchloſſen genug, von jeder Gelegenheit und iedem Uebergewicht den ſicherſten Gebrauch zu machen, und Clemens furchtſam genug, um alles zu fürchten und nichts zu wagen, woraus nur die geringſte anſcheinende Gefahr erwachſen konnte. Katharine war Karls Tante, Karl izt Heinrichs Feind; — es war zumahl bei der nähern Kenntniß ſeines Charakters vorauszuſehn, daß er ſich aller Mittel bedienen würde, die in ſeinen Händen waren, Heinrichs Wünſche vor ihrer Erfüllung zu zerſtöhren. Der Kardinal, der dieß alles richtig überſah, glaubte daher, der Sache nur ihren Lauf laſſen zu dürfen, um mit Zuverſicht ihrer völligen Vernichtung entgegen ſehen zu können. Voll dieſer Zuverſicht gab er ſich öffentlich das Anſehen einer eifrigen Beförderung und ließ

Heinrich auch in ſeinen Privatbriefen an den Papſt ein Gleiches bemerken.

Knight kam in Rom an, und da er nicht in Perſon ſeinen Auftrag ausrichten konnte, weil der heilige Vater noch immer auf der Engelsburg gefangen ſaß, ſo ließ er ihm iene Dokumente und ſeine Vollmachten einhändigen und erhielt ſogleich von ihm eine vorläufige Antwort. Seine Heiligkeit bezeugte hierin, wie ſehr ſie geneigt ſei, das Geſuch ihres treuen Freundes, des König Heinrich, zu bewilligen, wenn ihm nur nicht ihre preßhafte Lage es für izt gänzlich unmöglich machte; denn ſo gern ſie auch zu der verlangten Unterſchrift bereit ſei, ſo könne ſie doch, als eines Gefangenen, zu nichts verbinden, alſo auch Heinrich zu nichts nützen. Er ermahnte daher den Geſandten zur Geduld, und zugleich ſeinen Herrn zu einer fernern Verwendung für ſeine Befreiung aufzumuntern, weil davon auch die Erfüllung ſeiner Wünſche abhängen würde.

Dieſe Hinderniſſe waren einleuchtend, und das Verlangen des Papſtes fand ein geneigtes Gehör. Wolſey bezeugte den lebhafteſten Eifer, weil er hofte, dieß würde die Angelegenheit nur noch mehr verwirren. Er drang darauf, man müſſe

dem Kaiſer mit einer Kriegserklårung drohen, und ließ auch wirklich, ohne den Befehl des Kônigs zu erwarten, dem Kaiſer, der ſich damahls in Spanien aufhielt, den Krieg ankůndigen.

Karl hôrte die Erklårung des Wappenherolds mit vieler Måſſigung an. „Es werde ihm leid „thun,„ åuſſerte er, „mit dem Kônig Heinrich, „den er hochachte, in Mißhelligkeiten zu gerathen. „Indeſſen kônne er ſeine Maasregeln nicht åndern „und můße erwarten, was Heinrich zu thun für „gut befinden wůrde.„

Clemens hatte wåhrend dieſer Verhandlungen Mittel gefunden, aus ſeiner Gefangenſchaft zu entfliehen, und Knight folgte ihm nach Ovieto, wo er nun můndlich ſeinen Antrag wiederholte, und bei nun verånderten Umſtånden auf die Erfůllung ſeines Verſprechens drang.

Die Erinnerung an die Gefangenſchaft, der Clemens nur ſo eben und nicht ohne Gefahr, aufs Neue hinein zu gerathen, entronnen war, hatte ſeine Aengſtlichkeit und ſtets regſame Beſorgniß eher vermehrt als vermindert. Ueberhaupt war die Furcht die einzig wirkſame Feder in der Handelnsmaſchine dieſes Statthalters Chriſti. Sie machte ihn unentſchloſſen in einer kleinen Verlegenheit,

aber ließ ihn nie ohne Hülfsmittel, wenn er aufs äuſſerſte getrieben wurde. Sie erlaubte ihm nie einen feſten Plan zu entwerfen, ließ ihn daher unaufhörlich mit den gegenwärtigen Umſtänden kämpfen, ſich mit der gröſten Verſchlagenheit aus dieſer Verlegenheit reiſſen, um ſich ſogleich in einer andern wieder zu finden. Sein ganzes Handeln war ein ſtetes Bewahren, fortwährendes Zurückgehen, nur ein Beſchützen der Retirade bis auf den nächſten Schritt, und die regſte Triebfeder ſeiner Wirkſamkeit war das Gefühl ſeiner Schwäche.

Furcht, ſagt man, ſei die Mutter der Ränke, und nie haben zahlreichere Geburten ihre unerſchöpfliche Fruchtbarkeit mehr beſtätigt, als die Geſchichte dieſes Oberhaupts der Kirche. Will man indeſſen ſeine Handlungsweiſe richtig beurtheilen, ſo muß man noch einen Ueberblick auf die Lage und Verhältniſſe werfen, worin er ſich allerdings wohl nicht ſehr bequem befand, und die leicht auch für einen entſchloſſenen Mann guten Rath ſehr theuer machen konnten. Auf dieſer Seite ſtand Karl, in der einen Hand die wiederhohlte und ernſtliche Drohung, wofern er ohne ſein Wiſſen das Geringſte in dieſer Angelegenheit vor-

nehme, werde er ein allgemeines Concilium zuſammenrufen, um die ſchon bekannten Zweifel ſeiner ächten Geburt unterſuchen zu laſſen; in der andern die Hofnung, ſeiner Familie wieder zum Beſitz von Toskana zu verhelfen, was dem Papſt über alles am Herzen lag. Auf iener Seite der Geſandte Heinrichs, der täglich nachdrücklicher in ihn drang, die Erwartung ſeines Königs nicht länger aufzuhalten, da das Hinderniß, was er anfangs vorſchützte, verſchwunden ſei. Es konnte ihm auf keine Weiſe gleichgültig ſein, ob er dieſen mächtigen und kühnen Fürſten zum Freunde oder Feinde habe, dem er doch auf ieden Fall mehr Ehrlichkeit zutraute, als Karln. Er wuſte, daß die Anhänger der Reformation, die ihm ſchon ſo manchen empfindlichen Kopfſchmerz gemacht hatten, auch ſich in England zu verbreiten ſuchten, daß Heinrich ſich bisher als einen Feind derſelben und als einen Beſchützer des päpſtlichen Stuhls gezeigt habe, daß er aber auch ſtolz, heftig und der ſeltſamſten Entſchlieſſungen fähig ſei — Karln hatte er ſein Wort gegeben, nichts in der Sache zu unternehmen — Heinrichen vorläufig verſprochen, ſie zu begünſtigen. — Jener drohte täglich ernſtlicher, dieſer foderte täglich dringender; — iener hatte

eine furchtbare Armee in ſeiner Nachbarſchaft; dieſer war im Stande, mit einer nicht minder furchtbaren ihn gegen iene zu ſchützen. Die mit iedem Tage dringender werdende Verlegenheit half ihm endlich auf eine Liſt, wodurch er Heinrich ſowohl als Karl zu hintergehen, ſich wenigſtens gegen beider Vorwürfe vorläufig in Sicherheit zu bringen hofte.

Er ließ Knight zu ſich kommen und händigte ihm die von ihm unterzeichneten Dokumente nebſt einer Vollmacht für den Kardinal von York ein, nach ſeinem Gutbefinden in dieſer Angelegenheit zu beſchlieſſen. Dieſen legte er ein Schreiben an Wolſey bei, worin er ihn auf das dringendſte bat, auf ſeine Lage Rückſicht zu nehmen und nicht eher von beiliegender Vollmacht Gebrauch zu machen, als bis die franzöſiſchen und deutſchen Truppen Italien verlaſſen hätten. „Wenn dann„ ſetzte er hinzu, „der König in „ſeinem Gewiſſen überzeugt iſt, daß die Trennung „ſeiner Ehe recht und nothwendig ſei, (und dieß „kann er beſſer und gründlicher beurtheilen, als „irgend ein Doktor des kanoniſchen Rechts in der „Welt) ſo mögt Ihr, ohne weiteres Bedenken, „Eurer Vollmacht gemäß, den Ausſpruch thun.„

Ueberdem äuſſerte er noch, daß es ihm lieber ſeyn würde, wenn auf die Scheidung gleich unmittelbar die zweite Verheirathung des Königsfolge, weil er eher etwas ſchon geſchehenes gutheißen als förmlich bewilligen könne, was noch geſchehen ſolle.

Dieß hatte alles ſo ganz das Anſehn der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, daß Knight ſich eiligſt damit auf den Weg machte, um die harrende Ungeduld Heinrichs zu befriedigen. Die Sache ſchien ihrer Entwicklung nahe. Erwartungen und Befürchtungen richteten ihre unverwandten Blicke auf den Kardinal von York.

Die Beſorgniß ſpäht leicht aus, was die Hofnung überſieht. Der Kardinal war anfangs über die Bewilligungen des Papſtes, die ſo ganz gegen ſeine Abſichten liefen, beſtürzt, unterſuchte genauer und ſein geweihtes Auge fand leicht, was Laien unbemerkt gelaſſen hatten, und nun verlohr ſich ſeine Beſorgniß. Mit der freudigſten Bereitwilligkeit wollte er ſogleich Hand anlegen; — aber noch immer ſtanden die drohenden Heere in Italien, der heilige Vater hatte ſo dringend gebeten, wenigſtens noch einige Zeit darauf Rückſicht zu nehmen.

Anfangs beugte Heinrich ſeinen ſtolzen Nakken unter die eiſerne Nothwendigkeit, die damahls noch ein Wunſch des Papſtes für ihn war; allein Anne konnte nicht begreifen, was die Heere in Italien ihre Verbindung angiengen, und nun meinte Heinrich auch, er wolle lieber noch ein drittes hinſenden, als länger auf den Abzug dieſer beiden warten. Er befahl dem Kardinal, der Sache ein Ende zu machen, und — nun entdeckte dieſer, daß die Unterſchriften ſowohl der Dokumente als auch der Vollmacht von der Zeit datirt wären, wo Clemens noch auf der Engelsburg geſeſſen; er machte Heinrich mit der ehrlichſten Miene zuerſt auf die Liſt, die hierunter verborgen liegen könne, aufmerkſam und warnte ihn auf das nachdrücklichſte, ſich nicht ſelbſt durch die Benuzzung dieſer Vollmacht in die Falle zu liefern. Die erfahrenſten Rechtsgelehrten Englands beſtätigten dieſe Meinung, und die Sache war wieder im Stillſtande. Heinrich beſchwerte ſich in Rom; es ward für ein Verſehen des Sekretärs erklärt, die Vollmacht vernichtet, und der getäuſchte Heinrich ſah ſich genöthigt, ſeine Negotiation wieder von vorn anzufangen.

Während daß dieſe Verhandlung vor den Augen der ganzen Nation, des ganzen Europas betrieben wurde, muſte ſich Katharine natürlicher Weiſe in einer ſchimpflichen und kummervollen Lage befinden. Die Vernichtung ihrer Ehe warf das Verbrechen der Blutſchande auf ſie, das für ihr frommes Gewiſſen eine ſchmerzliche Laſt ſein muſte; ſie erklärte ihre Tochter für unehelich, ein vielleicht noch empfindlicheres Leiden für das ſorgſame Herz einer Mutter; ſie nahm ihr die königliche Krone, die ſie ſeit zwanzig Jahren als ihr rechtmäſſiges Eigenthum angeſehen hatte und die ihr genommen wurde, um ſie einer andern aufzuſetzen, die ihr gedient hatte; — wer vermag dieſe Kränkung für den Stolz einer ſpaniſchen Infantin nachzuempfinden? Ueberdem gehörte nur wenig Scharfſinn dazu, um einzuſehen, daß ſie eigentlich ſo ohne alle Schonung einer Nebenbuhlerin aufgeopfert würde; — daß dieſe den Mann ganz gefeſſelt hielt und nach Willkühr leitete, der für ſie nur ſtets Gebieter geweſen war, und der ſie ietzt ganz mied, um deſto ungeſtörter an den Blicken iener zu hangen. Die Höflinge folgten dem Beiſpiele ihres Herrn, deſſen Schatten ſie waren, entzogen ihr die Huldigungen, die ſie An-

nen brachten, und dieſe genoß in dem volleſten Maaſſe allen Glanz einer Königin, indem ihr nichts blieb, als der leere Name, zum Erſatz für Macht und Verehrung, — die Einſamkeit und ihr Gram zu ihrer Geſellſchaft, und höchſtens ein Blick des Mitleidens, der ſchnell vorüber eilte, um nicht entdekt, wieder erzählt und verſpottet zu werden, zu einer leidigen Tröſtung. Ihren Klagen, ihren Bitten, ihren Thränen ſetzte Heinrich kalt und unbeweglich die Unruhen ſeines Gewiſſens und die vorgebliche Verpflichtung für den Staat entgegen, und machte ihr noch überdem ohn Unterlaß Anträge, freiwillig ihren ehelichen Rechten zu entſagen.

Indeß ſchien ihr Muth mit ihren Bedrängniſſen zu wachſen. Sie war feſt entſchloſſen, eher zu ſterben, als in die Trennung ihrer Ehe zu willigen. Karl beſtärkte ſie hierin mit jedem Briefe, gab ihr den Rath, gegen alles Verfahren zu proteſtiren und ihre Beſchwerden an den Papſt zu bringen. Wiewohl ſie anfangs entſchloſſen ſchien, nur ſtandhaft zu erwarten, ſo drang doch der Kaiſer ſo nachdrücklich darauf, machte dies ſo beſtimmt zur Bedingung ſeines Schutzes, daß ſie ſich endlich

lich dazu verſtand, und ihre zu beſcheidene Weib-
lichkeit überwand.

Die Klage Katharinens, wodurch die Sache
noch verwickelter zu werden ſchien, war dem Papſt
eben deßhalb auf keine Weiſe unangenehm. Er
äuſſerte nun, daß dieß die Sache in einem ganz
andern Licht zeige. Es ſeien nun zwei Partheien,
ein Rechtshandel, der eine förmliche Unterſuchung
erfodere — Nur mit vieler Mühe erhielt Heinrich,
daß dieſe Unterſuchung nicht vor dem päpſtlichen
Stuhle in Rom ſelbſt, ſondern von einer Legat-
ſchaft in London vorgenommen wurde. Man
ſetzte zu dem Ende dem Kardinal von York, auf
ſein eignes Anſuchen, noch den Kardinal Com-
peggio an die Seite, der für einen großen Ge-
lehrten galt — ein ränkevoller und dem Papſt
und Kaiſer ſehr ergebener Geſchäftsmann in der
That war.

Schon im April war dieſer Beſchluß gefaßt;
allein Compeggio fand immer neue Verhinderun-
gen ſeiner Abreiſe, ſo daß ſie ſich alles Anfoderns
und Dringens ohnerachtet bis in den October ver-
zögerte. Noch machte ſich Heinrich die ſicherſten
Erwartungen von der ehrlichen und eifrigen Mit-
wirkung Wolſeys; er beſuchte ihn fleiſſig auf dem

Landhauſe, wo er izt ſich gewöhnlich aufhielt; ſelbſt Anne ſchrieb ihm die freundſchaftlichſten Brieſe, wo nicht ſelten der König noch eine Nachſchrift zuſetzte; — ſie nahm Geſchenke von ihm an, und ſie und ihre Parthei hoften, durch Vertraulichkeit und Schmeichelei ihn aufrichtig in ihr Intereſſe zu ziehn, da ſie es nicht hatten verhindern können, daß die Sache in ſeine Hände gekommen war.

Endlich kam Kompeggio in London an, und wurde von Heinrich mit der freudigſten Erwartung, von Wolſey aber mit tiefem innern Verdruß empfangen. Gekränkte Eitelkeit hört nie auf die Stimme der Klugheit und überläßt ſich meiſtens blindlings der Beherrſchung des Verdruſſes und Unmuths. Daher hat ſchon oft große Männer das Gefühl der Einſchränkung ihrer Allmacht verleitet, ihren gänzlichen Sturz durch unüberlegte raſche Schritte oder trotzige Unthätigkeit ſelbſt zu befördern, wenn ſie ihn ſchon voraus ahnden konnten.

Hieraus läßt ſich vielleicht das Benehmen des Kardinals von York während dieſer ganzen Verhandlung einigermaſſen erklären, was ſonſt mit ſeiner Verſchlagenheit und Weltklugheit ſo ganz

im Widerſpruche zu ſtehn ſcheint. Daß es ſo weit gekommen war, daß er ſelbſt dazu hatte mitwirken müſſen, es dahin zu bringen, war ſchon Beweis genug, wie groß und unausrottbar die Anhänglichkeit Heinrichs an Annen ſei, wie wenig ſein Einfluß dem ihrigen das Gleichgewicht halten könne. Daß es der Papſt nicht ehrlich meine, und daß der heilige Gaukler durch dieſe zweite Farce ebenfalls nur Zeit gewinnen wolle, war ihm einleuchtend genug. Allein er ſah doch auch ein, daß es einmahl auf irgend eine Weiſe enden müſſe. Die Hofnung, daß Heinrichs veränderlicher Charakter dieſe Verlegenheit ſelbſt löſen würde, war verſchwunden, denn liebte er auch Annen nicht mehr, wovon doch die Beweiſe ſich täglich häuften, ſo würde ſchon ſein Eigenſinn nicht ehe ablaſſen, als bis er ſeinen Willen habe. Setzte Heinrich ſeine Abſicht endlich doch durch, ſo würde Anne und ihre Parthei herrſchend und er verdrängt und zu Grunde gerichtet werden; gelänge es ihm nicht, ſo ſah er auf ſich die ganze Laſt ſeines Unwillens fallen, dem gekränkte Liebe und Stolz ſicher die ſchrecklichſten Ausbrüche erlauben würden. Nach der Lage der Sache ſchienen indeß nur die beiden Fälle denkbar, daß der Papſt

am Ende dennoch dem ungeſtümen Andringen Heinrichs nachgeben werde, oder daß Heinrich würde eigenmächtig verfahren. Er hatte keinen Einfluß mehr auf Heinrich, auf dieß Verfahren des Papſtes gar nicht — Er getraute ſich kaum einen Blick in die Zukunft zu werfen, denn das Bewuſtſein, daß er ſich in ein Spiel eingelaſſen habe, wobei er ſchlechterdings verlieren müſſe, ſchreckte ihn ſogleich zurück —

Dieſe und ähnliche Betrachtungen bewirkten in ihm den Entſchluß, ſich von nun an durchaus leidend in der wichtigen Sache des Königs (ſo hieß izt allgemein dieſe Angelegenheit) zu verhalten. Daß dieſe Erklärung dem Könige unerwartet und unangenehm ſein würde, konnte er leicht vorherſehen; daß Anne und ſeine übrigen zahlreichen Feinde dieſe Gelegenheit nicht auſſer Acht laſſen würden, das zweideutige Licht, worin er ſchon vorher erſchienen war, aufs Neue um ihn her zu verbreiten und zu vermehren, war eben ſo wenig zu überſehen. Dennoch erklärte er, als er den Kardinal Compeggio dem Könige vorſtellte, „daß er mit des Königs Genehmhaltung ſeinem Gehülfen den Vorſitz und die ganze Führung „der Angelegenheit überlaſſen werde.„

„Was iſt das nun wieder?„ rief Heinrich er, ſtaunt, „Ihr ſeid ja älterer Kardinal, eigentli„cher und lebenslänglicher Legat für England„ —

„Eben deswegen, gnädigſter Herr König, wür„de ich dem mir unerträglichen Verdacht der „Partheilichkeit nicht entgehen können, und die „Königin würde nicht unterlaſſen, davon Gebrauch „zu machen. Ueberdem iſt des Kardinal Compeg„gio große Gelehrſamkeit und redliche Denkungs„art allgemein bekannt und geſchäzt„ — Die Eminenzen ſtreuten ſich hier wechſelſeitig einige Hände voll Räuchwerk, indem Heinrich über den Vorwand der Partheilichkeit nachdachte, und ihn ſo erheblich fand, daß er Wolſey für izt damit durchſchlüpfen ließ.

Compeggio bezeugte ſich deſto bereitwilliger für die Beförderung der Wünſche Heinrichs. Dieß war ein würdiger Diener ſeines Herrn, in Verſtellung und Ränken eben ſo geübt und im höchſten Grade pünktlich in der Ausführung der ihm anvertrauten Aufträge. Er betheuerte dem beſorgten Könige, daß Clemens den beſten Willen habe, ſein Gewiſſen zu beruhigen; und zur Beſtätigung dieſer Aeuſſerung eröfnete er ihm und Wolſey im Vertrauen, daß er eine ſogenannte De-

kretalbulle bei ſich habe, worin die päpſtliche Zuſtimmung ſchon im voraus enthalten ſei.

Lange aufgehaltne und oft getäuſchte Wünſche können eben ſo leichtgläubig als mistrauiſch machen. Heinrich umarmte den Kardinal bei dem Anblicke der Dekretalbulle, und glaubte ſich auf einmahl am Ziele. „Wozu denn nun noch des „vielen Unterſuchens und der leeren Ceremonien? „Laßt uns dieſe Bulle dem Geheimenrath vortra„gen, und damit der Sache ein Ende machen,„ rief er, und war im Begriff, ſich dieſes ſo ſehnlich gewünſchten Dokuments zu bemächtigen.

Compeggio ſchien über dieſe raſche Zumuthung in Verlegenheit zu gerathen und ſchob die Papiere ſchnell wieder in ſeine Taſche — „Ihre „Majeſtät geruhen zu bedenken,„ äuſſerte er mit ſorgſamer Miene und Ton, „daß die Königin „klagbar bei Sr. Heiligkeit eingekommen iſt, und „daß die Sache erſt unterſucht werden muß. Se. „Heiligkeit hat nur auf den Fall, daß die Unter„ſuchung dahin ausſchlagen dürfte, dieſe Voll„macht ausgeſtellt, aber mir freilich auf das ſchärf„ſte anbefohlen, ſie vorher durchaus nicht aus den „Händen zu laſſen, und als ein Geheimniß zu „bewahren. Ich bin izt ſchon über die Grenzen

„meiner Inſtruktion hinausgegangen; allein eben „daher hoffe ich,„ ſetzte er hinzu, „Ew. Maje„ſtät werden das, was ich Denſelben aus beſonde„rer Ergebenheit im höchſten Geheim anvertraut „habe, nicht mißbrauchen, mich dadurch in Ver„legenheit oder auſſer Stand ſetzen wollen, Ih„nen nützlich ſein zu können.„

Heinrich wollte ſich dabei nicht beruhigen. Campeggio berief ſich auf das Zeugniß des Papſtes, und verſicherte Heinrich — etwas empfindlich, „daß er nicht eher etwas in der Sache un„ternehmen werde, bis der König ſelbſt deshalb „Erkundigung eingezogen habe, die ſein Betra„gen rechtfertige.„ Heinrich lenkte ein, der Kardinal beharrte — Heinrich mußte nach Rom ſchreiben — es vergiengen mehrere Wochen — endlich kam eine Antwort, die durch eine lange Auseinanderſetzung das Verhalten des Kardinals billigte und rechtfertigte. Die Zeit war verloren, und Heinrich ſah ſich genöthigt, den gekränkten Dienſteifer des Kardinals durch Geſchenke und gute Worte wieder in Thätigkeit zu ſetzen.

Auf eine unerwartete Weiſe fieng er damit an, daß er den König feierlich und nachdrücklich ermahnte, von ſeinem Vorſatze abzuſtehn, und ſich

bei der erſten Diſpenſation des Papſt Julius des Zweiten zu beruhigen. Da er hier nichts als Aeuſſerungen der Befremdung und des Unwillens zur Antwort erhielt, ſo begab er ſich nach einigen Tagen zu der Königin und redete ihr mit eben ſoviel Beredtſamkeit und Salbung zu, ſich freiwillig der Scheidung zu unterwerfen, weil Widerſtreben nichts helfen, wohl aber eine ſchlimme Sache noch ſchlimmer machen könne. Auch hier, wie er erwartet hatte, mit Entſchloſſenheit zurückgewieſen — erklärte er nun, daß ſeine Inſtruktion zu Ende ſei, und er erſt um fernere Verhaltungsbefehle nach Rom ſchreiben müße.

Heinrich war voll Erſtaunen — „Ihr habt „ja die Dekretalbulle ſchon bei Euch„ — rief er im höchſten Unwillen.

„Ich habe Ew. Majeſtät ſchon eröfnet, daß „ich ohne ausdrücklichen Befehl keinen Gebrauch „davon machen darf„, erwiederte der Kardinal demüthig, aber entſchloſſen.

„Ihr werdet mich noch raſend machen!„ — rief Heinrich, und hob die geballte Fauſt unwillkührlich und mit Heftigkeit in die Höhe.

Compeggio zuckte die Achſeln, und wich einige Schritte zurück — Heinrich wandte ſich an Wolſey und verlangte mit Ungeſtüm, daß er ſich der Sache annehmen ſollte, und machte ihm Vorwürfe über ſeine Gleichgültigkeit. Wolſey wiederholte ſeinen ſchon geäuſſerten Vorwand und hatte ſogar die Kühnheit, eine kalte und trokne Ermahnung hinzuzuſetzen, daß er die ganze Sache aufgeben und von Annen ablaſſen möchte — Heinrich ſchimpfte — drohte, beide Kardinäle zur Thür hinauszuwerfen — ſie erſparten ihm dieſe Mühe durch eine eilige Entfernung —

Compeggio ſpielte nun den Beleidigten; er ſchrieb an den König einen beſchwerenden Brief, äuſſerte, daß ihn eine ſolche Behandlung nöthigen würde, ſich vom Hofe und aus England zu entfernen, und daß er im Begrif ſei, Sr. Heiligkeit davon Bericht abzuſtatten und ihm vorzuſchlagen, daß die Sache nach Rom abgerufen werde. Heinrich gerieth in Verlegenheit — die lezte Drohung ſchreckte ihn, er verſuchte den beleidigten Kardinal zu verſöhnen — was ihm leicht gelang, weil er die Mittel gebrauchte, die bei gewöhnlichen Menſchen nie fehlſchlagen — beſonders wenn ſie von hoher Hand angewandt werden. —

Compeggio harrete nun von einem Tage zum andern mit den lebhaſteſten Aeuſſerungen der Sehnſucht auf die neue Inſtruktion und war untröſtlich über die unſäglichen Schwierigkeiten, die ſich in der preßhaften Lage des heiligen Vaters zu Rom häuften — Heinrichs Ungeduld ſtieg aufs höchſte — Anne ſpottete und Wolſey ſchwieg — und arbeitete an der Einrichtung ſeiner Collegienſtiftung zu Ipswich und Oxford, wodurch er ſich als Beförderer der Wiſſenſchaften ein Monumentum aere perennius ſetzen wollte. —

Päpſtlicher Heiligkeit war izt mehr als ie daran gelegen, daß Heinrich noch ferner im Vertrauen auf ſeinen guten Willen mögte eingehalten werden, weil ſie in Geheim an einem völligen Bündniſſe mit dem Kaiſer arbeitete; daher kamen ohne Unterlaß die freundſchaftlichſten Briefe von Rom, die Verſprechungen auf Verſprechungen häuften, und Bereitwillkeit zeigten, alles zu verwilligen, nur nicht das — woran Heinrich alles lag. Compeggio, genau in des Papſtes Abſichten eingeweiht, ließ nicht nach, dem König täglich aufzuwarten und ſich immer mehr in der Kunſt zu vervollkommnen, ſeinen ſonſt ſo ungeſtümen und ſtolzen Sinn durch Schmeicheleien und Verſprechungen von einem Ta-

ge zum andern in geduldiger Erwartung hinzuhalten. Er war gleich unerſchöpflich in Schilderungen der Ergebenheit des heiligen Vaters gegen den König und in Klagen über die eiſerne Nothwendigkeit, die ihn verhinderte, ſeinen eignen Wunſch, ihn ſich verbindlich zu machen, zu befriedigen. „Se. Heiligkeit würden gleich auf den „päpſtlichen Stuhl reſigniren, wenn Ihr es verlangtet, Sire, und ich für Ew. Majeſtät in den „Tod gehn!„ waren gewöhnlich die Floskeln, womit er endete. Dafür gieng er nie unbeſchenkt von Heinrich hinweg, widmete die übrige Zeit des Tages der Jagd und dem Becher, und die Nächte der Wolluſt — erhielt von Heinrich die herrlichſten Zeugniſſe ſeines exemplariſchen Betragens, wiewohl das Volk ſich öffentlich an ſeiner Lebensart ſkandaliſirte.

Wäre es nicht eine bekannte Bemerkung, daß die Liebe auch Löwen den duldſamen Sinn des Lammes giebt; ſo würde es ein unauflösbares Räthſel bleiben, wie Heinrich noch immer ſich an dieſem Gängelbande führen ließ. Er ſchalt und fluchte freilich zuweilen derb und heftig — war zur andern Zeit mürriſch und unerträglich; allein er ertrug doch und harrte und ließ ſich von einer Sce-

ne des Gaukelſpiels zur andern mehrere Jahre hindurch fortführen. Freilich hieng er auch noch ſklaviſch an dem päpſtlichen Anſehn und war überdem nicht gewohnt weiter zu ſehn, als was ſich gerade vor ihm hinſtellte. Aber den meiſten Antheil hatte doch wohl die ſtets gleiche Laune Annens, die ihm ihren Umgang (den er täglich ungeſtört genoß) ſo intereſſant machte, daß er darüber vielleicht Tage lang ſeine anderweitigen Wünſche vergaß.

Da indeſſen Katharinens Proteſtation allein als die Urſache der verzögerten Entſcheidung des Papſtes anzuſehen war; ſo nahm ſein Unmuth auch vorzüglich an ihr ſeine Genugthuung. Mit jeder neuen Schwierigkeit wurde ſeine Erbitterung gegen ſie um einen Grad verſtärkt und zu einem brennenden Haſſe angeflammt. Gleich einem verzogenen Kinde, das dem die Schuld des Streits zuſchiebt, der ſich doch nur gegen ſeinen Anfall vertheidigte, erklärte er ſie laut und öffentlich für die Schuld ſeiner Widerwärtigkeiten und die Stöhrerin ſeiner Ruhe. Seine feindſeligen Launen erlaubten ſich die ſeltſamſten Aeuſſerungen, die ſich über alle Schranken, die das Gefühl des Anſtändigen und Sittlichen gewährt, hinweg ſetzten, und der Gehei-

merath muſte auf ſeinen Befehl einen Beſchluß ab- faſſen, deſſen Inhalt wörtlich folgender iſt:

„Der Geheimerath iſt berichtet, daß ein An- „ſchlag im Werke iſt, den König oder den Kardi- „nal zu töden, und es will verlauten, daß die „Königin hieran einigen Antheil habe. Sollte „dieß ſich bei der Unterſuchung ausweiſen, ſo darf „ſie nicht die geringſte Schonung erwarten. Be- „kannt genug iſt es, daß ſie den König nie eigent- „lich geliebt habe und überall keiner wahren Liebe fä- „hig ſei. Hätte der König nicht ſchon während ſei- „nes ganzen Eheſtandes Beweiſe genug davon, ſo „würde ihr itziges Betragen für alle hinreichen. „Indem den König ſeine fromme Gewiſſenhaftig- „keit traurig und kummervoll macht, erſcheint ſie „täglich heiterer, ſtellt für alle Welt Tanzgelage „und Luſtbarkeiten an. Der König kann nicht an- „ders glauben, als daß ſie dieß ihm zur Kränkung „thue, da es mit ihrem ſonſtigen Betragen und „ihrem ganzen Temperament ſtreitet. Ueberdem „iſt es augenſcheinlich, daß ſie die Neigung des „Volks vom König ab- und allein an ſich ziehen „will, denn überall erſcheint ſie gefällig, herab- „laſſend und höflich, neigt ſich viel tiefer als ſonſt, „und man ſieht deutlich, daß ſie auf das Volk zu-

„wirken ſich bemüht. Anſtatt aller Beweiſe dient „aber, daß ſie den Aufſchub der Entſcheidung des „Papſtes ganz allein veranlaßt, und auf keine Wei„ſe auf des Königs ſehnliche Wünſche Rückſicht „nimmt. Da nun aus allem dieſem der König deut„lich erkennen muß, daß ſie ihn haſſe, ſo hat der „Geheimerath ſich die Freiheit genommen, dem„ſelben in Unterthänigkeit vorzuſtellen, daß er ſich „offenbarer Gefahr ausſetzen würde, wenn er „ferner die geringſte Gemeinſchaft mit der Köni„gin unterhalte, er es auch vor ſeiner Vaterpflicht „nicht werde verantworten können, wenn die Prin„zeſſin noch ferner um die Perſon ihrer Mutter „ſei. Dieſes und daß Ihre Majeſtät gnädigſt „auf dieſe Vorſtellung Rückſicht genommen, wird „ihr demnach hiedurch zu wiſſen gethan, damit ſie „endlich in ſich gehen, zur chriſtlichen Ordnung „zurückkehren und ſich dem Willen des Königs un„terwerfen möge.„

Wenn Härte und Unrecht ſich ſo mit einander vereinigen, wer mag dann für den Bedrücker einige Rechtfertigung in ſeinem Herzen finden? — Schon längſt hatten Leiden die Gefühle der ſonſt kalten Katharina zu mehrerer Reizbarkeit aufgeregt, und ſelbſt die ſchlafenden Talente ihres Gei-

ſtes etwas geweckt. Sie empfand das Unrecht und ſah die Erbärmlichkeit dieſer Beſchuldigungen ein, die theils offenbare Unwahrheiten, theils Verdrehungen enthielten, wodurch ihr als Abſicht vorgeworfen wurde, was doch nur Wirkung des bedrückenden Gefühls der Hülfloſigkeit war — Thränen des Jammers verlöſchten die Handſchrift, indem Katharine las — der Stolz trocknete ſie jedoch bald — Sie legte den Aufſatz beiſeite und würdigte ihn keiner Antwort.

Indeſſen kam die Nachricht von Rom: Clemens ſei mit einer gefährlichen Krankheit befallen, ſo daß keine Hofnung zu ſeinem Aufkommen übrig bleibe. Man kann ſich die Wirkung denken, die dieſe Nachricht auf den Kardinal von York machte. Eine faſt erſtorbene Hofnung lebte nun auf einmahl mit der regſamſten Kraft wieder auf, es muſte ihm izt in manchem Betrachte mehr als jemahls an der Erreichung dieſes Ziels liegen; dieſe Erreichung war izt mehr als jemahls wahrſcheinlich, zumahl wenn Heinrich ſein Geſuch im Conclave unterſtützte. Von dieſem Augenblicke an intereſſirte ſich niemand inniger und lebhafter für die wichtige Sache des Königs, als der Kardinal; er wünſchte blos den päpſtlichen Stuhl

zu beſteigen, um Heinrichs Wünſche zu befriedigen und ihm auf einmahl entſcheidend zu beweiſen, daß ihn bisher nur eine unbequeme Lage gezwungen hätte, ſeinen Eifer zu unterdrücken.

Was man wünſcht, glaubt man gern. Heinrich wandte allen Einfluß an, den ihm Rang, Geld und Macht in dem Conclave zu Rom eröfneten, und ohnzweifel würde die dreifache Krone izt auf das Haupt des Kardinals gefallen ſein, wenn nicht — Clemens wider alle Erwartung geneſen wäre.

Mit ſeiner Geneſung hatte der Papſt dieſelben Grundſätze und Verfahrungsart — und Wolſey ſeine ehemahlige Kälte und Untheilnehmung wieder angenommen. Heinrich ſah ſich wieder in derſelben Lage; das Ziel, was ſo nahe war, daß nur ein einziger Schritt erfoderlich zu ſein ſchien, um es ganz zu erreichen, erblikte er aufs Neue an den entfernteſten Rand des Horizonts entrükt; aufs Neue war er genöthigt, den angefangenen Weg über Felſen und Klüfte fortzuklettern. Von der reizenden Vorſtellung ſeines nahen Glücks war ihm nichts übrig geblieben, als der Vorſatz, es mit mehr Stärke, Schnelligkeit und Entſchloſſenheit als bisher zu erringen, und wo möglich alle Hinder-

derniſſe durch ein entſcheidendes Wagſtück in die Luft zu ſprengen.

Unter dem Vorwande, dem heiligen Vater ſeine Glückwünſchung zu überbringen, ſchickte er eine auſſerordentliche Geſandtſchaft nach Rom, die aber auch zugleich Inſtruktion hatte, mit Ernſt und Nachdruck auf eine Entſcheidung für oder wider ihn zu dringen. Der Herzog von Suffolk, der nach und nach wieder in ſein altes Verhältniß gegen Heinrich eingetreten war, und ſich täglich durch des Kardinals Verfall und Annens Verwendung mehr anbauete, hatte dieſe Idee veranlaßt, und auch die Perſonen dazu in Vorſchlag gebracht. Sir Thomas Brian und ein Sekretär des Königs, Peter Vannes, gleich bevollmächtigt zu Verſprechungen und Drohungen, machten ſich eiligſt auf die Reiſe nach Rom.

Clemens empfing ſie mit ſeiner gewöhnlichen Leutſeligkeit und herablaſſenden Güte, bezeigte ſich ſehr gerührt über die Theilnehmung Heinrichs an ſeiner Geneſung, verſicherte mehr als je ſein Freund zu ſein, und wünſchte nichts mehr, als nur Gelegenheit, Beweiſe davon geben zu können.

Hier nahm Vannes, ein erfahrner und entſchloßner Greis, Gelegenheit, zu ihrem weitern Auftrage fortzugehn, und bat im Namen des Königs nur um die einzige Gefälligkeit, genau und beſtimmt den Grund der Verzögerung der Entſcheidung ſeiner Angelegenheit anzugeben —

Clemens bezeigte ſich gegen Vannes ſehr vertraulich und offenherzig, betheuerte, daß nichts auf der Welt, als ſein unglückliches Verhältniß gegen den Kaiſer ſchuld daran ſey — „Ihr „könnt meine unglückliche Lage gar nicht beur„theilen, guter Alter," ſagte er, „noch itzt bin „ich wieder von dem kaiſerlichen Geſandten auf „das unglimpflichſte mit einem allgemeinen Con„cil und der Unterſuchung meiner zweifelhaften „Geburt bedroht. Euer König iſt entfernt von „mir; er kann, auch mit dem beſten Willen, „mich nicht ſchützen; der Kaiſer hingegen mein „nächſter Nachbar, ich bin in ſeiner Gewalt" —

Vannes erwiederte, „daß er den Auftrag ha„be, ihm eine Wache von zweytauſend Mann „von Seiten ſeines Königs anzubieten, die mit „Gut und Blut für ſeine Sicherheit ſtehen „ſollten."

Dieſer Vorſchlag kam dem Papſt unerwartet, und ſetzte ihn ſehr in Schrecken. Jetzt, da er im Begriff war, ſich mit dem Kaiſer innig zu verbinden, ſollte er ſich durch Annahme einer Leibwache in die Hände Heinrichs liefern.

„Um Gottes willen!“ rief er, „das würde „mich ja vollends ins Verderben ſtürzen. Der „kleinſte Verdacht des Kaiſers würde ſeine ganze „Macht gegen mich aufbringen, und hieſſe das „nicht öffentlich erklären, daß ich auf die Par„they Eures Königs träte? — Laſſet uns doch „günſtigere Zeiten abwarten, es geht ja nichts „verlohren, es wird ja nichts verſäumt. Euer „König iſt meiner aufrichtigſten Freundſchaft ge„wiß. Gott iſt mein Zeuge,“ hier hob er die Hände zugleich mit dem heuchleriſchen Blick gen Himmel, „daß ichs redlich meine!“ —

Vannes änderte nun, ſeinem Auftrage gemäß, die Sprache: „Ew. Heiligkeit bedarf „freylich nach Ihrer Weisheit und Erleuchtung „keines Raths, und ich würde mir am wenig„ſten die Kühnheit beikommen laſſen, dergleichen „ertheilen zu wollen. Allein meine unbegrenzte „Ergebenheit gegen den päpſtlichen Stuhl verpflich„tet mich in meinem Gewiſſen, Ew. Heiligkeit

„bitten, daß ſie wohl bedenken möge, wie weit „ſie die Geduld des Königs aufhalte. Es herrſcht „eine allgemeine Unzufriedenheit mit dieſer bei„ſpielloſen Zögerung in England, und das ganze „Reich iſt bereit, ſich von der Obermacht des „päpſtlichen Stuhls, die Ihr ſo drückend habt „fühlen laſſen, loszureiſſen, und den König als „das einzige Oberhaupt der Kirche zu erkennen. „Wenn England auf dieſe Weiſe verlohren gien„ge, ſo dürftet Ihr Eure Unentſchloſſenheit viel„leicht zu ſpät bereuen — Es will verlauten, daß „Ihr nur die Entſcheidung verzögertet, um Euch „unterdeſſen mit dem Kaiſer zu verbinden. Iſt „dem ſo, dann mögt Ihr wohl erwägen, daß „der König in Frankeich auf dem Entſchluß behar„ret, Neapel wieder zu erobern, daß König Hein„rich und er durch ein enges Freundſchaftsband „vereinigt ſind, an welchem noch mehrere andere „Fürſten und Herren Theil nehmen, und das „Kriegsglück ein Würfelſpiel ſey — Macht Euch „aber die Furcht gefällig gegen den Kaiſer, ſo ſollte „Euch Erkenntlichkeit an die Verpflichtung erin„nern, die Ihr gegen König Heinrich habt von „der Zeit, da Ihr Karls Gefangener waret „und von ihm gemißhandelt wurdet. Ihr ſolltet

„ſolltet fühlen, daß Ihr der ganzen Chriſtenheit „in dem gehäßigen Lichte eines Undankbaren er„ſcheinen', und Euer eigener Schatten auf den „päpſtlichen Stuhl zur Verdunkelung deſſelben „zurückfallen müſſe" —

„Heiliger Gott, wie verſuchſt du mich," — rief Clemens, indem er mit anſcheinender Verzweiflung die Hände rang, und aus beklemmter Bruſt tief ſeufzte — „auf was für einen furcht„baren Scheideweg haſt du deinen Knecht hinge„ſtellt! Wohin ich mich wende, ſehe ich Klippen „und Abgründe, und es bleibt mir kein Rath „und keine Hoffnung als die Zuverſicht, daß du, „o Gott! deine Kirche nicht verläßt! —

„Ungerechter Mann!" fuhr er mit dem Ausdruck der innigſten Kränkung gegen Vannes fort, „wie könnt Ihr mir Beſchuldigungen machen, „die den Stempel der Unwahrheit ſo deutlich an „der Stirne tragen? Habe ich nicht ſchon mehr „für Euren König gethan, als er vernünftiger „Weiſe erwarten konnte? Habe ich nicht die Ent„ſcheidung den Legaten überlaſſen, die ihm unbe„zweifelt ergeben ſind? — Und nun verlangt der „Unbillige, daß ich ihm ganz offenbar Ehre, Wür„de, das Intereſſe des päpſtlichen Stuhls, mich

„ſelbſt aufopfern ſoll! Es iſt hart, einen Bedräng„ten noch mehr zu ängſtigen! Aber wenn man „mich auch noch ſo ungerecht quält, — ich muß „es dulden. Ich habe ſchon längſt die Entſchei„dung der Legaten anzuerkennen verſprochen — „mehr kann ich nicht thun. Haben die Legaten ſie „unnöthig verzögert, das iſt nicht meine Schuld „— hat Compeggio ſeine Pflicht vernachläſſigt, „ſo kann ich nicht darunter leiden — Es iſt ohne „meine Ordre geſchehen“ —

Vannes verachtete, wie wir, den Mann und ſeine Ausflüchte, und berichtete nach London, „daß „ſchwerlich von dem Papſt etwas zu erwarten ſein „dürfte“ — er gab Heinrich den Rath, durch die Legaten eine Sentenz ſprechen zu laſſen, und dann den Kardinal Compeggio zu zwingen, von der bei ſich habenden Dekretalbulle ohne weitern Anſtand Gebrauch zu machen.

Clemens befürchtete dieß — Die Verhandlungen mit dem Kaiſer waren zwar bereits fortgerückt; allein wenn Intereſſe, Liſt und grenzenloſe, durch Ueberlegenheit unterſtützte Anmaſſung von der einen Seite, und Furchtſamkeit, Ehrgeiz und Intrigue von der andern einen Bund ſchlieſſen, ſo kann dieß wohl nur ſehr langſam von

Statten gehn. — Noch zitterte Clemens vor den Folgen, wenn wirklich Heinrich einen Weg einſchlüge; und um dieß zu verhüten, wählte er ein Mittel, was ſeiner und der Abſicht, die er erreichen wollte, würdig war.

Er ſandte zu dem Ende einen eignen Botſchafter, Signor Campana, einen verſchlagenen und ihm ſehr ergebnen Mann, an den Hof zu London, mit dem geheimen Befehle an Compeggio, daß er die Scheidungsbulle, auf deren Anwendung Heinrich bisher noch immer beharrte, und weshalb er nun ſeit Jahren ſollicitirt hatte — in Geheim verbrennen ſollte — Sein offner Auftrag war: ſich gegen Heinrich über das Mistrauen zu beklagen, was Bannes gegen ihn geäuſſert habe, und ihn aufs neue zu verſichern, daß Se. Heiligkeit ſich nie mit dem Kaiſer zum Nachtheil ihrer Freunde, worunter Heinrich den erſten Platz habe, verbinden werde. Er drang darauf, dem Geſandten ſeine Kühnheit, wozu er ohne Zweifel keinen Auftrag gehabt habe, zu verweiſen, und ihm durch ein ferneres Vertrauen eine freundſchaftliche Genugthuung zu geben.

Als einen Beweis der Aufrichtigkeit dieſer Aeuſſerungen übergab er zugleich die päpſtliche Zuſtimmung, die Sache vor einem förmlichen Legatengerichte, wenn es dem Könige gefiele, unterſuchen zu laſſen, wozu er die nöthige Inſtruktion den beyden Kardinälen aushändigte.

Heinrich ſahe nun nachgerade ein, daß dieß der einzige Weg ſey, den er einſchlagen könnte, und ließ die Veranſtaltung zur Eröffnung dieſes Gerichts treffen. Anſtatt der Genugthuung ſandte er indeſſen dem Papſt einen Parlementsſchluß, worin die Aeuſſerung des engliſchen Geſandten beſtätigt und die Drohung hinzugeſetzt wurde, daß man beym König ſelbſt darauf antragen werde, ſich der päpſtlichen Gewalt zu entziehen, ſobald man noch ferner die geringſte Veranlaſſung nur zu einem Zweifel in die Redlichkeit des Papſtes finden ſollte.

Sobald die Einrichtung des Legatengerichts bekannt wurde, erſchien ein offnes Manifeſt des Kaiſers, worin er, im Namen ſeiner Tante, gegen alles auf das nachdrücklichſte proteſtirte, was von den Legaten zu London in dieſer Sache verfügt werden dürfte, weil die Königin beide

aus guten Gründen, als der Partheilichkeit verdächtige Richter, verwerfe.

Die Folge hievon war, daß beide Kardinäle ſich beleidigt fanden und dem Könige erklärten, daß ihre Ehre nunmehr erfordere, bey dem Papſte darauf anzutragen, daß er die Unterſuchung zu Rom ſelbſt vornehmen und von dem geheimen Conſiſtorio entſcheiden laſſe.

Allein Heinrichs Geduld war zu anhaltend und zu ſtark ausgedehnt, als daß ſie auch dieſe Anſtrengung noch hätte aushalten können. Er hörte nicht weiter auf ihre Vorſtellungen, daß der Argwohn der Königin und ihre wiederholte Proteſtation alle ihre Proceduren unnütz machen würden, ſondern befahl ihnen unter nachdrücklichen Drohungen, ſich ſeinem Willen und dem Willen des Papſtes nicht ferner zu widerſetzen.

Wolſey und Compeggio fanden es beide nicht für gut, es aufs Aeuſſerſte ankommen zu laſſen, und ſo wurde denn der Tag für die erſte Sitzung des Gerichts anberaumt, und in dieſer die Vorladung des Königs und der Königin ausgefertigt. Auch hier blieb der Kardinal von York ſeinen einmahl genommenen Maasregeln getreu, da es doch gewiß für ſeine Eitelkeit keine geringe Verſuchung

ſeyn konnte, der Richter zwiſchen ſeinem König und deſſen Gemahlin zu ſeyn. —

Vielleicht iſt nie einer öffentlichen Angelegenheit dieſer Art mit mehr Aufmerkſamkeit und allgemeinerer Theilnehmung entgegen geſehen worden. Nicht nur die ganze engliſche Nation war von der unruhigſten, durch langes Harren und öftere Täuſchung aufs höchſte geſpannten Erwartung ergriffen, ſondern ein Gleiches war faſt durch alle europäiſchen Nationen verbreitet, indem die Sonderbarkeit dieſer Erſcheinung ſie für alle zu einer Angelegenheit machte.

Der Tag erſchien, der Ort, wo dieß ſo lange erwartete und in jedem Betracht ſo merkwürdige Gericht gehalten werden ſollte, war der Parlementsſaal im Auguſtinerkloſter zu London. Die hohe Geiſtlichkeit und die Mitglieder des geheimen Raths nebſt einer groſſen Anzahl des hohen Adels waren zugegen als Beiſitzer, und ein zahlloſes Volk drängte ſich vor der Thüre und ging truppweiſe unruhig auf den Gaſſen umher — blieb ſtehen, floß zuſammen — trennte ſich wieder — eilte einander eilig entgegen, als ob man ſich den Ausgang der Sache erzählen wollte, da er jedoch noch erſt erfolgen ſollte.

Der König erſchien in einem prächtigen Aufzuge, in Begleitung der Herzoge von Norfolk und Suffolk, aller Herren vom Hofe, nebſt ſeinen Anwalden. Drohender Ernſt und Entſchloſſenheit bis zur Härte war in ſeinem ganzen Weſen ausgedrückt, durch welche nur zuweilen eine ungeduldige Erwartung hervorblickte.

Katharina erſchien auch. Einfach, faſt nachläſſig gekleidet, wankte ſie einher, auf einige ihrer Hoffräulein geſtützt, und von ihren Beyſtänden begleitet. Der Ausdruck des tiefſten Seelenleidens lag auf ihrem Geſicht und durchdrang, in einer ermattenden Abſpannung, ihre ganze Geſtalt. Allein eben dieſer Ausdruck des Leidens hatte ein Intereſſe in ihre ehemals gleichgültigen und ſtolzen Geſichtszüge gelegt, und ihrem kalten und ſteifen Aeuſſern einen milden und lebendigen Ausdruck gegeben. Ihr Stolz war durch die mannigfaltigen Demüthigungen in ein feſtes, aber duldendes Selbſtgefühl aufgelöſt und umgab ihr ganzes Weſen mit der Bekleidung von Würde, die Ehrfurcht erweckt, indem ſie anzieht und zur Theilnehmung hinreißt.

König und Königin lieſſen ſich auf prächtigen Seſſeln, gegen den Legaten über, nieder, und der Gerichtshof nahm ſeinen Anfang.

Campeggio eröfnete das Gericht mit einer langen und wortreichen Rede, worin er ſich ſehr ausführlich über die Schrecklichkeit und Strafbarkeit des Verbrechens einer blutſchänderiſchen Ehe verbreitete, die Gewiſſenhaftigkeit des Königs mit den gebührenden Lobeserhebungen pries, aber auch zugleich nicht unterließ, die ſtrenge Unpartheilichkeit hervorzuheben, womit ſie, Legaten des heiligen Stuhls, denen die Unterſuchung dieſer wichtigen Sache von päpſtlicher Heiligkeit übertragen und von Sr. Majeſtät dem Könige zugelaſſen wäre, ins helleſte Licht zu ſetzen, und ſodann Befehl gab, die Partheien aufzurufen.

Der Aufrufer trat hervor und rief: Heinrich, König von England, komm vor Gericht! — Hier bin ich! ſagte Heinrich und erhob ſich von ſeinem Sitze. Der Aufrufer rief weiter: Katharina von Arragonien, Königin von England, komm vor Gericht! —

Die Königin beantwortete die Aufforderung nicht. Schweigend erhob ſie ſich von ihrem Sitze, ging mit langſam wankendem Schritte zu Heinrich, und warf ſich zu ſeinen Füſſen. Mit anfangs bebendem, aber immer feſter und feuriger

werdenden Ton hielt ſie an Heinrich dieſe Anrede:

„Ich ſehe mich hier, mein Herr und Gemahl, „verlaſſen, ohne Schutz, ohne Rath, meinen „Feinden preisgegeben, von meinem Vaterlande „entfernt, und angeklagt von dem, um deſſentwil„len ich es aufgeopfert habe. Zwanzig Jahr bin „ich Eure Gemahlin geweſen; Ihr habt mir liebes „und gutes erwieſen, mich immer als Euer recht„mäſſiges Weib anerkannt und geachtet, und — „izt wollt Ihr mich verſtoſſen! — Schande und „Verachtung ſind alſo der Lohn für meine immer „gleiche Liebe, meinen uneingeſchränkten Gehor„ſam, meinen häuslichen, gottesfürchtigen, müt„terlichen Wandel? — Nein, mein Herr und „Gemahl, ich müſte Euch nicht mehr lieben, ich „müſte mich ſelbſt nicht mehr achten, wenn ich „hiegegen gleichgültig ſein, oder das Glück und „die Ehre, Eure Gemahlin zu heiſzen, ſo leichtſin„nig hingeben ſollte! — Als Jungfrau habe ich „Euer Bette beſtiegen, die Ehe mit Eurem Bru„der war nichts als eine Ceremonie — das wiſzt „Ihr, und ich kann es vor den Augen Gottes be„kennen! — Nun ſagt man, unſere Ehe ſei eine „Blutſchande und — Gott bewahre mich vor

„dieſem ſchrecklichen Verbrechen! — Aber unſere „Våter, die weiſeſten Månner ihrer Zeit, ſchloſ- „ſen unſere Verbindung; ein heiliger Ausſpruch „der Kirche erkannte ſie fůr gut und erlaubt; wo „ſoll ich nun das Verbrechen darin finden? — „An ienen Ausſpruch will ich mich halten, ſo lan- „ge ich noch einen Odem habe, Euch daran zu „erinnern, und eine Thråne, den Verluſt Eurer „Liebe zu beweinen! Aber nie werde ich meine „Sache den Ausſprůchen eines Gerichts unter- „werfen, daß zu ſichtbar von meinen Feinden ab- „hångig iſt, als daß ich nur die geringſte Hofnung „zu einem unpartheiiſchen Ausſpruche wagen důrf- „te.„

Nach dieſen Worten ſtand ſie auf, neigte ſich tief vor dem Kőnige und gieng mit ungewőhnli- cher Erhabenheit und langſamem, aber feſtem Trit- te durch den Saal und verließ das Gericht.

Heinrich war betroffen, aber ungerůhrt. Er ſchwazte allerlei zum Lobe der håuslichen und můt- terlichen Tugenden Katharinens, verſicherte, er wůr- de ſich nie von ihr trennen, wenn nicht ſeine Ge- wiſſenszweifel (wovon er die ganze Geſchichte weit- låuftig beibrachte) ihn dazu zwången; aber eben deßhalb fodere er nun auch das Gericht auf, die

Unterſuchung zu beginnen. Es wurde beſchloſſen, die Königin noch einmahl vorzuladen, und, im Fall ſie nicht erſchiene, ſie in Contumaz zu erklären und die Unterſuchung zu beginnen.

Wolſey hatte die ganze Sitzung über, dem Anſcheine nach, nur einen ſchwach theilnehmenden Zuſchauer abgegeben. Eben ſollte ſie aufgehoben werden, als er das Wort nahm und ſich weitläuſtig beklagte, daß die Königin ſowohl als das Publikum ihn in Verdacht habe, als gehe von ihm dieſe ganze Unruhe aus und durch ihn werde ſie auch fortgehend unterhalten. Er fodere daher den König auf, ihn hier öffentlich gegen dieſen Verdacht durch ein Zeugniß ſeiner Unſchuld zu rechtfertigen.

Heinrich runzelte die Stirn und verſicherte kalt und mit einem verachtenden Blicke: „er müſſe ihm „das Zeugniß geben, daß er ihm beſtändig abge„rathen habe.„ Hierauf entfernte er ſich ſogleich, und die Sitzung wurde aufgehoben.

Nun erließ man an Katharinen noch einmahl eine Vorladung, und da ſie, anſtatt ſich zu ſtellen, eine förmliche Proteſtation einreichte, wurde ſie in Contumaz erklärt und, ohne auf ſie weiter Rück-

ſicht zu nehmen, zur Unterſuchung der Sache ſelbſt fortgeſchritten.

Die Hauptfrage, worauf alles anzukommen ſchien, war die: „ob ihre Heirath mit dem Prinz „Arthur, ihrer Ausſage gemäß, blos eine Ceremo„nie geweſen ſei, oder nicht?„ Die königlichen Anwalde ſuchten das letzte zu beweiſen und veranlaßten dadurch in dieſer geiſtlichen Verſammlung manche Geſpräche und Auseinanderſetzungen, die ſelbſt dem Ohre geſitteter Layen leicht hätten anſtößſig ſein können.

So geſchwind wir daher mit unſern Leſern darüber hingehen, ſo lange hielt man ſich in dem Gerichte ſelbſt dabei auf, und als der Biſchof von Rocheſter einſt erklärte: „dieſe Debatten wären „im höchſten Grade widerlich und unerträglich an„zuhören,„ — ſo gerieth er dadurch mit dem Kardinal von York in einen lebhaften Zank, der dieß eine Ziererei nannte und ihn mit einem Strome von Spöttereien überſchüttete. Allein ſo genau man auch bei der Durchſuchung dieſes Schmutzes (wie es der Biſchof von Rocheſter nannte) zu Werke ging, ſo fand man doch nichts weiter heraus, als daß entweder die eine oder die andere Parthei die Unwahrheit bezeuge — Dieſe Entdeckung ward

nun

nun zur fernern Entſcheidung nach Rom geſandt, und die Sitzungen vor der Hand ausgeſetzt.

Während daß dieß zu London vorgieng, hatte der arme Clemens auf ſeinem heiligen Stuhle zu Rom die gehofte Ruhe nicht gefunden. Die Geſandten des Kaiſers drangen ohn Unterlaß in ihn, den Proceß nach Rom vor ſein eigenes Gericht abzurufen, und die Geſandten Heinrichs ſtrebten eben ſo eifrig und beharrlich ihn hievon abzuhalten. Dort drohte man ihm mit der Zerſtöhrung des zu machenden Vertrags, nach welchem ſeine Familie große Beſitzungen in Italien erlangen ſollte, und hier mit dem allgemeinen Wunſche der Engländer, der päpſtlichen Obergewalt ſich zu entziehen. Dorthin zog ihn ſein Ehrgeiz und der Trieb, ſeine Familie zu erheben und zu bereichern, hieher ſein perſönlicher Vortheil und die Sorge für das Anſehn und die päpſtliche Würde — dort lokte ihn Gewinn, hier ſchrekte ihn Verluſt — Seine Verlegenheit war eben aufs höchſte geſtiegen, als er die Nachricht erhielt, daß ſein Bündniß mit dem Kaiſer völlig geſchloſſen ſei.

Jetzt balancirte er nicht weiter. Ein Vortheil, den er nun in Händen hatte, überwog einen Verluſt, der erſt noch zu fürchten war und

weniger ſeine Perſon betraf. Noch eh der Vertrag öffentlich erklärt war, befahl er den Legaten ihr Gericht zu ſchlieſſen, und bald darauf ſandte er Heinrich eine Vorladung nach Rom, um dort ſeine Angelegenheit vor dem päpſtlichen Stuhle ſelbſt unterſuchen und entſcheiden zu laſſen. Heinrich wies dieſe Vorladung mit Verachtung zurük, ließ jedoch den Legaten die Freiheit, den Befehlen des Papſtes nachzuleben, und ſo wurde ohne weitern Verzug die ganze Verhandlung zu London geſchloſſen —

Drei Jahre waren nun unter ſtetem Streben und Ringen Heinrichs dahin, und izt war er an dem Ziele ſeiner Wünſche gerade um nichts näher, als im Anfange des erſten — vielleicht ſelbſt eher weiter davon entfernt, weil ihm beinah gar kein Mittel zur Erreichung ſeines ſo oft getäuſchten Wunſches mehr übrig war. Gefälligkeit hatte er auf keine Weiſe von dem Papſt zu erwarten, davon war er nun wohl für immer überzeugt — ihn zwingen — worauf er für dieſen Fall noch immer gerechnet hatte — konnte er izt auch nicht,

denn der Kaiſer hatte ihn in Schutz genommen und der König von Frankreich kurz vorher zu Cambray mit Karl den Vertrag gemacht, nie ſeinen Feinden gegen ihn beizuſtehen; alſo konnte er auf deſſen Freundſchaft in einem ſolchen Unternehmen nicht rechnen. Das päpſtliche Anſehn ganz abzuwerfen, war das Einzige, was ihm übrig blieb, und die Großen des Reichs riethen ihm hiezu auf das nachdrücklichſte. Allein theils konnte er ſich doch nicht ganz von ſeiner alten, durch Erziehung und Gewöhnung ſo tief eingewurzelten Ehrfurcht vor demſelben losmachen, theils fürchtete er auch dem Lutheranismus (den er ſeit ſeiner Fehde mit dem Stifter dieſer Sekte haßte, und der ſchon anfing ſich in England zu verbreiten) Thür und Thor zu öfnen. Eine Ueberſicht der ganzen Verhandlung, wozu ihn dieß Ende derſelben veranlaßt hatte, zeigte ihm nun Wolſeys Betragen in einem zu hellen Lichte, als daß es auch der Bemühung ſeiner Feinde bedurft hätte, um ihm ſein Vertrauen zu rauben. An Rathgebern fehlte es ihm damahls nicht, wohl aber an einem, der ſein uneingeſchränktes Zutrauen — nicht ſowohl ihm rathen zu wollen, als ihm rathen zu können — beſeſſen oder an ſich zu ziehn gewußt hätte.

Ueberdem war das feſte und edle Betragen der Königin doch nicht ganz ohne Wirkung auf ihn geblieben, und jemehr er die Verbindung mit Annen, die er täglich mehr liebte, zu beſchleunigen wünſchte, deſto verlegner machte ihn die Art und Weiſe, wie er ſich von Katharinen, der er ſeine Achtung nicht verſagen konnte, wiewohl er ſie eben deshalb haßte, auf eine leichte und dennoch ſcheinbar rechtmäſſige Weiſe losmachen ſollte. Dazu kam, daß ſeine Anfangs erdichteten Gewiſſensſkrupel izt wirklich geworden waren und Anne von ihrer ſtets heitern Laune und ihrer ſtets liebevollen Gefälligkeit gegen ihn zu verlieren ſchien.

Alles dieß zuſammen löſte ſich in eine finſtere Melancholie auf, die ihm iede Reizbarkeit und Theilnehmung raubte, und ſeine ganze Thätigkeit erſchlafte. Wenn man ihn aufmunterte, noch dieß und ienes bei dem Papſte zu verſuchen; ſo antwortete er nur mit der mißmüthigen Aeuſſerung: „es wird doch nichts helfen! der Pfaffe iſt ein „Schurke!„ Wenn man in ihn drang, den Wunſch der engliſchen Nation zu erfüllen, und das päpſtliche Joch ganz abzuwerfen; ſo runzelte ſich ſeine Stirn, er ſchüttelte ſchweigend und finſter den Kopf und entfernte ſich, ohne zu antworten.

Dieſe Stimmung wurde Annen und ihren Freunden ſehr bedenklich, ſie fürchteten, mit dem Muthe könne auch die Luſt verſchwinden und er zwiſchen Wunſch und Entſchluß, zwiſchen Haß und Liebe ſo lange thatlos hinſchwanken, bis er ganz ermüdet umkehrte, um auf einem andern Wege mit Leichtigkeit zu finden, was ihm hier ſo unſäglich erſchwert wurde.

Auf die dringenden Vorſtellungen ihrer Freunde und ihrer eignen Eitelkeit ſchloß ſich daher Anne wieder inniger als je an Heinrich, ſie war heiter, theilnehmend, fürſorgend für ihn, erwähnte nie oder nur flüchtig ihres unangenehmen Verhältniſſes, zeigte überall Sorgloſigkeit und Unbefangenheit, und wandte alle ihre Erfindungskraft auf Zerſtreuungen, deren Anordnungen ſie niemand anders überließ.

Eine Wirkung dieſer letzten Sorgfalt war der Vorſchlag zu einer Reiſe auf das Land, wozu ſie iedoch den verdroßnen Heinrich nur mit Mühe bewegen konnte, wiewohl die ſchöne Jahrszeit ſo reizend dazu einlud.

Die Reiſegeſellſchaft wurde beſtimmt, und man wird leicht erachten, daß der Kardinal von York nicht mit darunter begriffen war. Heinrich ſprach

ihn nicht einmahl vor ſeiner Abreiſe, erwähnte ſeiner nicht, äuſſerte ſich gar nicht über ihn und ſchien mit derjenigen Bitterkeit gegen ihn erfüllt zu ſein, die äuſſerlich das Anſehn von Kälte und Gleichgültigkeit hat und in verachtender Vernachläſſigung die ſüſſeſte Rache findet.

Wolſey wagte auch nicht einen Verſuch, dieſe Bitterkeit aufzulöſen, nicht einmahl, ſich ihm izt zu nahen. Er ſchien das Gefühl zu haben, was das Bewuſtſein, daß man Vorwürfe verdiene und nur der erhöhte Unwille ſie zurückhalte, erregt, und was ohnſtreitig drückender und empfindlicher als die heftigſten Vorwürfe iſt.

Auch die geübteſte Unverſchämtheit erliegt zuweilen unter ihrer eigenen Laſt; ſie wird von dem Gefühle einer Schwäche ergriffen, die jedoch gemeiniglich nur vorübergehend iſt, und mehr von Ort und Zeit oder irgend einer zufälligen Veranlaſſung, als von dem Gefühle eigener Unwürdigkeit abhängig iſt. In London hatte Compeggio ſo wenig, als Wolſey, es gewagt, ſich Heinrich zu nahen; aber er war nicht ſobald abgereiſt; als ſie ſich ebenfalls auf den Weg machten und ihn zu Grafton in Northamptonſhire, wo er ſich einige Tage aufhalten wollte, einholten. Sie ließen

ihre Ankunft dem Könige melden, und zugleich, daß Compeggio im Begrif ſei, ſeine Rückreiſe nach Rom anzutreten, und ſich daher bei Sr. Majeſtät zu beurlauben wünſche.

Die Ankunft der beiden Kardinäle hatte große Senſation unter den Hofleuten gemacht, noch mehr aber die zweifelhafte Erwartung, ob der König ſie ſprechen werde, oder nicht? — Man ſchielte von der Seite auf ſie, wo ſie ſich ſehn lieſſen, man ſteckte die Köpfe zuſammen und ziſchelte ſich in die Ohren, freilich nur noch hinter ihrem Rücken, eben weil die Erwartung noch zweifelhaft war; — man gerieth in lebhafte Dispüte, und der ganze Hof war in zwei Partheien getheilt, wovon die, welche der verneinenden Meinung war, bei weitem die Pluralität behauptete; — man ſtellte ſogar Wetten an, die mit jeder Minute eifriger gewagt und höher getrieben wurden — und vielleicht wird dieß Nationalſpiel in unſern aufgeklärten Zeiten bei dem frequenteſten Pferderennen in Haymarket nicht mit mehrerer Hitze, mit unüberlegteter Waghalſigkeit und verhältnißmäſſigem verſchwenderiſchen Aufwande betrieben, als in den wenigen Stunden bis zu der Entſchlieſſung des Königs.

Indeſſen hatte Heinrich ſich mit Annen und ihren Freunden berathen, ob Wolſey und Compeggio vorgelaſſen oder abgewieſen werden ſollten? — Anne drang darauf, er ſolle ſie nicht ſprechen. Eben dieſer Meinung war auch Suffolk. Allein der Herzog von Norfolk, ein eifriger Katholik, behauptete, daß der König Compeggio wenigſtens ſprechen müſſe, und die milde Marie fand es hart, daß in dieſem Fall Wolſey allein dem Geſpötte des Hofs ausgeſetzt ſein ſollte. Heinrich hatte noch immer einen Ueberreſt von Achtung gegen den päpſtlichen Stuhl und eine Art von Reſpekt vor Wolſey; beide vereinigten ſich mit einander und beſtimmten ihn zu dem Entſchluße, die Legaten zu ſprechen. Anne ſchalt ihn darüber und drohte böſe zu werden; — Heinrich wurde wirklich böſe — man vereinigte ſich dahin, daß der König die Legaten in Gegenwart ihrer und ihrer Freunde ſprechen, ſie nicht weiter als heute ſprechen, und insbeſondere Wolſey nicht bei ſich behalten wolle.

Anne bat nun noch ſchmeichelhaft und theilnehmend, er möge ſich nicht ärgern und durch einen heftigen Ausbruch des Zorns ſeiner Geſundheit noch mehr ſchaden, die ſie ohnehin izt genug

in Sorgen ſetzte. Heinrich verſprach, gelaſſen und ruhig zu ſein, wie ein Lamm; und ſo erging dann der von allen Partheien ſehnlich erwartete Befehl, der Wolſey und Compeggio einzutreten erlaubte —

Nicht ohne Herzklopfen, das durch die Zeit des Wartens zu einer großen Lebhaſtigkeit verſtärkt war, traten die heiligen Männer in das Zimmer des Königs. Sie hatten ſich auf einen kalten mürriſchen Empfang und auf unfreundliche, ſelbſt vielleicht ſtürmiſche und ſcheltende Aeuſſerungen gefaßt gemacht; — allein der König kam ihnen freundlich entgegen, bewillkommte ſie mit Höflichkeit, und unterredete ſich eine Zeitlang über gleichgültige Gegenſtände mit ihnen, ohne anſcheinenden Zwang und Widerwillen.

Wolſey glaubte dieſen günſtigen Zeitpunkt benutzen zu müſſen; er war ſo demüthig, ſo leidend, zugleich ſo aufmerkſam und ſchmeichelhaſt, daß Heinrich einigermaßen dadurch intereſſirt wurde. Er fieng an, öfter und lebhafter ſich mit ihm zu unterhalten, und der Kardinal verſäumte nicht, dem Geſpräch eine individuellere Wendung zu geben, ſelbſt auf ſich und die anſcheinende Ungnade des Königs zu lenken, und wagte es ſogar, den Wunſch zu äuſſern,

daß es ihm vergönnt ſein möchte, nur zwei Worte mit dem Könige insbeſondere reden zu dürfen. Heinrich zog ihn in ein Fenſter am Ende des Saals, und hier wurde ein Geſpräch fortgeſetzt, deſſen bloſſes Geberdenſpiel ſchon genug war, aller Aufmerkſamkeit zu erregen, und wovon ein horchendes Ohr folgendes Bruchſtück (ſo leiſe es auch geführt wurde) auffing:

„Abermals gut geredet,“ ſagte der König, „wie man's von Euch gewohnt iſt — und gut „reden iſt gewiſſermaſſen ſchon ein Gutes thun „— Indeß vergehn Worte freilich in Nichts, „ſo bald Thaten gegen ſie auftreten. Stellt „Euer Benehmen gegen das meine, und laßt „uns dann den König und den Kardinal bei „Seite ſetzen, und ſo mit einander rechten. „Seit ich zur Regierung kam, ſeid Ihr meinem „Herzen der Nächſte geweſen — das bedarf „wohl keiner Beweiſe — ich habe Euch groß „und mächtig gemacht, da Ihr klein und un„bedeutend waret; ich habe Euch nicht nur ein „uneingeſchränktes Vertrauen bewieſen, nicht nur „jede Gelegenheit verſchafft, im Uebermaaß Ehre „und Reichthümer einzuſammeln; ich habe mich „oft ſelbſt ins Dunkle geſetzt, um Euren Glanz

„geltend zu machen, und mein eigenes Vermö-
„gen vermindert, um Eure Schätze zu vergröſ-
„ſern — Habe ich Euch nicht zum erſten Mann
„in ganz England gemacht? — Sagt offen und
„frey, ob Ihr dieß wahr oder übertrieben fin-
„det; und wenn Ihr der Wahrheit die Ehre
„geben wollt, ſo geſteht ohne Rückhalt, ob Ihr
„Verbindlichkeit gegen mich habt oder nicht? —
„Nun was ſagt Ihr dazu?" —

Sein Auge war finſter und ſeine Stimme heftiger und rauher geworden, ſo daß Wolſey mit der Antwort mehr aus Furcht, als aus Verlegenheit zögerte. Glücklicher Weiſe für den Kardinal bemerkte Heinrich, daß Anne ihn ſorgſam beobachtete. Indem ihr bittender Blick den ſeinen im Vorübereilen auffing und anhielt, verbreitete ſich wieder Ruhe in ſeinen Geſichtszügen, und das Feuer milderte ſich, was in ſeinen Augen auf einmahl ſo furchtbar hervorgeglänzt hatte.

„Mein König, ich geſtehe," erwiederte der Kardinal, „die fürſtlichen Gnadenbezeugungen, „womit Ihr mich täglich überhäuſt habt, ſind „zu zahlreich und groß geweſen, als daß ich ſie „berechnen und mein eifrigſtes Bemühen ſie er-

„wiedern könnte, wenn es auch über mehrere Men„ſchenleben hinausginge und durch übernatür„liche Anſtrengung unterſtützt würde. So weit „es menſchliche Kräfte erlauben, iſt indeſſen mein „Beſtreben ſtets dahin gegangen — aber frei„lich auch nur immer matt und hinkend hinter „meinem Willen zurückgeblieben. Sind wir Men„ſchen nicht immer abhängig und Zufällen und „äuſſerlichen Verhältniſſen unterworfen? Wie „ſollte ich hierin eine Ausnahme machen, mein gnä„digſter König? Und ſo mag ich denn leicht hie und „da in dem Schein eines mangelhaften Dienſtei„fers, vielleicht gar einer wirklichen Undankbarkeit „vor Euren Augen erſcheinen. Wie dem auch ſei, ſo „iſt Gott mein Zeuge, daß bei allem, was ich that „und dichtete, mir ſtets das Beſte Eurer geweihten „Perſon und der Vortheil des Staats vor Au„gen ſtand. Gegen Eure überſchwänglichen „Gnadenbezeugungen, womit Ihr mich Armen „ohne Verdienſt überhäuft habt, kann dieß frei„lich nicht in Betracht kommen, ich nichts da„für zurückgeben, als meinen demüthigſten „Dank, mein feurigſtes Gebet und meine Treue „und meine Ergebenheit, die, was auch der trüg„liche Schein dagegen einwenden möge, wie mei-

„ne Seele, in mir lebt, und die der Tod ſelbſt „nicht mit ins Grab verſcharren wird.“ —

„Wohl geantwortet! ohnſtreitig vortrefliche „gutgewählte Redensarten!“ rief der König, der insbeſondere unter dem letzten Theil dieſer Rede ſichtlich ungeduldig geworden war. „Man ſieht „darin ſo hell und deutlich die unerſchütterlichſte „Redlichkeit und Treue — denn wie niederträch„tig müßte der ſein, der ſo heucheln könnte! — „Nicht wahr, Kardinal? — Nein, das iſt nicht „Euer Fall! So wie meine Hand ſich immer frei„gebiger und milder gegen Euch geöfnet, mein „Herz ſich mehr zur Liebe für Euch erwärmt, und „meine Gewalt Euch mit mehr Anſehn und Ehre „bekleidet, und hierin alles, was man bisher von „der Art kannte, übertroffen hat; ſo hat auch „Eure Hand, Euer Herz und Hirn für mich, „Euren Freund, mehr, als man bisher ie gehört „hatte, gearbeitet. — Nun freilich, die gemeinen „und gewöhnlichen Pflichten der Treue und Dank„barkeit würden nicht hingereicht haben, würden „gar nicht der Mühe werth geweſen ſein, ſie zu „üben; — lieber ſtrengtet Ihr unter der Zeit „alle Eure Geiſteskraft an, etwas ganz unerhör„tes, etwas wunderwürdiges zu erſinnen — frei-

„lich, gemeine Menſchen, die das nicht faſſen, die „ſperrten dann das Maul auf — wenn Ihr ſo „manche Gelegenheit, mir gefällig zu ſein, vorbei „ließt, und ſchrieen: der Wolſey iſt undankbar! „— geht mit heimlicher Tücke um! — Ha! die „Dummköpfe! ſie wiſſen nicht, was Ihr alles „gedacht und empfunden habt, und was Ihr noch „alles thun wollt! — Nicht wahr, Kardinal?“ —

Wolſey gerieth in keine geringe Verlegenheit. Freundlichkeit war in den Mienen des Königs, und doch flammte der Zorn, wie es ihm ſchien, ſo hell in ſeinen Blicken. — Solche zweideutige Aeuſſerungen hatte er noch nie an ihm wahrgenommen; er hatte ihn entweder unverſtellt gut und freundlich, oder unverſtellt wild und zornig geſehn. Daß Heinrich Zorn und Haß verbergen könne, war ihm ein noch unentdecktes Land. Bei allem, was der gute Kardinal wußte, kannte er doch immer noch nicht eigentlich die Gewalt der Liebe, und hatte itzt zumal keine Zeit zu bemerken, wie ſorgſam ſie beide von den ſpähenden Blicken Annens beobachtet wurden. Gern hätte er ſich itzt von dem Antworten diſpenſirt; allein Heinrich forderte ihn noch einmal mit einem:

nicht wahr, Kardinal? ſo nachdrücklich auf, daß er endlich, immer noch unverſchämt genug, erwiederte:

„Ich geſtehe es, mein gnädigſter Herr und „König, daß ich iederzeit mehr für die Ehre Eurer „Majeſtät, als für die meine bemüht geweſen „bin. Das hab ich gethan, thue es noch, und „werde es immer thun! Daß dieß mein wahr„ſtes Gefühl iſt, weiß freilich nur Gott und „mein Gewiſſen; aber ſo wahr mir iener zur Se„ligkeit helfe und ich von dieſem ein ruhiges Ende „hoffe, betheure ich Ew. Majeſtät, daß, wenn „jedermann Euch Gehorſam und Treue verſagte, „wenn die drohendſten Gefahren in den ſchrecklich„ſten Geſtalten ſich zeigten; ſo würde doch meine „Treue, wie ein Fels gegen die tobende Fluth, den „Angriff dieſes wilden Storms brechen, und uner„ſchüttert Euch geheiligt feſt ſtehen!“

Schwerlich würde Heinrich, der unter dieſer Rede die unverkennbarſten Zeichen der höchſten Ungeduld hatte blicken laſſen, noch fernere Faſſung behalten haben, wenn nicht Anne, entſchloſſen, dieſer Unterredung ein Ende zu machen, ſich ihnen genähert hätte. Sogleich erheiterte ſich ſein Ge-

ſicht, und er ſagte mit gepreßter, aber ſanfter Stimme:

„Gut! — Gut! — Es iſt gut, Kardinal! „Geht itzt zu Eurer Mittagsmahlzeit, und nehmet „Mylord Kardinal mit, daß er Euch Geſellſchaft „leiſte — Nach der Mahlzeit will ich weiter mit „Euch ſprechen!“ —

Mit dieſen Worten wandte er ſich von Wolſey, und ergriff Annen, die eben herzutrat, bei der Hand, um ſie in ein anderes Zimmer zu führen, wo er ganz allein mit ihr ſpeiſte. Im Vorübergehn gab er dem Lord Cämmerer einen Wink, die Kardinäle zur Mittagstafel, mit den übrigen Lords und Erſten des Hofs, einzuladen.

Der König ſaß gegen Annen über, ſchwieg und war zerſtreut. Indeß verwickelte ſie ihn bald ins Geſpräch, und brachte ihn dahin, daß er ihr ſeine Unterredung mit dem Kardinal wieder erzählte.

Anne gerieth in den heftigſten Unwillen, ſchalt ihn einmahl über das andre einen Heuchler, einen Niederträchtigen, der es nie redlich mit dem Könige gemeint habe, und wurde ſo lebhaft in den Aeuſſerungen ihres Unwillens, daß der des Königs dadurch gemäßigter zu werden anfing. Unwillkührlich

fährlich unternahm er es, den Kardinal nicht nur bei ſich, ſondern auch gegen die heftigen Ausfälle Annens in Schutz zu nehmen, und ſeine Eitelkeit gab ſich beſonders alle Mühe, ihn gegen die Beſchuldigungen, daß er es nie ehrlich mit ihm gemeint habe, zu vertheidigen. —

„Wo wollt Ihr nur einen ſcheinbaren Beweis „hernehmen, Sire,“ rief Anne, „gegen den ich „nicht zehn unwiderſprechliche von ſeiner Untreue, „ſeinem Eigennutz und ſeiner Eigenmächtigkeit an„führen will? Hat er Euch nicht zum Schuldner „aller Eurer Unterthanen gemacht? Hat er Euch „nicht in Gefahr geſetzt, ſelbſt Eure Unterthanen „gegen Euch aufgewiegelt und zum Aufruhr gereizt?“ —

„Wie ſo?“ ſagte Heinrich, befremdet und aufmerkſam.

„Wahrhaftig, Sire, es iſt kein Mann im gan„zen Königreiche England,“ fuhr ſie eben ſo lebhaft fort, „zu deſſen Schuldner er Euch nicht ge„macht hat! Oder war es etwa nicht ſeine weiſe „Anſtiftung, daß ein Darlehn von dem Volke er„hoben wurde, worüber man ſo viel ſchrie? Und „erinnert Ihr Euch etwa nicht mehr des Aufſtan„des, den er durch ſein eigenmächtiges Verfah-

„ren und ſeine Bedrückungen und Erpreſſungen „veranlaßt hat?“ —

„Nun, Mylady,“ ſagte der König langſam und mit dem Ton des Bewußtſeins eigener Verſchuldung, „damahls war der Kardinal auſſer „Schuld! das weiß ich beſſer, als Sie und irgend „jemand im Königreiche.“

„Ja, wenn auch!“ — ſchrie die Lady, durch die Kälte Heinrichs und ſeine Entſchuldigungen nur noch mehr gereizt. „Seine Eigenmächtigkei„ten, die er in den verſchiedenen Gegenden des „Reichs ausgeübt hat, ſind ohne Zahl. Ich möchte „den Edelmann ſehn, der nicht längſt ſeinen „Kopf verlohren hätte, wenn man ihm nur die „Hälfte von dem zur Laſt legen könnte! Ja, wenn „man Mylord Norfolk, Mylord Suffolk oder „meinem Vater ähnliche Beſchuldigungen machen „könnte, als dieſem, ich wette mein Leben, daß „ſie nicht zu retten ſein würden!“

„Ich merke wohl,“ ſagte Heinrich, der immer ſanftmüthiger wurde, je heftiger Anne deklamirte, halb lachend, „ich merke wohl, daß Ihr nun „eben nicht zu den Freunden des Kardinals ge„hört.“ —

„Ey, Sire,“ rief Anne, und eine liebenswürdige Röthe des Unwillens überzog ihre Wangen, „ich habe es auch nicht Urſache, und niemand, der „Euch liebt! am wenigſten aber Ihr! — Und „Eure heilige königliche Würde verpflichtet Euch, „ſein Betragen zu unterſuchen, und ſeine gewaltthätigen widerrechtlichen Handlungen auf das „ſchärfſte zu ahnden.“

Während daß die gereizte Anne in dieſer, die ganze Tiſchzeit über fortgeſetzten Unterredung Heinrich als Anwald des Kardinals immer mehr in die Enge trieb, hatte dieſer ſelbſt an der Tafel der Lords keinen geringern Kampf zu beſtehen. Man kannte des Königs Unwillen gegen ihn, und glaubte ſich auf den nahen Ausbruch deſſelben ſchon im Voraus allerlei erlauben zu dürfen; — man war unzufrieden, daß der König noch ſo lange und ſogar allein mit ihm geredet hatte, und ſtellte, nach Verhältniß dieſer Stimmung, die Fabel vom kranken Löwen in einer intereſſanten Scene dar, die immer lebhafter wurde, je mehr das Feuer der Unterredung über den König und das Benehmen der Legaten mit jedem ausgeleerten Becher ſtärker aufloderte, und die Mauren der Diskretion und Schicklichkeit niederſtürzte.

„Es iſt ein ſchändliches Verfahren! So war „es niemals in England, bis wir Kardinäle unter „uns hatten,“ rief der Herzog von Suffolk, und ſchlug dabei mit der geballten Fauſt auf den Tiſch, daß die Flaſchen erklangen und die Becher an einander ſtieſſen.

„Sir“, antwortete Wolſey, indem er die Augen niederſchlug und in ſeine Stimme die ſanfte Mäſſigung der ſich ſelbſt bewußten leidenden Unſchuld zu legen ſuchte, „Sir, ich dächte, un„ter allen Einwohnern dieſes Reichs hättet ihr „am wenigſten Urſach, die Kardinäle zu ſchmä„hen. Ich zweifle, ob Euer Kopf noch auf Eu„ren Schultern ſitzen, und dieſer Mund im Stan„de ſein würde, ſo ungeſtüm zu reden, wenn der „arme Kardinal nicht geweſen wäre, der Euch itzt „ſo ſehr zum Aergerniß gereicht.“

Dieſer kühne unverſehene Streich ſchlug Suffolk mit einemmahle die Waffen aus der Hand, wurde aber auch zugleich eine Loſung für alle übrigen zu einem ſtillſchweigenden Bündniſſe und einem vereinten, deſto hitzigern Angriffe.

„Hört doch die Unverſchämtheit dieſes über„müthigen Prieſters!“ rief der Graf von Surrey.

Mit einer heuchleriſchen Mäſſigung des Stolzes, die ſo unverkennbar in Ton und Miene ſich zeigt, erwiederte der Kardinal: „Mein guter „Lord Surrey, noch vor einem halben Jahre „würdet Ihr Euch eher die Zunge abgebiſſen, als „dieſe Läſterung ausgeſprochen haben."

„Läſterung? —" rief jener, „wagſt du es „zu leugnen, daß du ein Verräther an König „und Reich, der ſchändlichſte Mann in ganz Eng„land biſt? oder glaubſt du, daß ich die Ermor„dung des edlen Buckingham, meines Schwie„gervaters, ſchon verſchmerzt habe? — Die „Köpfe aller Kardinäle, mit deinen und allen „Ränken, die darin ſtecken, zuſammengenommen, „ſind nicht halb ſo viel werth, als der Kopf die„ſes groſſen Mannes, der ſo ſchändlich in die „Schlinge deiner nichtswürdigen Rache verwickelt „wurde. Ha! über die verfluchte Gleisnerei, „womit Ihr mich, unter dem Schein einer be„ſondern Vergünſtigung, als Geſandten nach Ir„land ſchicktet, damit ich nicht etwa dem Könige „die Augen öffnen und den Unterdrückten gegen „die ſchändlichen Verläumdungen rechtfertigen „möchte, wodurch ihn deine groſsmüthige Güte

„und heilige Erbarmung auf das Blutgerüſte „ſchleppte. — “

„Wo mögt Ihr doch die Stirn und den Athem „zu dieſen Läſterungen hernehmen? — “ erwie„derte der Kardinal immer noch mit gleicher „Sanftmuth. „Iſt nicht der Herzog mit Urtheil „und Recht gerichtet? Waren nicht die Richter „ſelbſt aus den erſten des Adels, und habe ich „wohl den geringſten Antheil an der ganzen Ver„handlung gehabt? — Eben ſo gut wollte ich „Euch beweiſſen, daß Ihr ſeine Hinrichtung be„trieben! — Aber was verlier ich doch ſo viele „Worte mit einem Manne, deſſen Denkungsart „bekannt genug iſt! Ich würde mich ſelbſt verach„ten, wenn ich mich ſo weit vergeſſen könnte, „mit Euch über Redlichkeit und Treue gegen den „König mich in einen Wettſtreit einzulaſſen.“

„Bei meiner Seele,“ rief Surrey, „dein „langer Rock ſchützt dich, Prieſter, ſonſt ſollteſt „du meinen Degen in deinem Eingeweide fühlen! „— Mylords, könnt Ihr es aushalten, dieſen „Uebermuth anzuhören? und von dieſem Men„ſchen? — Wahrlich, wenn wir ſo zahm gewor„den ſind, ſo iſt es aus mit dem Adel — My„lord von Suffolk, wenn Ihr ein redlicher Edel

„mann ſeid, wenn Euch das gemeine Beſte am „Herzen liegt, der Verfall und Druck unſers ver„achteten Adels, unſrer Nachkommenſchaft, die „man unter dem Pöbel nicht mehr wird ausfin„den können; — wenn es ſo fortgeht, ſo lehrt den „König dieſen ſchändlichen Kerl ganz kennen. —“

„Einer ſolchen Schilderung wird es nicht be„dürfen, Mylord,“ ſagte der Herzog von Nor„folk, „der König hat das Karaktergemälde die„ſes Kardinals ſchon längſt im Originale, und ich „muß geſtehn, es iſt ſo häßlich, daß er doch ſicher „ſelbſt darüber erröthen würde, wenn ſeine Ver„blendung ihn nicht verhinderte es zu erkennen.“

„Wenn ich jemahls erröthe, ſo wird es dar„über ſein, daß ich mit einem Edelmann rede, „der verläumderiſch und unverſchämt iſt,“ ſagte der Kardinal mit einer gewaltſam zum Spott gezwungnen Miene.

„Ihr könnt mich nicht beſchimpfen, Kardi„nal,“ erwiederte Norfolk kalt, „alſo könnt Ihr „mich auch nicht erzürnen. Ich rathe Euch übri„gens, eher auf Eure Vertheidigung, als auf „Ausfälle zu denken. Man weiß izt, und der „König weiß es ſelbſt, daß Ihr in geheimen Ver„ſtändniſſe mit dem Papſte ſteht, daß Ihr ſelbſt

„den Brief mit unterſchrieben habt, worin My„lord Compeggio Sr. Heiligkeit räth, die Unter„ſuchung nach Rom abzufordern — dürſt Ihr „das leugnen? —

„Ja,“ rief Surrey, „und man weiß, daß „Ihr Eure Briefe beſtändig angefangen habt: „Der König und Ich — oder wohl gar: Ich „und der König, und ſo den König als Eu„ren Bedienten behandelt habt; das weiß der „König, und daß Ihr Euren Kardinalshut auf „des Königs Münze prägen laſſen —“

„Und daß,“ fiel ihm Suffolk in die Rede, der ſich nachgerade auch wieder in den Streit wagte, „Ihr ungeheure Summen, die Ihr im „Lande erpreßtet, nach Rom ſchicktet, um Euch „die Stimmen der Kardinäle damit zu erkaufen, „daß Ihr das Königreich ruinirt habt, und noch „tauſend dergleichen Streiche, womit ich meinen „Mund nicht verunreinigen mag.“

„Und daß,“ fuhr Surrey, wo er vorhin unterbrochen ward, fort, „Ihr ohne Schaam und „Rückhalt Euch täglich dem Könige genähert, „und ihm wohl gar ins Ohr geflüſtert habt, ob„wohl ihr wuſtet, daß Ihr mit der Luſtſeuche be„haftet waret, und daß Euer vergifteter Athem

„Se. geheiligte Majeſtät mit dieſer Lüderlichkeit „gleichfalls vergiften konnte! —“

„Wie ſehr würde ich nicht dieſen Menſchen „verachten müſſen, wenn es mir nicht die chriſtli„che Liebe verböte!“ ſagte Wolſey halb laut zu Compeggio, der bei ihm ſaß und eben nicht die angenehmſte Nebenrolle in dieſer Farce ſpielte.

„Ach das ſind Kleinigkeiten,“ fuhr Suffolk gegen die übrigen Lords fort, als ob der Kardinal gar nicht mehr zugegen wäre, gegen das, was erſt noch wenige Tage vor der Abreiſe des Königs kund geworden iſt. „Seht, da hat er ſich's „ganz für ſeinen eigenen Kopf einfallen laſſen, „dem Kaiſer den Krieg anzukündigen. Der „kaiſerliche Geſandte brachte es in Erfahrung „und rüſtete ſich zur Abreiſe. Was hat der Kar„dinal zu thun? — Er ließ ihm ſagen: der „Wappenherold habe ſeine Befehle überſchritten, „und er wolle ihn deshalb zur Verantwortung „ziehen — Der Geſandte ſchickt einen Eilboten „nach Spanien. Clavancieux erſtaunt, daß man „ihn über etwas zur Verantwortung ziehen will, „wozu er gemeſſene Befehle hat. Er läßt ſich „eine Abſchrift von dem Briefe des Geſandten „geben — kommt eilig nach London zurück und

„geht gradesweges zum König, und legt ihm ver„ſchiedene Briefe vor, worin ihm der Kardinal „ausdrücklich befohlen hat, dem Kaiſer den Krieg „anzukündigen. —“

In dieſem Tone ging die Unterredung fort, bis die Nachricht erſcholl, der König ſei von der Tafel aufgeſtanden, wodurch auch dieſer Tiſchgeſellſchaft ein Ende gemacht wurde.

So tief der Kardinal dieſe und ähnliche Behandlung empfand, ſo wuſte er doch ſeinen bittern Unwillen für noch immer zu hoffende beßre Zeiten zu verſchlieſſen und fortwährend hinter einer unerſchütterlichen Ruhe und Unbefangenheit im Aeuſſern gegen alle Angriffe der Schadenfreude und des Haſſes zu verſchanzen.

Noch ſchien er viel darauf zu rechnen, daß ihm der König auf den Nachmittag die Fortſetzung ihrer, am Morgen abgebrochenen Unterredung verſprochen hatte. Von Stunde zu Stunde harrete er darauf, vorgeladen zu werden; — allein der König beluſtigte ſich in Geſellſchaft der Damen und der übrigen Herren vom Hofe im Garten mit dem Mailleſpiel, und ſchien den Kardinal ganz vergeſſen zu haben. Kurz vor dem Abendeſſen wurde das Spiel aufgehoben, und die Ge-

ſellſchaft kehrte in das Schloß zurück. Der Kardinal verſäumte nicht, ſich ſogleich bey dem Könige anmelden zu laſſen, wurde aber auf den andern Morgen wieder beſchieden, — „weil der „König izt zu ermüdet ſei, um ſich mit ihm zu „unterreden.“

Indeß war es Abend geworden, und die Bedienten des Kardinals erkundigten ſich nach den Zimmern, die für ihren Herrn und ſeinen ehrwürdigen Gefährten im Schloſſe beſtimmt wären. Allein hier erhielten ſie zur Antwort: „man „wiſſe davon nichts!“ dort war ein etwas höflicherer, der verſprach „ſich zu erkundigen,“ dieß Verſprechen aber auch in derſelben Minute wieder vergaß; ein Dritter wies ſie an den Vierten, und dieſer deutete ihnen endlich trocken an: „es „ſei kein Raum in dem Schloſſe für ihre Herren, „ſie müßten ſich nach einem andern Nachtquartier „umſehn.“

Schwerlich würde Wolſey alle dieſe Kränkungen, zumahl in Gegenwart des Compeggio, ſo haben ertragen können, wenn er ſie nicht mit dieſem getheilt, und ſich alſo darüber mit ihm gemeinſchaftlich, als eine unverſchuldete Folge ihres redlichen Eifers für die gerechte Sache und ihres

treuen Dienſteifers für das päpſtliche Intereſſe hätte tröſten können, und wenn ihm Compeggio nicht durch ſichere Verſprechungen einer Vergeltung und den Schutz des Papſtes, wenn es ja auf das äuſſerſte käme, Muth gemacht hätte. So ſparten ſie denn auch izt Klagen und vergebliche Verſuche, ſich dem eiſernen Arme der Nothwendigkeit zu entwinden, hüllten ſich in ihre Tugend, und verlieſſen das Schloß, um in der Nachbarſchaft ein Unterkommen zu ſuchen, was ſie denn auch endlich in dem einſamen Hauſe eines gaſtfreien Landmanns fanden.

Die Einſamkeit, welcher die beiden Kardinäle hier überlaſſen waren, gab ihnen Gelegenheit genug, über ihre Lage nachzudenken, und der ſchwerſte Theil dieſer Betrachtungen fiel denn doch immer auf den Kardinal von York. Compeggio hatte weiter keine Sorge, als erſt auf eine gute Art aus dieſer Inſel zu entkommen, die er izt eben ſo eifrig verwünſchte, als er ſie ſonſt gelobt und geprieſen hatte. Es war ihm zu Muthe, als dem, der auf einer Eisſcholle zwar dem Ufer des reiſſenden Stroms näher kömmt, aber eben deshalb um ſo ängſtlicher fürchtet, daß ſie vielleicht gerade dann unter ſeinen Füſſen weggleiten

werde, wenn er im Begriff ſei, ans Ufer zu ſchreiten. Mit Wolſey war es weit bedenklicher. Er ſchwamm noch auf der Höhe des Stroms; mit jeder Minute ſchwankte ſeine Eisſcholle ſtärker und gefahrvoller, mit jeder Minute nahte er ſich einem reiſſenden Strudel ſchneller, deſſen gänzlichem Verſchlingen er nur durch das ungewiſſe Wagſtück zu entgehn hoffen konnte, daß er ſich ſelbſt in den Strom ſtürzte, um durch Schwimmen ſich an das entgegengeſetzte Ufer zu retten.

Noch rechnete er indeſſen, wiewohl ſchwach, auf die morgende Unterredung mit dem Könige; und auf den Fall, daß auch dieſe Hoffnung fehlſchlagen ſollte, gelobte ihm izt Compeggio noch einmahl auf das heiligſte, einen Theil ſeiner Schätze unter ſeinem Gepäcke mit wegzunehmen, damit Wolſey, wenn Ausharren und Erdulden dieß Ungewitter nicht abzuleiten vermögte, heimlich nach Rom in die ſchützenden Arme des heiligen Vaters entfliehen könne. —

So ſtill das Haus, wo die Legaten übernachteten, und die ganze Gegend umher auch war, ſo ſehr es ganz eigentlich für einen ruhigen und ſorgenloſen Schlaf gemacht zu ſein ſchien, und ihn auch wirklich ſeinen friedlichen Bewohnern jede

Nacht ohne Ausnahme darin gewährte; ſo wenig fanden ihn hier die beiden Gäſte, und die Sonne war nicht ſobald am Horizonte heraufgekommen, als Wolſey durch die Unruhe von ſeinem Lager aufgetrieben wurde, um in ihrer Geſellſchaft der Stunde, wo er dem König aufwarten konnte, entgegen zu harren.

Compeggio fand nicht für gut, dem Kardinal von York auf dieſem Spazierritte Geſellſchaft zu leiſten. Die Art, wie ihn der König geſtern beurlaubt, und die Rolle, die er bey dem Mittagsmahl geſpielt hatte, war zu wenig aufmunternd für ihn geweſen; auch verſprach er ſich von dieſem Beſuche nichts für die Abſichten und Hoffnungen ſeines ehrwürdigen Bruders im Purpur. Er wollte hier eine beſondere Einladung des Königs oder die Zurückkunft Wolſeys erwarten, um im letzten Fall unverzüglich mit ihm nach London aufzubrechen.

Als Wolſey in dem Schloßthore zu Grafton eintritt, fand er im Hofe alles in der gröſten Lebhaftigkeit, und die Zurüſtungen zu einer Jagdpartie. Seine Bedienten konnten ihm kaum durch das Gedränge einen Weg bahnen, und muſten allerlei Aeuſſerungen des Unwillens, die

mitunter in thätigen Zeichen beſtanden, für lieb nehmen. Eben ſetzte ſich der vordere Zug in Bewegung, die Damen folgten, und der König war im Begrif, auf das Pferd zu ſteigen, als der Kardinal ſich ihm nahte.

„Habt Ihr etwas vorzutragen,„ ſagte der König kalt, indem er den Fuß über das Pferd ſchwang, ſo „beſprecht Euch mit meinen Geheimen Räthen des„halb,„ und dahin ſprengte er, an die Seite Annens, die ihren Zelter angehalten hatte, ſobald ſie gewahr geworden war, daß ſich der Kardinal dem König näherte.

Der Kardinal ſtand wie im Traum und ſah noch lange hin, wo nichts mehr zu ſehen war. Kummer, daß auch der letzte Verſuch ihm mißlungen; Kränkung, daß er ihm auf dieſe Weiſe mißlungen war; — Beſchämung darüber, daß er ſich noch einmahl dazu hergegeben hatte, fielen in dieſem Augenblicke mit vereinigtem Ungeſtüm über ihn her. Indeß faßte er ſich doch bald, und als der Kaſtellan ſich ihm nahte, ſagte er ihm in ſeinem gewöhnlichen Tone, „daß er geſonnen ſei, des „Königs Zurückkunft hier abzuwarten.„

„Da dürften Ew. Gnaden wohl lange warten „müſſen,„ ſagte der Kaſtellan, „denn Lady Anne

„hat in Hanvellpark ein Feſt veranſtaltet, was „heute und morgen dauren wird, und ſodann „wird der König, ſoviel ich weiß, mit dem ganzen „Hofe von dort aus die Reiſe weiter fortſetzen.„

Dieß war viel auf einmahl. Dennoch hatte der Kardinal Faſſung genug, dem Kaſtellan lächelnd zu antworten: „ich merke, daß ich alt werde, denn „mein Gedächtniß verläßt mich. Ich erinnere „mich izt, daß mir es der König geſtern geſagt „hat, da ich mich bei ihm beurlaubte.„

Er befahl hierauf, dem Kardinal Compeggio Nachricht davon zu geben und ihn zum Mittagseſſen einzuladen, unterhielt ſich in ſeiner gewöhnlichen Ruhe mit einigen Geheimen Räthen, die zurückgeblieben waren, und trat nach dem Eſſen mit Compeggio ſeinen Rückweg nach London an.

Heinrich hatte indeß ſeine Reiſe fortgeſetzt, er war etwas heiterer und theilnehmender geworden; allein ſeine Melancholie war doch auf keine Weiſe geheilt. Er redete nie von ſeiner Angelegenheit, konnte nicht ohne die lebhafteſte Emotion ihrer erwähnen hören, und ſchien noch immer in derjenigen Muthloſigkeit zu ſein, die auch den Gedanken

ken, noch neue Verſuche zu machen, kaum ertragen kann.

Das Vergnügen der Jagd zog ihn und den Hof nach Waltham, eine Abtey, die von einer der ſchönſten Waldungen umgeben war. Die Zahlreichheit des königlichen Gefolges machte es unmöglich, daß alle, die dazu gehörten, hier Herberge finden konnten. Daher ſie zum Theil in der Nachbarſchaft bei den Edelleuten ihren Aufenthalt nahmen.

Durch dieſe Veranlaſſung kam Gardiner, der Sekretär des Königs, und ſein Beichtvater Fox in das Haus eines Edelmanns, Namens de Creſſy, der ſie ſehr wohl aufnahm und ſich alle Mühe gab, ihnen den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Da beide Gelehrte und Geiſtliche waren, ſo war es natürlich, daß er ſie mit dem berühmteſten Mann dieſer Gegend, einem Doktor Cranmer bekannt zu machen ſuchte, der Profeſſor der Gottesgelehrſamkeit zu Oxford geweſen, und dem Rufe nach Gardiner ſowohl als Fox ſchon bekannt und längſt von ihnen geſchätzt war.

Cranmer war ein Gelehrter, wie es ihrer viele giebt, ehrlich, offen, einfach ohne Geſchliffen-

heit in ſeinen Sitten, ohne Weltkenntniß, und von der Redlichkeit aller Menſchen eben ſo feſt überzeugt, als von ſeiner eignen. Ueberdem war er aber, was nicht ſo viele Gelehrte ſind, ein Freund und eifriger Beſchützer der geſunden Vernunft. An der Hand ſeiner meiſtens hiſtoriſchen Gelehrſamkeit folgte er überall raſch und zuverſichtlich ihrer Spur, ſtieß um, was ihm im Wege ſtand, und nahm dabei ſo wenig Rückſicht auf alte verjährte Meinungen und Volksglauben, als auf Herkommen und ſeine eigenen perſönlichen Verhältniſſe.

Daher haben wir alſo auch nur von ihm ſagen können, daß er Profeſſor der Theologie geweſen ſei; denn die Gelehrſamkeit zeigte ihm, daß es nicht immer ein Cälibat gegeben habe, und die geſunde Vernunft fand auch durchaus keinen Zuſammenhang zwiſchen der Theologie und der Entſagung des Eheſtandes. Er nahm alſo keinen fernern Anſtand, ſich zu verheirathen, und verlor dann freilich darüber ſein Amt, weil die Vorſteher nicht ſo viel Gelehrſamkeit und nicht ſo viel Reſpekt vor der geſunden Vernunft hatten. Cranmer verwunderte ſich — allein er freute ſich im Grunde darüber, weil dieß ihm Freiheit ließ, eine Reiſe nach Teutſchland zu machen, um die Bekanntſchaft

Luthers und der andern muthigen Männer zu ſuchen, die er als Verfechter der geſunden Vernunft und Wahrheit ſchon innigſt verehrte. Noch mehr für ihre Lehren eingenommen, war er izt in ſein Vaterland zurückgekehrt, und lebte, nach dem Tode ſeiner Frau, in dem Hauſe des de Creſſy, und beſchäftigte ſich mit der Erziehung des Sohnes ſeines alten Freundes und dem ſtillen friedlichen Forſchen nach Wahrheit.

Ueberall, wo ſich Leute vom Hofe ſehn lieſſen, war das erſte und letzte Geſpräch die Angelegenheit des Königs und die itzige Lage der Sachen bei Hofe. Ein ieder wurde um ſeine Meinung befragt, weil man hofte, irgend einem, noch nicht verſuchten wirkſamen Mittel auf die Spur zu kommen; ein ieder pflegte ungebeten ſeine Meinung zu äuſſern, weil er ſie für ein ſolches ſicheres wirkſames Mittel hielt, und wohl ſchon ſich Hofnung machte, dem Könige dadurch bekannt und von ihm königlich dafür belohnt zu werden.

Vielleicht war der einfache, anſpruchloſe Cranmer der Einzige, auf den dieſe allgemeine Bemerkung nicht paßt, und gleichwohl war er der Einzige, bei dem die Hofnungen und ſchimäriſchen

Wünſche ſo vieler andern ungehoft und ungewünſcht in Erfüllung giengen.

Gleich an dem erſten Abende verwickelte Gardiner, ein verſchlagener und geübter Weltmann, den treuherzigen Doktor in ein Geſpräch über dieſen Gegenſtand und fragte ihn endlich, dem Anſcheine nach ganz abſichtlos, um ſeine Meinung, was izt wohl dem König noch für ein Mittel übrig ſei. — „Ich für mein Theil,„ ſezte er hinzu, „muß geſtehn, daß ich faſt gar keinen Ausweg „mehr ſehe.„

„Mich dünkt, der Ausweg iſt ſehr nahe, und „müßte ſehr ſicher zum Ziele führen,„ erwiederte Cranmer eben ſo abſichtlos, als Gardiner ſchien. „Die ganze Unterſuchung muß ſich doch nothwen„dig auf dieſe einzige allgemeine Frage zurückfüh„ren laſſen: iſt die Ehe des Königs nach göttli„chen Rechten gültig oder nicht?„ —

„Ganz recht,„ ſagte Gardiner, „aber da ſtekt „ja eben der Knoten! — auf dieſe Entſcheidung „will ſich der Papſt nicht einlaſſen!„ —

„Ja der Papſt!„ ſagte Cranmer lächelnd — „der Papſt! Wie kann ein bloßer Ausſpruch eines „Papſtes hierüber entſcheiden? Ueberdem iſt, mit „Eurer Erlaubniß, ſo viel ich weiß, hierüber noch

„gar keine Unterſuchung angeſtellt; ſondern man „hat ſich dabei aufgehalten, auszumachen, ob die „Königin wirklich ſeines Bruders Weib geweſen „ſei? — was ſich doch wohl auf dieſe Weiſe in Ewig„keit nicht dürfte ausmachen laſſen“ —

„Aber wenn Ihr dieß Verfahren misbilligt, „hochwürdiger Herr,„ redete Fox darein, „ſo dächte ich, Ihr gäbet, nach Eurer bekannten Gelehr„ſamkeit und Scharfſinn, einmahl ein beſſeres an „die Hand.“

„Meines unmaasgeblichen Dafürhaltens iſt „die Königin Prinz Arthurs Gemahlin geweſen, „die Hochzeit nach den Geſetzen der Kirche ſowohl „als auch durch das Beilager vollzogen. Die Un„terſuchung kann alſo nur dabei verweilen: ob die „Ehe mit dem Weibe ſeines Bruders wirklich „dem göttlichen Geſetze zuwider laufe? und das „muß ſich nach den göttlichen Geſetzen „ſelbſt ausmachen laſſen. — Darin kann die ein„zelne Stimme eines Papſtes ſo wenig entſchei„den, als die meinige.“

„Aber wer ſollte es denn entſcheiden, wenn „es der Papſt nicht kann oder will?„ ſagte Gardiner äuſſerſt aufmerkſam, „der Papſt iſt doch das „Haupt und der Repräſentant der Kirche, und die

Kirche muß doch darüber entſcheiden, darauf hin„weiſen, oder davon losſprechen„ —

„Was Papſt! was Kirche! — Die Geſetze „Gottes ſind ewig und unveränderlich, als er ſelbſt! „Daran kann kein Papſt und keine Kirche etwas „meiſtern und mäkeln oder ſich anmaſſen wollen, „den einen darauf verweiſen, oder den andern da„von losſprechen zu wollen!„ erwiederte Cranmer mit Lebhaftigkeit. — „Doch,„ fuhr er in ſeinem gewöhnlichen ernſten und ruhigen Tone fort, „dar„über ließe ſich viel ſagen! — Wäre ich an der „Stelle des Königs, ſo würde ich mich weiter an „den Papſt nicht kehren — oder vielmehr ich woll„te ihn vor ganz Europa beſchämen, daß er es wohl „bereuen ſollte, mich ſo umhergeführt zu haben.„

„Nun und wie?„ riefen beide Höflinge äuſ ſerſt neugierig, „ich bitte Euch, erklärt Euch deut„licher.„

„Die Frage kann ſich ganz allein aus der Bi„bel entſcheiden laſſen. Ich würde ſie alſo den be„rühmteſten Univerſitäten und andern Gottesge„lehrten vorlegen und ihre Meinung darüber ein„holen. Fällt ihr Urtheil dahin aus, daß die „Verbindung ungültig ſei; ſo kann der Papſt ſich „gar nicht mehr weigern, die Scheidung auszu-

„ſprechen — Denn er wird doch ſich nicht einfal„len laſſen, daß eine päpſtliche Diſpenſation von „einem göttlichen Geſetze losſprechen könne — „Fällt es aber für die Rechtmäßigkeit der Ehe „aus, — nun ſo wird ſich doch das Gewiſſen des „Königs beruhigen können.“ — Gardiner und Fox ſahen einander an, indem ſich der ehrliche Cranmer (dem es nie eingefallen war, an der Aufrichtigkeit der Gewiſſensbiſſe Heinrichs zu zweifeln) über die Gründe ausbreitete, warum er dann vernünftiger Weiſe alle Unruhe fahren laſſen könne und müſſe.

Kaum war die Tafel aufgehoben, ſo beurlaubte ſich Gardiner unter dem Vorwande, daß er noch dieſen Abend vor Schlafengehen etwas zu expediren habe, und begab ſich eiligſt zum Könige. Er hatte die Abſicht, nach derjenigen Politik, die man im bürgerlichen Leben Betrügerei nennt, die Meinung Cranmers dem Könige für ſeine eigenen Ideen zu verkaufen. Allein kaum war er in dieſer Abſicht in der Abtey angelangt, als ſich auch Fox einfand und, wie er, nach dem Könige fragte.

Ein Betrüger macht gewöhnlich den andern zum ehrlichen Mann, wenn ſie beide auf einen Anſchlag gerathen ſind, weil Eigennutz vom Nei-

de ſtets begleitet iſt. Fox hatte dieſelbe Abſicht gehabt, als Gardiner. Gardiner ahndete dieß und verwarf ſeinen Anſchlag auf der Stelle, um den etwanigen Vortheil nicht mit einem andern zu theilen. So bald ſie der König, über ihre ſpäte Erſcheinung verwundert, vorgelaſſen hatte, erzählte er die ganze Unterredung mit Cranmern, ſo daß er ſich beſtändig auf das Zeugniß Foxens bezog, und beſchloß ſeinen Vortrag mit einer ausführlichen und warmen Lobeserhebung des Scharfſinns, der Rechtſchaffenheit und der ausgebreiteten Kenntniſſe dieſes Gottesgelehrten.

Der König hörte ihn aufmerkſam an und verſank in ein tiefes Nachdenken. Plötzlich ſprang er auf und ſchrie mit großer Heftigkeit und Freude: „Nun habe ich die Sau bei den Ohren ge„faßt!" befahl, den Doktor Cranmer am andern Morgen ſogleich zu ihm zu führen; er erſtickte Gardiner und Fox faſt mit Umarmungen, und entließ ſie unter den lebhafteſten Verſicherungen, daß er ihnen dieſen Dienſteifer gewiß vergelten werde.

Die erſten Strahlen der Sonne waren eben über dem Horizonte heraufgekommen, und Cranmer hatte ſich an ſeinen Arbeitstiſch geſetzt, um die Stille des Morgens und die erſte Kraft des

neuerquickten Lebens ſeinem Lieblingsgeſchäfte, einem tiefen und freien Nachdenken, zu widmen, als Gardiner hereintrat, und ihn durch die überraſchende Nachricht in ſeiner Ruhe ſtörte, daß der König ihn zu ſprechen wünſche.

Es koſtete einige Ueberredung, daß ſich Cranmer zur Befolgung dieſes Befehls entſchloß; — wenigſtens kam er nicht dahin, ohne einige freundſchaftliche Vorwürfe für Gardiner, daß er ſeine, in einem Privatgeſpräch geäuſſerte Meinung dem König auf dieſe Weiſe hinterbracht habe.

Heinrich empfing Cranmer mit einer gewiſſen ehrerbietigen Wärme, bezeugte ihm ſeinen ganzen Beifall und ſeine lebhafte Freude über die Aeuſſerung, die er itzt noch näher von ihm erörtert wünſchte. Cranmer wiederholte ſeine Auseinanderſetzung eben ſo unbefangen und ruhig, als am vorigen Abend, und ſetzte hinzu: „daß, ſeinen geringen Einſichten nach, dieß Mittel, die Sache „ſchnell zu beendigen, auf keine Weiſe fehlſchlagen „könne, dafern Ihre Majeſtät geruhen würden, „es ins Werk zu richten.“

„Gewiß werde ich es ins Werk richten!“ rief Heinrich, indem er mit Lebhaftigkeit Cranmers Hand ergriff, „und der Mann, der einen ſo wei-

„ſen Rath geben konnte, iſt auch der einzige, der
„im Stande ſein wird, ihn gehörig auszuführen
„— Von heute gehört Ihr mir an, Doktor,
„Ihr müßt mir ſogleich nach London folgen, und
„ich hoffe, daß Ihr in meinen Dienſten Euch
„nicht übel befinden werdet.“

Cranmer war überraſcht. Dieſe Wendung ſeines Schickſals hatte bisher ganz auſſer dem Kreiſe ſeiner Vorſtellungen gelegen und war überhaupt ſeinen Wünſchen, ſeinen Bedürfniſſen und ſeiner Art zu denken und zu leben auf keine Weiſe angemeſſen. Hätte er Zeit gehabt, ſich zu bedenken, ſo würde er ſich nie dazu verſtanden haben. — Itzt weigerte er ſich zwar, allein die Heftigkeit des Königs unterdrückte ſeine Gegenvorſtellungen und ſchlug alle ſeine Einwendungen nieder.

Schon waren alle Ordres zur Abreiſe nach London gegeben; der König, Anne und der ganze Hof brachen unmittelbar nach dieſer Unterredung auf; Cranmer ſah ſich von Gardiner und Fox gleichſam wie gefangen mit fortgeführt — er befand ſich in London als Capellan in dem Pallaſte des Königs, ehe er noch, zumahl bei ſeiner Gewohnung an methodiſches Denken und

Folgern, Zeit gehabt hatte, ſich eine deutliche Vorſtellung von dieſem ganzen Vorgange zu machen.

Heinrich hatte Wolſey unbedingt von Seiten ſeiner Kenntniſſe und ſeines Kopfs hochgeſchätzt, er hatte Gardiner eben dieſer Eigenſchaften wegen geachtet; allein ſeit dem Augenblicke, da er Cranmer kennen lernte, war dieſer in ſeiner Vorſtellung der einzige gelehrte und kluge Mann in England. Seine Achtung für ihn war, wie ſein Zutrauen, ohne Grenzen, und ſetzte nicht ſelten den offnen und anſpruchloſen Cranmer durch Berathfragung über tauſend Dinge, wovon er nichts verſtand, kaum jemahls gehört hatte, in die gröſte Verlegenheit.

Heinrichs ſtetes Verlangen nach ihm, ſeine öftern Beſuche lieſſen ihm kaum Zeit, das Geſchäft, warum er eigentlich mit nach Hof genommen war, auszuführen, und die öftern Ermahnungen Heinrichs, ja dieſe Angelegenheit möglichſt bald zu fördern, waren eben ſo viele Verzögerungen derſelben, weil ſie Cranmern die Zeit raubten, die er auf das Geſchäft ſelbſt hätte verwenden können.

Indeſſen wurden nichts deſto weniger Ausſchreiben an alle berühmte in- und ausländiſche Univerſitäten und einzelne Gottesgelehrte durch angeſehene und mit dem wirkſamſten aller Ueberzeugungsmittel zum Ueberfluß verſehne Botſchafter abgeſandt, und Cranmer verwandte jede Minute des Tags, die er erübrigen konnte, und ganze Nächte auf eine ausführliche Deduktion aus den Schriften der Kirchenväter und berühmten Lehrer des kanoniſchen Rechts. Sie ſollte die Richtigkeit und Gültigkeit ſeines Vorſchlags im öffentlichen Druck der ganzen Welt vorlegen und dem Papſt im Voraus jeden Vorwand zu Einwendungen gegen die zu hoffenden günſtigen Ausſprüche aus den Händen winden.

Die neue Bekanntſchaft Cranmers und der aufs neue rege gewordene Betrieb ſeiner Angelegenheit hatten den König faſt ganz vergeſſen laſſen, daß der Kardinal von York zwiſchen Furcht und Hoffnung in ſeinem itzt — gegen ſonſt wenigſtens — verödeten Pallaſte ſaß, und ſich kaum getrauete, dem König zu der Beendigung ſeiner Reiſe Glück zu wünſchen. Die gute Laune, worin ihn ſeine freudigen Hoffnungen

und ſichern Erwartungen ſetzten, hatte übrigens ſeine Erbitterung gegen den Kardinal ſehr geſchwächt, weil er überall gewohnt war, über der Gegenwart der Vergangenheit zu vergeſſen. Daher nahm er Wolſey ganz freundlich auf, als dieſer es endlich wagte, ihm aufzuwarten, und bemerkte bei dieſer Gelegenheit auch erſt, daß Compeggio nach Rom abgereiſt ſei, weil er bisher ſtets gewohnt geweſen war, ihn in Geſellſchaft des Kardinals zu ſehen.

Ideen, die, wenn ſie ſich zuerſt darboten, uns kaum wichtig genug ſchienen, um einen Moment dabei zu verweilen, werden oft plötzlich fruchtbare Erzeuger anderer, die unſer ganzes Intereſſe und unſre ganze Thätigkeit erregen.

Wie? wenn nun die Dekretalbulle in ſeiner Hand wäre, die Compeggio gleich anfangs vom Papſt bei ſich nach England brachte (und von der Heinrich freilich nicht wußte, daß ſie längſt vernichtet ſei) ſo würde man ſich gar nicht weiter um des Papſtes Benehmen bei dieſer Sache zu bekümmern haben! — Dieſer Gedanke ergriff Heinrich auf einmahl bei der Vorſtellung von Compeggios Abreiſe. Er entließ Wolſey plötzlich und eilte zu Cranmer, um ihm dieſen Gedanken

mitzutheilen und ſeine Meinung darüber einzuholen. —

„Das ſei allerdings ein ſehr guter Gedanke,“ meinte Cranmer, und breitete ſich weitläuftig über die Gründe aus, warum dieß ein großer Vortheil ſein würde.

„Aber der Kardinal ſei fort und die Dekre„talbulle mit ihm,“ fiel der König ein.

„Das wäre freilich ein ſchlimmer Umſtand; „denn nun könne man doch von dieſer herrlichen „Gelegenheit keinen Gebrauch machen,“ demonſtrirte Cranmer fort —

„Indeß kann Compeggio noch nicht einmahl „die Seeküſte erreicht, geſchweige denn ſich einge„ſchifft haben,“ unterbrach ihn Heinrich aufs neue — „wie? wenn man ihn unterwegs an„hielte, und ihm jenes Dokument abnähm.“ —

Cranmer fand allerdings auch, daß dieß der kürzeſte Weg, und alſo der vernünftigſte ſei — was das Völkerrecht dazu ſage — lag auſſer ſeinem Ideenkreiſe.

Indem Heinrich ſchon im Begriff war, dieſer Berathung zufolge die nöthigen Befehle auszutheilen, trat der Herzog von Suffolk ein, und überbrachte dem König einen Brief von An-

nen, worin ſie ihm unter vielen bittern Klagen meldete, daß ihr die Schatulle, mit allen ſeinen darin aufbewahrten Briefen an ſie, entwandt wäre, und daß man dem Entwender ziemlich ſicher auf der Spur ſei, worüber der Herzog, als Ueberbringer des Briefs, nähere Auskunft geben werde.

Die nähere Auskunft, die der Herzog nicht verſäumte, auch ohne Aufforderung zu geben, beſtand dem weſentlichen nach darin, daß man gegründeten Verdacht auf den Kardinal Compeggio habe, der ohne Zweifel gegen die Entſcheidung ſeiner Eheſcheidungsangelegenheit zu Gunſten der Königin in Rom Gebrauch davon zu machen gedenke; — zugleich, ſetzt er hinzu, ginge auch das Gerücht, der Kardinal von York habe einen großen Theil ſeiner Schätze unter dem Gepäcke Compeggios mit nach Rom führen laſſen, in der Abſicht, ihm bald nachzufolgen, und obwohl — meinte er — an dem Kardinal nicht viel gelegen ſei, und er für ſeine Perſon hinziehen mögte, wohin er Luſt habe, ſo liege deſto mehr an ſeinen Schätzen — und ihm ſchiene daher dieß Gerücht nähere Unterſuchung zu verdienen.

Während dieſer langen Auseinanderſetzung hatte Heinrich Zeit gehabt, von ſeinem Erſtaunen zurück-

zukommen, und immer nur noch allein bei der Vorſtellung des Briefdiebſtahls und der Folge deſſelben verweilend, überließ er ſich den heftigſten Ausbrüchen des Zorns über Compeggio — Er wollte ſogleich die ganze Ritterſchaft aufbieten, den Kardinal überall verfolgen — „Und wenn er auch ſchon vor den Tho„ren von Rom wäre, der Purpurſchurke„ ſchrie er, „ſo will ich ihn zurückſchleppen und ſo züchtigen, daß „er dergleichen Diebereien für immer vergeſſen ſoll.“

Indem der König ſich dieſem heftigen Ausbruch des Zorns überließ, kam der geheime Sekretär Gardiner und beſtätigte den Verdacht Suffolks in Rückſicht der beiden Kardinäle, aber freilich auch nur durch Wahrſcheinlichkeitsgründe; es gelang ihnen gemeinſchaftlich (insbeſondere Cranmer, dem es doch auch etwas gefährlich ſchien, mit einem Kardinal ſo zu verfahren, als Heinrich in ſeinem Zorne äuſſerte, zumahl da die Beſchuldigungen noch nicht erwieſen waren) den König zu beſänftigen und ihn zu einer ruhigen Berathung um ein friedlichers und zugleich in der Ausführung ſicherers Mittel geneigt zu machen. Es gelang ihnen dieß um ſo leichter, da Gardiner verſicherte, es ſei noch gar nichts verſäumt, indem der Legat ſich ſchon mehrere Tage in der Leiceſter-

Abtey

Abtey aufgehalten, und, wie er ſicher wiſſe, erſt in einigen Tagen von da abreiſen werde. Er ſetzte ferner hinzu: dieſe Zögerung habe Aufmerkſamkeit erregt, man wiſſe, daß Compeggio ſchon längſt ſich nach ſeiner Abreiſe geſehnt habe, und einige wohlunterrichtete wollten behaupten, daß der Kardinal von York die Abſicht gehabt habe, mit Compeggio zu entwiſchen, an deren Ausführung er nur durch die unerwartete, plötzliche Zurückkunft des Hofs — wie man behaupten wolle — bis itzt verhindert sei. — Das wäre auſſer Zweifel, bemerkte Suffolk endlich, daß bei dem Kardinal eine gewiſſe Geheimnißvolligkeit herrſche, und im Verborgenen allerlei Veranſtaltungen in ſeinem Hausweſen getroffen würden, welche ohne Zweifel nichts anders zur Abſicht hätten, als ſeine unermeßlichen Schätze in Sicherheit zu bringen, und ſodann etwa ingeheim in Dover gerade um die Zeit einzulaufen, wenn der Legat im Begriff ſei, ſich einzuſchiffen.

So wenig alles dieß bewieſen werden konnte, ſo bedurfte es auch für Heinrich keiner Beweiſe, es für wahr und ausgemacht anzunehmen. Auf der Stelle wurde der Herzog von Norfolk, der eben zu dieſer Berathung gekommen war, befeh-

ligt, ſich mit Suffolk zu dem Kardinal von York zu begeben, ihm das große Siegel abzufordern und ihm anzudeuten, daß er bis auf weitre Ordre ſich in ſeinem Pallaſt halten ſolle — zugleich gehörige Maaßregeln zu treffen, daß der Kardinal dem Legaten keine Nachricht geben könne. Gardiner erhielt den Auftrag, einen geheimen Befehl an die Zollbedienten zu Dover auszufertigen, nach welchem ſie alle Habſeligkeiten Compeggios auf das genaueſte vor ſeiner Einſchiffung durchſuchen ſollten.

Wie thätig auch Wohlwollen und Patriotis- ſein können, um einen Menſchen zu beglücken; ſo werden ſie dennoch nicht leicht den Grad der Geſchäftigkeit erreichen, den Schadenfreude anwendet, um vor andern Begünſtigten und Beglückten wehe zu thun. Dieſer Bemerkung zufolge verlohren Norfolk und Suffolk keinen Augenblick, um den Auftrag des Königs an den Kardinal, nicht ohne ſichtliche Zeichen, daß er ihnen auf keine Weiſe unangenehm ſei, auszurichten.

Der Kardinal ſaß einſam, den Kopf auf die Hand geſtützt, in tiefem Nachſinnen verſunken — Wie dem Unſichern die kleinſte Bewegung verdächtig und ſchreckhaft iſt, ſo hatte den Kardinal

die plötzliche Entlaſſung vom König und die Unruhe, die er an ihm wahrnahm, mit einer beängſtigenden Ahndung erfüllt, und der Anblick dieſer Botſchaft überzeugte ihn, auch ehe er noch ihren Auftrag wußte, daß Heinrich in jenen Augenblikken den Entſchluß ihn, zu ſtürzen, gefaßt habe.

Gewiſſermaßen alſo vorbereitet, vermochte er die Aeuſſerungen ſeiner Beſtürzung, die ihr Antrag ihm dennoch erregte, zu unterdrücken, und mit anſcheinender Ruhe von den Lords die Vollmacht zu fordern, die der König ihnen zu ihrem Auftrag gegeben habe.

„Was bedarf es einer Vollmacht? Kennt Ihr „uns nicht? und iſt des Königs Befehl nicht „Vollmacht genug?“ rief Suffolk. „Ich dächte, „Ihr ſolltet ihn in unſerm Munde eben ſo gut als „auf dem Pergament reſpektiren.“

„Das thue ich, Mylords,“ erwiederte Wolſey, „allein der König hat mir durch ein ſchriftli„ches Dokument das große Siegel auf lebenslang „verſichert, — ich werde und kann es nicht eher „herausgeben, als bis Se. Majeſtät jene Zuſiche„rung ebenfalls eigenhändig ſchriftlich wider„ruft.“

Die Lords wollten ſich hiemit nicht abfertigen laſſen, allein der Kardinal beharrte, alles Eindringens und ſelbſt harter und grober Bedrohungen ungeachtet ſtandhaſt dabei, „er habe das „groſſe Siegel aus den Händen des Königs empfangen, und in dieſe werde er es auch nur wieder zurückgeben.“

Aeuſſerſt aufgebracht, entfernten ſich die beiden Herzoge, und ſtatteten dem Könige von ihrer Expedition Rechenſchaft ab, die freilich eben nicht im Stande war, ihn für den Kardinal wieder vortheilhaft einzunehmen. Er ſchalt Wolſey einen unverſchämten Narren, den man zur Raiſon bringen müſſe, die beiden Abgeſandten aber nannte er feige Memmen und verſpottete ſie, daß ſie ſich ſo unverrichteter Sache wieder hätten abweiſen laſſen; ohne ſich weiter auf etwas einzulaſſen, befahl er ihnen, am folgenden Morgen wieder zu dem Kardinal zu gehen und ihm kurz und gut anzudeuten, daß er ſeines Amts entſetzt ſei, und daß er ohne die geringſte Zögerung die groſſe Taſche mit dem Siegel herausgeben ſolle. —

Der Kardinal konnte nun freilich vernünftiger Weiſe nicht erwarten, daß ſeine Weigerung der Sache eine andere Wendung geben werde;

er hatte auch nur blos dabei beharret, um einige Stunden Zeit zu gewinnen, und kaum waren die Lords aus ſeinem Pallaſte, als er ſeinen Sekretär, Thomas Cromwell, rufen ließ und ihm befahl, eiligſt Anſtalten zu ſeiner heimlichen Entweichung zu machen, — die allerdings der Vermuthung gemäß zwiſchen ihm und Compeggio verabredet war. —

Allein wiewohl Cromwell einer der unternehmendſten und verſchlagenſten Menſchen war, ſo rieth er dennoch Wolſey auf das dringendſte, von dieſem Vorſatze abzuſtehn, weil die Wachſamkeit ſeiner Feinde und die Vorkehrungen, die überall ſowohl in der Nähe ſeines Pallaſtes, als in der ganzen Gegend umher getroffen wären, auch der größten Behutſamkeit die Ausführung unmöglich machen würde. Er ſuchte ihn zu überzeugen, daß Unterwerfung und Ausharren noch vielleicht alles wiederherſtellen könne, — aber eine verunglückte Flucht ihn ſeinen Feinden in die Hände liefere, und ſie gleichſam zu berechtigen ſcheine, ihn als einen Verbrecher zu behandeln.

Die Stärke dieſer Gründe, und die Wärme und Eindringlichkeit, womit ſie Cromwell vortrug, bewogen endlich den Kardinal, von ſeinem

Vorſatz abzuſtehn, und er wünſchte nur Compeggio von ſeinem Unglück benachrichtigen zu können. Auch dieß hatte groſſe Schwierigkeit, indeß fand doch die Liſt Cromwells ein Mittel, dem Legaten einen Brief in die Hände zu ſpielen, der ihn ſogleich zu dem Entſchluß beſtimmte, ſo ſchnell als möglich noch davon zu eilen, nicht ohne eine ſchreckenvolle Angſt, daß auch ihn noch der ſchwere Arm des Königs treffen mögte, eh er dieß Land des Unglücks verlaſſen könne.

Dover hatte er glücklich erreicht, und da hier ſchon längſt ein ſegelfertiges Schiff ſeiner wartete, ſo glaubte er ſchon geborgen zu ſein; als ſogleich nach ſeiner Ankunft der Oberſte der Zollbedienten mit ſeinem ganzen zahlreichen Gefolge ſich in ſeiner Herberge einfand und auf Befehl des Königs eine genaue Durchſuchung alles ſeines Gepäcks verlangte.

Der Kardinal entrüſtete ſich ungemein, er berief ſich auf ſeine Vorrechte, als Kardinal und Legat; allein der Zollbediente zeigte den königlichen Befehl vor, und ſeine Gehülfen machten ſich, ohne die Erlaubniß ſeiner Eminenz abzuwarten, auf das eifrigſte an das ihnen aufgetragene Geſchäft. Kein Koffer blieb ununterſucht, kein Bal-

len ungelöſt und unentfaltet, kein Gepäck vom Aufreiſſen und Durchſuchen frei, und ſelbſt die Bücher und Manuſkripte des Legaten mußten ſich eine Durchſicht gefallen laſſen. Man ſuchte lange und — fand nicht, was man ſuchte; weil Wolſeys Schatz dem Kardinal noch nicht hatte abgeliefert werden können, die Dekretalbulle längſt in Aſche nach allen vier Winden zerſtreut war, und die Briefe Annens von dem vorſichtigen Entwender ſo ſorgfältig aufbewahrt wurden, daß die verſchlagenſten und erfahrenſten aller Zollbedienten ſie nicht würden entdeckt haben. Sie entfernten ſich alſo wieder, und Compeggio ſetzte am Bord ſeines ſo eben abſegelnden Schiffes eine heftige Proteſtation gegen dieß Verfahren auf, die Heinrich übergeben, aber von ihm dem Kamin überantwortet wurde.

Während Compeggio unter Frohlocken über geſicherte Freiheit und Leben in Calais ans Land ſtieg, fühlte Wolſey den ganzen Druck der ſchrecklichen Gewißheit, das erſte dieſer edelſten aller menſchlichen Güter verlohren zu haben, und marterte ſich mit der quälenden Furcht, vielleicht auch das zweite aus dem Schiffbruche ſeiner Gröſſe nicht einmahl retten zu können.

Der wiederholte Befehl des Königs hatte ihn ſeiner Canzlerwürde entſetzt, und die Siegel dem Sir Thomas More, einem der redlichſten, einfachſten und gelehrteſten Männer der damahligen Zeit, anvertraut. Der Großinquiſitor hatte ihn unter dem freilich ſeltſam genug erſonnenen Vorwande, daß er ſich ohne des Königs Erlaubniß die Gewalt und Rechte eines Legaten in England angemaßt habe, auf das Pramuier angeklagt, wodurch er des Schutzes des Königs und aller ſeiner Habe verluſtig wurde, und ganz allein auf des Königs Gnade der Gefangenſchaft überlaſſen blieb. — Er ſahe ſich ſeinen Feinden hingegeben, deren überwiegenden Einfluß er kannte, und denen er, wie er ſich nicht verbergen konnte, Veranlaſſung genug zum Schein des Gerechten für ihre Feindſchaft gegeben hatte; — der Boden wankte unter ſeinen Füſſen; es öfnete ſich ein Abgrund, deſſen Anblick Schauder und Schwindel erregen mußte —

War es Gröſſe des Geiſtes, oder Verzweifſlung? — Er ſchien gefaßt und ruhig, ſprach ſehr viel erbauliches über die Pflicht, ſich zu unterwerfen und das Böſe aus eben der Hand gelaſſen und dankbar anzunehmen, aus welcher man

das Gute empfangen habe. Er bewies denen von ſeinen Hausbedienten, die ſich einige unwillige Aeuſſerungen erlaubten, mit der heuchleriſchſten Gelaſſenheit, daß der König ein völliges Recht habe, ihm alles zu nehmen, weil er ihm alles gegeben und ihm alſo überall das erſte Anrecht wieder darauf gebühre. Eine ungeſäumte Ausübung dieſer Grundſätze ſollte der triſtigſte Beweis dafür ſein.

Zu dem Ende begab er ſich in die gröſte Gallerie ſeines Pallaſtes, wohin er zugleich alle ſeine Hausbediente zuſammen kommen ließ. Mit dem Inventarium aller ſeiner beweglichen Habe in der Hand, befahl er, ein Stück nach dem andern herbei zu bringen und in der Gallerie und den anſtoſſenden Zimmern aufzuſtellen.

So nach und nach in einen engern Raum zuſammengedrängt, ſetzten die mannigfaltigen koſtbaren Möbeln, Zeuge und Geräthe ſelbſt diejenigen in Erſtaunen, die ſie täglich zu ſehn gewohnt geweſen waren. In der Mitte wurden die reichſten Stoffe und ſeidne Zeuge, durch ihre Farben und die Länder, wo ſie gewirkt worden, gleich koſtbar und ſelten, auf ungeheuren Tafeln aufgethürmt; an den Seiten lagen Berge von auf-

gerollten Teppichen aus Gold- und Silberſtoff, und eine Garderobe wurde in den Ecken der Zimmer über einander her geworfen, die an Pracht und Zahlreichheit allein darnach beurtheilt werden kann, daß ſich darunter mehr als tauſend Hemden von der ſchönſten holländiſchen Leinwand befanden. Die koſtbaren und prachtvollen Möbeln in dieſen Zimmern gleichfalls aufzuſtellen, würde eine Unmöglichkeit geweſen ſein, da kaum die ungeheure Anzahl der ſilbernen und goldnen Gefäſſe bei ihrer Aufhäufung Platz genug in denſelben fanden.

Der Werth aller dieſer Koſtbarkeiten war kaum zu ſchätzen, und dennoch würde ſich der Kardinal glücklich geachtet haben, wenn er hiemit die Anſprüche des Königs hätte abkaufen und ſeine Freyheit und ſeine unbeweglichen Güter retten können. Er ſchien ſich mit dieſer Hoffnung zu ſchmeicheln, und daraus kann man ſich die Gelaſſenheit und Faſſung erklären, womit er bei dieſem ganzen Geſchäfte bis zu Ende verfuhr und dem Könige das Verzeichniß, nebſt den Schlüſſeln zu den Zimmern, worin alles zuſammengetragen war, überſandte.

Vielleicht glaubte er aber auch, dieſe anſcheinende großmüthige Entſagung ſollte auch bey Heinrich den Wetteifer erwecken, den erhabene Handlungen gewöhnlich, insbeſondere bey beſſer gebildeten Menſchen, hervorbringen. Vielleicht hoffte er, das Verzeichniß und die Schlüſſel ſo, von einem gnädigen Handſchreiben begleitet, wieder zurück zu erhalten, als er ſie eingeſandt hatte; — oder machte ſich ähnliche ſchimäriſche Erwartungen, die die geängſtete Phantaſie in ſolchen Fällen oft auch gegen alle Remonſtrationen der Unwahrſcheinlichkeit herbeiſchaft und mit anziehenden Farben aufputzt. Für dieß, — ſo hatte er ſich freilich nur einen Schmerz der getäuſchten Erwartung mehr bereitet, — denn ſtatt deſſen erhielt er einen Befehl, ſich ſofort nach dem Schloſſe Aſher in Hamptoncourt zu begeben.

Tief im Innern durch dieſen Befehl erſchüttert, der ihm nun ſo unwiderſprechlich als wahr vor Augen ſtellte, was ihm bisher noch immer nur als eine trügeriſche Einbildung vorgekommen war, ſaß er in ſich gekehrt und ſtumm, als ſein Schatzmeiſter, Sir William Gascoigne,

ins Zimmer ſtürzte und im heftigen Ausbruch des Schreckens dem Kardinal entgegen ſchrie:

„Um Gottes willen rettet Euch, ſonſt ſeid Ihr „verlohren! So eben iſt man im Begriff, Euch „nach dem Tower abzuholen!“

Der Kardinal fuhr erſchrocken aus ſeinem Nachſinnen auf und fragte: „woher er das „wiſſe? —“

„Man ſagt es allgemein!“ rief Sir William. „Es naht eine Wache von Reiſigen, und eine „groſſe Menge Volks iſt auf den Gaſſen zuſam„mengelaufen, um Euch dahin abführen zu „ſehen!“

„Ihr ſeid eben ſo unklug als unverſchämt,“ fuhr der Kardinal auf, indem ſich ſein Stolz noch einmahl ermannte, um das Gefühl der Schuld zurückzudrängen. „Bin ich denn ein „Miſſethäter, oder habe ich etwas verbrochen, „was nur zu der Möglichkeit eines ſolchen Ge„fängniſſes berechtigte? Was gehn mich Eure „Stadtklatſchereien an, und habt Ihr ſo wenig „Sitten, daß Ihr mir alles dergleichen zu Ohren „bringt? —“

Sir William war im Begrif ſich zu entſchul- digen, als der Haushofmeiſter erſchien und ſeinem

Herrn berichtete, daß alles zur Abreiſe bereitet ſei. Der Kardinal verließ ſogleich ſeinen Pallaſt und begab ſich, von den meiſten ſeiner Bedienten begleitet, aber nur mit wenigem Gepäck und einem geringen Vorrathe an Lebensmitteln, zu Schiffe, um auf der Themſe bis Putney zu ſegeln, von wo er ſeinen Weg zu Lande fortſetzen wollte.

Wirklich hatte das Gerücht, der Kardinal werde nach dem Tower gebracht, eine unzählige Menge Volks um ſeinen Pallaſt her und an den Ufern der Themſe verſammelt, und der Fluß ſelbſt wimmelte von Kähnen, die auf die Abfahrt ſeines Fahrzeugs warteten.

Das war nun wohl für den Kardinal nichts ungewöhnliches, wenn er öffentlich erſchien, einen Auflauf zu erregen und eine Volksbegleitung zu haben; aber eben das Volk, was ihm ſonſt nur Aeuſſerungen der Ehrerbietung, Bewundrung und des Beifalls gezeigt hatte, izt ſich die ausſchweifendſten Aeuſſerungen des Haſſes und der Schadenfreude, ſelbſt Unhöflichkeiten und Beſchimpfungen erlauben zu ſehn, das erinnerte ihn wohl mehr als nachdrücklich an die ſchreckliche Veränderung, die das gewaltſame Schickſal mit ihm vorgenommen hatte.

Da ſaß der Mann in den innerſten Winkel der Kajüte einer Gondel gedrängt, der ſonſt kaum in einem königlichen Pallaſte Raum für ſich fand; — da ſtrebte eben der mit der ängſtlichſten Sorgſalt, den ſpähenden Blicken der Neugier zu entgehen, dem ſonſt das Anſchauen einer ganzen Nation nicht genügte, und da hätte eben der, in dieſer Stunde wenigſtens, mit einer Kloſterzelle, einem Brevier, einer Kutte und — Sicherheit und Leben ſich genügen laſſen, deſſen Anſprüche bis dahin mit der Beſriedigung des kühnſten Wunſches nur noch immer kühner wurden, und der,

wär auch die Erde ſein,
zum Mond hinauf ſah noch!

Da war eben der Mann dem Hohngelächter, dem Spott' und der Neckerei niedrigen und zerlumpten Volks ausgeſetzt, deſſen Wink die Pairs des Reichs zittern machte; — da war der durch ein Wort eines Königs in ſein Nichts zurückgeſunken, den eben das mächtige Wort zwanzig Jahre hindurch in Rieſengröße des Reichthums und der Allmacht erhalten hatte!

Wahrlich eine große und ſchauderhafte Scene, die, ſo gewöhnlich ſie auch in den Jahrbüchern der

Menſchheit ſein mag, dennoch, ſo oft ſie wiederholt wird, zu tiefem und ernſtem Nachſinnen fortreißt. Wenn Macht des Despoten einen unſichern Grund hat, weil ſie nur durch Glauben und Furcht des Volks unterſtützt iſt, ſo hat Macht des Miniſters wahrlich noch einen unſicherern, denn ſie iſt nur auf den Glauben und die Furcht des Despoten gebaut. Sie gleicht einer auf ſchwache Stäbe gebauten ungeheuren Kuppel auf einem ſchwankenden Thurme, die zuſammenſtürzt, wenn dieſer bebt, und auch oft nur herabgeſtürzt wird, damit dieſer ſich rette. —

Das Schiff des Kardinals glitt langſam die Themſe hinab, und das bunte Gewimmel der hundert Kähne umgaukelte es eben ſo leicht und flüchtig, als es ſich ſchwer und faſt widerſtrebend fortbewegte. Dieſe flogen voraus, — jene drängten ſich dicht an den Bord des größern Fahrzeugs; — hier verloren ſich einige nach dem Ufer zu, um die Einſitzenden mit andern Neugierigen zu vertauſchen, und dort eilte, mit vereinigten Kräften der Segel und Ruder, ein neuer Trupp herbei, der ſchon die gehoſte Augenweide an dem Unglücklichen verſäumt zu haben glaubte. — Der Menſchenkranz am Ufer wälzte ſich mit fort, und Ju-

belgeſchrei und das Getöſe von tauſend Stimmen ſchlug gewaltſamer und ſchrecklicher an die Gehör- organe des Kardinals, als die aufrühriſchen Wellen des Orkans an die Seiten eines dem Schiffbruch nahen Fahrzeugs.

Das Schiff landete zu Aſher, — der Kar- dinal ſchlich, gebückt und demüthig in einen Man- tel gehüllt, aus ſeinem Winkel hervor, beſtieg ein Maulthier, und ſein Gefolge begleitete ihn zu Pfer- de eiligſt, der Stadt vorüber, dem Gebirge zu, deſſen Anblick ihm eine erfreuliche Vorſtellung von Rettung und Schutz rege machte, weil es ihn we- nigſtens den Augen der Schadenfreude verbergen würde, deren verfolgende Blicke nicht aufhörten ihn mit ſchmerzhaften Dolchſtichen zu quälen.

Still und ſchweigend ritt er dem Fuſſe des Ge- birgs entlang, zuweilen hob er die Augen empor, faltete die Hände, als ob er bete — zuweilen ent- ſtieg ein tiefer und lauter Seufzer ſeiner Bruſt, und dann ſank Auge, Hand und Kopf wieder kraftlos nieder — ſtill und ſchweigend, wie ein Leichenzug, zog ſein Gefolge ihm nach —

Auf einmahl rief einer der hinterſten Reuter, „dort kömmt ein Ritter mit verhängtem Zügel hin- „ter uns drein geſprengt!„ Alles ſah ſich um.

„Er

„Er winkt!„ rief ein anderer. „Izt ruft „er!„ bemerkte ein dritter. Endlich wurde der Kardinal auch aufmerkſam und befahl dem Zuge zu halten. Der Ritter holte ſie ein, ſprang vom Pferde und nahte ſich ehrerbietig dem Kardinal. „Ach! Sir John Norris! ſeid Ihr es? — Was „bringt Euch zu dem verwieſenen unglücklichen „Wolſey?„ —

„Der Befehl des Königs„, erwiederte der Ritter, „und der Auftrag, Ew. Gnaden von Sei„ten Sr. Majeſtät auf das freundlichſte zu grüſ„ſen und Euch zu verſichern, daß Ihr noch eben „ſo ſehr als ehemals auf die Gnade des Königs „rechnen könnt. Sagt dem Kardinal, befahl „mir Se. Majeſtät, daß ich ihm dieß Ungemach izt „nur zufügen müſſe, um eine gewiſſe Gattung von „Leuten zu befriedigen, deren ich izt bedürfe; daß „ich ihn aber ermahne, gutes Muths zu ſein, weil „ich eben ſo bereit als vermögend bin, ihm ſeinen „ganzen Verluſt zu erſetzen.„

Der Kardinal war Anfangs ſtumm vor Erſtaunen — dann ergrif ihn das freudigſte Entzücken ſo gewaltſam, daß er von einem plötzlichen Wahnſinn befallen zu ſein ſchien — Von ſeinem Maulthiere ſpringen, mitten im Kothe der Landſtraße

ſich auf die Kniee niederwerfen, den Hut abreißen und freudige Ausrufungen über die Huld des Königs ſtammeln, war ein Moment. Dann raffte er ſich auf, umarmte den Ritter mit konvulſiviſcher Heftigkeit, fragte ihn immer aufs Neue, ob es auch wahr ſei, ließ ſich mehr als einmahl den Gruß des Königs wiederholen, und konnte ſich lange nicht ſo viel ſammeln, daß er auf die Zuredung des Ritters merkte, der ihn bat, ſich wieder aufzuſetzen, und ihn zu begleiten verſprach.

Sie ritten weiter, — aber von Zeit zu Zeit hielt der Kardinal ſein Maulthier an, ließ ſich aufs Neue von Norris erzählen — drückte ihm die Hand — lehnte ſich mit Gefahr zu ihm hinüber, um ihn zu umarmen, und ließ ihm durch die immer wiederkehrenden Ausbrüche ſeiner Freude nicht Zeit, ihm das noch mitzutheilen, was ſie erneuen und erhöhen ſollte.

Endlich gewann er ſo viel Zeit, ihm einen koſtbaren Ring zu überreichen, den der König ihm zum Zeichen ſeines aufrichtigen Wohlwollens ſende — Der Kardinal hatte izt keine Aeuſſerungen mehr für das, was er empfand; er riß ein goldnes Kreuz von ſeiner Bruſt, in welchem ein Splitter von dem heiligen Kreuze eingefaßt war, und

bat, den Sir John, dieß zum immerwährenden Andenken zu behalten, daß er einen zu Boden getretenen wieder gehoben und auf den Gipfel des Glücks geführt habe. Mit einer wirklichen Aengſtlichkeit aber ſann er umher auf das, was er dem König zum Gegengeſchenke machen könne, und fiel endlich darauf, ihm ſeinen Hofnarren, warum ihn Heinrich oft beneidet hatte, zuzuſenden — ein Geſchenk, worüber der König keine geringe Freude bezeugte. Nachdem der Ritter ihn noch einen Theil des Weges begleitet hatte, kehrte er, von den Umarmungen des Kardinals faſt erſtickt, nach Hofe zurück, und Wolſey ſetzte ſeinen Weg unter den heiterſten Erwartungen und beglückendſten Vorſtellungen zu ſeiner itzigen Beſtimmung fort.

Nicht ſelten erſcheinen uns bei einer flüchtigen Anſicht Handlungen inkonſequent, die es bei näherer Unterſuchung für dieſen Karakter wenigſtens nicht ſind. Dieſe Botſchaft Heinrichs an den Kardinal mit der Verſicherung ſeiner Gnade wurde bald allgemein bekannt und erregte eben ſo allgemeine Verwunderung. Jedermann fand einen un-

erklärbaren Widerſpruch in dem Betragen Heinrichs. Die Denkenden ſchüttelten den Kopf und ſchwiegen; die, welche auf Denken Anſprüche machten, urtheilten raſch, oder begnügten ſich mit Tadel der Inkonſequenz, ohne ſich auf Erläuterung derſelben einzulaſſen; die, ſo weder dachten, noch zu denken begehrten, riefen blos mit Erſtaunen ſich einander zu, daß der Kardinal ſchon wieder ſo gut als völlig begnadigt ſei — und gewiß würde eben der groſſe Hauſe ihm itzt ehrerbietig und freudig bewillkommend entgegen gegangen ſein der ihn noch vor wenig Stunden ſo ſchimpflich und muthwillig ſeine Verachtung empfinden ließ. Für uns mag folgendes zur Erläuterung dienen:

Das Verzeichniß der beweglichen Habe des Kardinals hatte den König ſo aufmerkſam gemacht, daß er kaum ſeine Abreiſe erwarten konnte, um ſie perſönlich in Empfang zu nehmen. Allein ſo groß auch ſeine Erwartung, nach dem, was er kannte und oft bey Wolſey wahrgenommen hatte, ſein mogte, ſo überraſchte ihn doch der Anblick ſo vieler aufgehäufter und in wenig Zimmer zuſammengedrängter Koſtbarkeiten ſo ſehr, daß er in ein lebhaftes Erſtaunen

gerieth. Dieß alles war nun ſein — er hatte eine ans kindiſche gränzende Freude darüber — das alles hatte Wolſey in einem demüthigen Schreiben ihm übergeben — er konnte nicht begreifen, wie man ſich ſo leicht von dergleichen losmachen könne, er fand eine Art von Großmuth darin und fühlte ſich dem Kardinal gewiſſermaſſen verpflichtet dafür, daß er ihm überließ, was er doch nicht verweigern konnte oder durfte. Durch dieß Gemiſch von dunkeln Vorſtellungen und Gefühlen war eine gewiſſe Gutmüthigkeit in ihm geweckt, die ihn zu der Betrachtung geneigt machte: der Kardinal möge doch wohl ſo böſe nicht ſein, als man ihn mache, und die um ſo mehr bei ihm Eingang fand, da ſein Unwille gegen Wolſey ihm mehr gegeben als in ihm ſelbſt entſtanden war.

So kehrte er in der beſten Laune nach ſeinem Pallaſte zurück und fand hier einen Bericht der Zollexpedition von Dover, dem zufolge man bei der ſorgfältigſten Unterſuchung durchaus nichts unter dem Gepäcke des Legaten gefunden hatte, was verdächtig ſcheine, am wenigſten, was dem Kardinal von York angehören konnte. Hier fand er alſo wieder ſeiner Meinung nach eine

Verläumdung entdeckt, und woher waren denn die übrigen Angaben der Ankläger erwieſen? —

Indem er hierüber nachdachte, trat Cranmer zu ihm ins Zimmer und äuſſerte ſich ſehr unwillig darüber, daß der Kardinal bei ſeiner Abreiſe dem Muthwillen des Pöbels preisgegeben ſei. Er ſetzte ganz treuherzig und unbefangen hinzu, das ſei unköniglich, und wenn Wolſey als Miniſter ſich auch einer ſtrengen Ahndung ſchuldig gemacht habe; ſo ſei er doch ein Geiſtlicher und ein Mann von Anſehn — und überdem ſeine Beſchuldigungen noch nicht unterſucht und erwieſen. „Ihr habt ſehr übel gethan, mein Herr König,“ ſagte er wiederholt mit bedenklichem Kopfſchütteln, „Ihr habt ſehr übel gethan, und wenn Ihr Eure „Diener ſo belohnt, ſo iſt es wahrlich ein gefähr„lich Ding, Euch anzugehören — öffentlich dem „Pöbel preiszugeben! — Nein, Ihr habt ſehr „übel gethan! —“

Heinrich fühlte ſich beſchämt von einem Manne, den er über alles achtete — von dem er in der wichtigſten Angelegenheit lebhaften und unermüdeten Dienſteifer erwartete, und dieſe Beſchämung, die ſich mit dem wiederauflebenden Gefühl des Wohlwollens für Wolſey ſchnell verei-

nigte, erzeugte eine momentane Entſchlieſſung, bei der jedoch ohnſtreitig das Mitleiden für Wolſey der Abſicht, Cranmer zu beruhigen, untergeordnet blieb.

Da Entſchlüſſe, die aus plötzlichen Gefühlen allein hervorgehn, ſich auch nur in die nächſte raſch daraus hervorgehende Handlung wieder auflöſen; ſo darf man ſich nicht wundern, daß ſich der arme Kardinal in der Hoſnung, die er auf die königliche Botſchaft bauete, ſehr bald ſchmerzlich betrogen fand. Anne und ihre Freunde hatten in der nächſten Unterredung iene Gefühle und Entſchlieſſungen Heinrichs eben ſo ſchnell, als ſie entſtanden waren, durch andere wieder zu verdrängen gewuſt, und der Kardinal harrte daher nach ſeiner Ankunſt zu Aſher, bis zur tödlichen Ungeduld, vergebens auf die königliche Botſchaft, die ihn im Triumph wieder zurückrufen, oder ihm doch wenigſtens ſeine Möbeln und Koſtbarkeiten nachbringen würde.

Aber ein Tag gieng nach dem andern hin, und es erſchien weder das Eine noch das Andere. Es fehlte ihm nicht nur an allen Bequemlichkeiten, ſondern ſogar an den Nothwendigkeiten. Er war ohne Hausrath, ohne Tafelgeſchirr, ohne

Betten, ohne Lebensmittel, ohne Geld — und würde in der That haben Hunger leiden müſſen, wenn nicht das gutmüthige Landvolk in ſeiner Nachbarſchaft ſich ſeiner angenommen und ihn drei Wochen lang mit den nöthigſten Lebensmitteln verſorgt hätte.

So muſte nun wohl Muthloſigkeit an die Stelle ſchimäriſcher Erwartungen treten und Heucheleì in ſeinem Herzen ſich des Platzes bemächtigen, den ſonſt Uebermuth und Unverſchämtheit eingenommen hatte. Er war ein Bettler geworden, lebte von Almoſen, die man nicht dem gefallenen Günſtlinge, nicht dem entfernten Miniſter, ſondern dem leidenden Prieſter, dem gekränkten Kardinal brachte. Von ſelbſt zeigte ihm alſo die Lage der Sache die Rolle an, die er von nun an zu ſpielen hatte, und er zeigte ſich auch hierin bald meiſterhaft.

Ein ſo groſſer Hofſtaat paßte nun freilich nicht mehr für ſeinen itzigen Zuſtand. Er war entſchloſſen, ſeine Bedienten zu entlaſſen; es kam nur darauf an, es mit dem gehörigen Anſtande zu thun, um ſelbſt hieraus Vortheil zu ziehen. Hiezu gehörte indeſſen einiges Geld, und er ließ

daher ſeinen Sekretär Cromwell rufen, um ſich mit ihm darüber zu berathen.

Cromwell war ein feiner Kopf, ſcharfſichtig, planvoll und unternehmend, dabey nur ſtets auf ſich ſehend und alles auf ſich zurückführend. Indeß verſtand er die Kunſt, dieß ſo geſchickt zu verbergen, daß man ihm nicht ſelten Handlungen als Patriotismus, Menſchenliebe oder perſönliche Ergebenheit anrechnete, die doch keine andere Triebfeder als Eigennutz hatten. Er kannte den Kardinal ſehr genau und durchſchaute auch itzt ſeine Abſicht. Er kannte den König und die Verhältniſſe des Hofes genau und war überzeugt, daß der Kardinal ohne Rettung verlohren ſei. Dennoch ſtellte er ſich voll Hofnung und Zuverſicht und widerrieth ihm den Vorſatz, ſeine Bedienten abzuſchaffen, weil ſein Schickſal ſich gewiß bald wenden müſſe. „Anſtatt uns fortzu„jagen,“ ſetzte er halb im Scherz und halb im Ernſt hinzu, „ſollten Ew. Gnaden uns lieber in „Ihrem letzten Willen deſto beſſer bedenken.“ —

„Spottet lieber gar meiner noch, Thomas,“ ſagte der Kardinal ſchmerzlich. „Ihr wißt ja, daß „ich itzt ein Bettler bin, aber freilich bin ich eben „ſo beſchämt als bekümmert darüber, daß ich Euch

„ſo entlaſſen muß, wenn ich nicht will, daß Ihr
„mit mir verhungern ſollt. —“

Auf dieſe Aeuſſerung des Kardinals lenkte Cromwell ein und rieth ihm, bei den Geiſtlichen ſeines Sprengels, die er zum Theil zu ſehr reichen Pfründen und hohen Aemtern befördert und oft reich beſchenkt hatte, einiges Geld zu borgen, und übernahm dieſe Negotiation ſelbſt.

Wiewohl dieß Geſchäft nicht geringe Schwierigkeiten fand, er ſich hin und wieder ganz abgewieſen, und von andern wieder kaum mit der Hälfte der angeforderten Summe abgefertigt ſah; ſo reichte die zuſammengebrachte Summe dennoch zu dem beabſichteten gerad hin; daher befahl ihm der Kardinal, ſeine ganze Dienerſchaft auf den andern Morgen in eine der Gallerien zu beſcheiden.

Sie waren alle verſammelt, und der Kardinal ſtand blaß, mit niedergeſenktem Haupte und Augen, in ihrer Mitte. Endlich hob er ſeinen Blick in die Höhe; ſeine Augen ſchwammen in Thränen; er verſuchte einigemahl zu reden und konnte nicht; — er wandte ſich ſchweigend und entfernte ſich in eine Ecke der Gallerie, wo er einige Sekunden ſtill in ſich gekehrt, als ob er bete, verweilte; —

dann mit ſichtbarer Faſſung in ſeinen Mienen wieder zurückkehrte und, wiewohl nicht ohne den Ausdruck des tiefſten Kummers, und durch Schluchzen und Seufzer von Zeit zu Zeit Sekundenlang unterbrochen, ſeine Bedienten ſo anredete:

„So dachte ich freilich nicht, meine Freunde, „als ich Euch in meine Dienſte nahm — ſo dachte „ich Euch nicht zu entlaſſen; — aber der Allwiſ„ſende und (mit einem tiefen Seufzer) Allgütige „lenkt freilich anders, als wir wiſſen und verſte„hen.“ —

„Ich für mein Theil habe mich längſt in mein „Schickſal ergeben; ich weiß, daß es Gott nur „gut macht, und — haben wir das Gute empfan„gen und ſollten das Böſe nicht auch anneh„men?“ —

„Macht und Reichthum ſind Eitelkeiten der „Erde, hinfällig und gebrechlich, und doch — „ach! nur zu leicht hängt ſich unſer Herz daran „und entfernt ſich von dem, was ewig iſt und „unvergänglich, und vor den Augen Gottes Werth „hat und Jeſu Chriſti und der heiligen Jung„frau — Meine Seele preiſt den Herrn, daß er „mich befreit von dem, was leider mein Herz

„ſchon ſehr hingerafft und irdiſch geſinnt gemacht „hatte.“

„Euer Anblick allein, ihr guten Leute, preßt „mir noch Thränen und Seufzer aus; ich bejam„mere den Verluſt meines vorigen Glücks, weil „er mir die Mittel raubt, Euch Eure Treue und „Ergebenheit, meinen Wünſchen gemäß, zu be„lohnen. Dieß erfüllt mich um ſo mehr mit „Kummer, da ich fühle, daß ich die Gelegenheit, „die ich in Händen hatte, Euer Glück zu grün„den, nicht ſo, wie ich wohl gekonnt hätte, be„nutzt habe — aus einer falſchen Scheu vor dem „Volke nicht benutzt habe, das mit ſeinem eilferti„gen Urtheile ſtets bereit war, die kleinſte meiner „Handlungen zu verunglimpfen, und es ſchon zu „einer allgemeinen Meinung gemacht hatte, daß „keine Staatsbedienung meiner und meiner Die„ner räuberiſchen Habſucht entgehen könne.“ —

„O mein Gott! wie wenig dachte ich in mei„ner Verblendung, daß es ſo enden würde! — „daß eine Zeit kommen werde, wo ich nichts be„ſitzen würde, als den Rock, den ich trage — daß „ich ſelbſt von Almoſen leben müſſen und nicht „einmahl im Stande ſein werde, einem treuen „Diener meine Erkenntlichkeit zu bezeugen!“ —

„Dennoch will es mein Schickſal, daß ich „Euch itzt ſo entlaſſen ſoll. — Wie Gott will! „ich unterwerfe mich! Nehmt meine Dankbarkeit „für eine Belohnung — verlaßt Gott nicht, ſo „wird er Euch auch nicht verlaſſen, und es wird „glücklicher mit Euch enden, als mit Eurem un„glücklichen Herrn!“ —

Drauf reichte er einem jeden ſeine Hand, gab ihm ſeinen Segen, ließ ihm ſein Gehalt auszahlen und entfernte ſich, von den Thränen und Mitleiden auch derer begleitet, die ihn bisher nur gefürchtet, und die ihn noch itzt im Herzen haßten, weil ſie in dem ſeinen zugleich ihr erwartetes Glück zerſtört ſahen.

Unter den wenigen, die itzt den Kardinal nicht verlieſſen, befand ſich auch Cromwell. Er ſchwur ſeinem Herrn mit ſcheinbarer Wärme, daß er ihm bisher nicht aus Eigennutz, ſondern aus perſönlicher Ergebenheit gedient habe, und daß alſo ſein Unglück ihn nur näher mit ihm vereinige. Allein um ihm wirklich nützlich zu werden, bat er um Erlaubniß, ſich nach London begeben und ſeine Angelegenheiten dort betreiben zu dürfen, was Wolſey gern zulieſ, weil er ſeine Geſchicklichkeit

und Thätigkeit in Geſchäften aus vielen Proben längſt kannte.

Cromwell hatte im Stillen einen Plan entworfen, nach welchem er izt oder nie ſein Glück machen mußte. Der Grund, worauf er ſein Gebäude aufführen wollte, war eine geſchickte und kühne Vertheidigung des Kardinals gegen die Anklage, die ſo eben in dem neuen Parlemente vorgetragen werden ſollte. Der Plan war tief und nach Kenntniß der Menſchen und insbeſondere derer, die er zur Ausführung bedurfte, durchdacht. Gelang es ihm, den Kardinal zu retten, — ſo war an einer glänzenden Belohnung nicht zu zweifeln; gelang ihm dieß nicht, wenigſtens nicht ſo ganz, daß ſein voriges Verhältniß völlig wieder hergeſtellt würde — wie er denn daran auf keine Weiſe nur ernſtlich dachte — ſo zweifelte er nicht, daß der König aufmerkſam auf ihn werden würde, weil er wuſte, wie leicht alles, was kühn und groß ſchien, die Phantaſie deſſelben ergreife. In beiden Fällen war er gewiß, durch das Gewagte und anſcheinend Gefährliche in ſeinem Unternehmen Aufſehn zu erregen und ſich als einen auſſerordentlichen Mann merkwürdig zu machen.

Voll von dieſen Entwürfen begab er ſich nach London und fing ſeine Geſchäftigkeit damit an, daß er ſich um eine Stelle in dem neuen Parlemente bewarb, deren Erlangung damahls noch mehr durch den Hof beſtimmt wurde, und die er daher, insbeſondere durch die Verwendung des Vicekanzlers, dem er aus manchen ihm geleiſteten Dienſten vortheilhaft bekannt war, auch ohne Schwierigkeiten erhielt.

Die Sitzung des Parlements nahm ihren Anfang, und eins der erſten Geſchäfte war die Angelegenheit des Kardinals, weshalb es hauptſächlich zuſammen berufen war. Es wurde eine Bill eingereicht, die vier und vierzig Klagpunkte enthielt, deren Widerlegung aber nicht einmahl eine ſo feine und geſchickte Feder erfordert hätte, als die ihrer wartete. Die Klagpunkte waren meiſtens von ähnlichem Inhalt, als die Vorwürfe, die ihm Suffolk und andere Lords bei jener Mittagsmahlzeit auf der Reiſe des Königs machten; meiſtens Kleinigkeiten, von ſeinem übertriebenen Stolz und ſeiner Eitelkeit hergenommen; manche ſtanden unter einander in offenbarem Widerſpruch, und manche betra-

ſen Handlungen, die er auf ausdrücklichen Befehl des Königs unternommen hatte.

Cromwell machte ſich nun muthig an die Widerlegung dieſer Beſchuldigungen, und bei den vielen Blößen, die die Feinde des Kardinals gegeben hatten, gelang es ihm gar bald, einen förmlichen Sieg davon zu tragen. Die Bill paſſirte das Unterhaus nicht, die Anklage wurde niedergeſchlagen, und der König erklärte, durch die klare und handgreifliche Widerlegung Cromwells getroffen, daß er, nach dem ihm zuſtehenden Rechte, für izt keine Unterſuchung in der Sache des Kardinals vorgenommen wiſſen wollte. Zugleich ließ er Cromwell ſeinen Beifall bezeugen und ihm zu erkennen geben, daß er geneigt ſei, ihn in ſeine Dienſte zu nehmen, dafern er den Kardinal verlaſſen wolle.

So ſchnell ſeine Abſichten zu erreichen, hatte Cromwell kaum erwartet; er berichtete dieſen Erfolg ſeiner Bemühung dem Kardinal, fügte zugleich den Antrag des Königs bei und ſetzte hinzu, da dieſe Gnade des Königs ihm noch für die Zukunft die beſte Gelegenheit darzubieten ſcheine, ſeinem alten, innigſt verehrten Herrn nützlich zu werden, ſo habe er kein Bedenken

denken getragen, ſich als einen der Unterſekretäre des Königs anſtellen zu laſſen.

Cromwell hatte ſich durch die Vertheidigung ſeines unglücklichen Herrn Aufmerkſamkeit und Achtung verſchaft; — durch eine fortwährende Verwendung für ihn wollte er ſich Anſehn und Einfluß erwerben, und hiezu ſollte ihm Cranmer den Weg bahnen.

Die redlichſten Menſchen ſind nur zu oft Werkzeuge in der Hand des liſtigen und eifrigen Beförderers ſolcher Abſichten, die ſie im Herzen verabſcheuen. Wie ſehr Cromwell die Kunſt verſtand, die ſchwache Seite auf einem Blick zu entdecken, und ſchnell und ſicher dabei zu ergreifen und feſt zu halten, hatte er ſchon viele Jahre vorher in einem auffallenden Beiſpiele an Papſt Julius dem Zweiten bewieſen, als ſein unruhiger Geiſt ihn in ſeiner Jugend aus England getrieben und durch einen Zufall einer Deputation der engliſchen Geiſtlichkeit beigeſellt hatte, die ein Geſuch um Indulgenzen für die Kirche des heiligen Botalph zu Baſton an den Papſt überbringen ſollte. Julius war als der feinſte Sybarit der damahligen Zeit bekannt, und Cromwell hatte dieß nicht ſo bald bemerkt, als er noch vor der feierlichen Au-

dienz dem heiligen Vater eine Gele'e, nach einer beſondern engliſchen Kompoſition verfertigt, im Namen der Deputation zum Geſchenk überreichte. Der Statthalter Chriſti wurde durch den Wohlgeſchmack dieſer Leckerei ſo einleuchtend von der Billigkeit des an ihn gerichteten Geſuchs überzeugt, daß er, zumahl da ihm Cromwell die Vorſchrift für die Verfertigung jenes Gerichts auf das genaueſte anzugeben wuſte, ohne die geringſte Schwierigkeit ſo viele Indulgenzen verwilligte, als ſie ſelbſt wünſchte.

Was für den Papſt Julius den Zweiten die engliſche Gele'e war, war für Cranmer die Verehrung der geſunden Vernunft und eine freie Denkungsart in der Religion. Cromwell, von jeher gewohnt, überall, wo er war, für jedes Merkwürdige offne Augen und Ohren zu haben, hatte bei ſeinem Aufenthalte in Holland und Deutſchland ſich die Veränderungen der Reformation nicht entgehen laſſen. Für ſein Individuum indifferent, ob Glaube oder gute Werke ſelig machen, hatte er doch in politiſcher Hinſicht ſich ſehr für die darüber geführten Streitigkeiten intereſſirt, aus Neugier und Laune faſt alle Controversſchriften geleſen. — In Holland hatte er

Erasmus gekannt und als eine Gedächtnißübung die Ueberſetzung des neuen Teſtaments, die unter Aufſicht deſſelben veranſtaltet wurde, auswendig gelernt. — Bei ſeiner Reiſe durch Deutſchland hatte er einen Umweg nach Worms gemacht, wohin Luther damahls vorgeladen war, und in Rom dem Doktor Eck bei einer Flaſche Cipernwein einige Anſchläge zur Beſchleunigung der Bannbulle gegen den muthigen Anſtifter der Reformation an die Hand gegeben. Alles dieß war die glücklichſte Vorbereitung auf die Rolle geweſen, die er izt mit ſo vieler Geſchicklichkeit und Glück zu ſpielen anfing.

Seine Kenntniß der auswärtigen, insbeſondere der deutſchen und italieniſchen Sprache veranlaßte es, daß ihn der König Cranmern in der itzigen Correſpondenz mit den auswärtigen Univerſitäten und Gottesgelehrten zugeſellte, und daß er dadurch Gelegenheit erhielt, dem redlichen Denker und eifrigen Freunde der Vernunft ſeine eigenen freien Grundſätze und eine vorgegebene Neigung zur Reformation merken zu laſſen, durch dieſe ſcheinbare Gleichheit der Denkungsart und Geſinnungen ſich ſchnell ihn zum wärmſten Freunde zu machen, und auf ihn und durch ihn auf den

König ſelbſt einen nicht unwichtigen Einfluß zu erhalten.

Den erſten Gebrauch, den er hiervon zu machen gedachte, ſollte eine Bemühung zum Vortheil des Kardinals von York ſein, der noch immer in Armuth und, was noch ſchlimmer iſt, in Ungewißheit ſeines Schickſals ſchmachtete. Vielleicht hätte er ſchon itzt das gewöhnliche Geſchick unglücklicher Günſtlinge, gänzliche Vergeſſenheit, erfahren; hätten nicht ſein Vermögen und ſeine Beſitzungen, die eine anhaltende Unterſuchung nothwendig machten, und ein perſönlicher Haß mancher ſeiner Widerſacher an ihn erinnert.

Gleich nach ſeinem Falle ward alle ſeine bewegliche Habe öffentlich im Namen des Königs verſteigert. Der König zwang ihn zur Unterſchrift eines Inſtruments, worin er ihm den erzbiſchöflichen Pallaſt zu York abtreten muſte, ſo dringend er auch vorſtellte, daß er ſelbſt kein Eigenthumsrecht darauf habe; er hob die Stiftungen Wolſeys auf den Univerſitäten zu Oxford und Ipswich auf, zwang ihn zu einer förmlichen Schenkung der Einkünfte des Biſthums Wincheſter, ohne jedoch ſeine Schulden bezahlen zu wollen; und endlich bemächtigte er ſich noch eines

nicht einmahl vollendeten Mauſoleums, wiewohl ihn der Kardinal in den flehentlichſten Ausdrükken bat, dieß wenigſtens ihm zu laſſen, weil er hoffentlich bald dort ſeine Wohnung aufſchlagen werde.

Elend, Mangel und Kummer hatten den unglücklichen Kardinal niedergeworfen und ihn dem Tode nahe gebracht. Dieſe Gelegenheit benutzte Cromwell. Er wuſte Cranmer ſo ſehr für den unglücklichen Bedrückten — insbeſondere durch den Anſchein von Ungerechtigkeit zu erwärmen, daß dieſer lebhaft und nachdrücklich zu ſeinem Vortheile mit dem König redete und ſelbſt Annen, die dabei zugegen war, zum Mitleiden und zur Unterſtützung ſeiner Fürſprache bewog.

Wiewohl Anne zum Sturz des Kardinals hauptſächlich mitgewirkt — ihn vielmehr eigentlich bewirkt hatte; ſo war nun doch weiter kein Wunſch, ihm zu ſchaden, übrig und ihre natürliche Güte wieder für Eindrücke des Mitleidens empfänglich. Die beleidigte Eitelkeit raubte dem Günſtling ſeinen Einfluß und ſein Uebergewicht; die beſſere Weiblichkeit wünſchte, daß er nun, auſſer Wirkſamkeit geſetzt, noch den Ueberreſt ſeines Lebens in Ruhe und Gemächlichkeit und ohne

andre Plage als ſeine eigene Erinnerung möge hinbringen können. Sie machte daher, dieſem momentanen Eindrucke zufolge — freilich wider den rachſüchtigen Plan ihrer Parthei — mit Cranmer in der Mißbilligung der Härte Heinrichs gemeinſchaftliche Sache, und ſo koſtete es denn freilich wenig Mühe, ihn ganz umzuſtimmen, zumahl da er bei ſeinem bisherigen harten Benehmen überhaupt eigentlich nur ſich und die Befriedigung ſeiner Wünſche vor Augen gehabt hatte, ohne auf den Kardinal weder im Guten noch im Böſen Rückſicht zu nehmen.

Menſchen, die keine Selbſtſtändigkeit des Gefühls und Karakters haben, ſind gleich dem Thiere, was die Farbe von jedem Boden annehmen ſoll, worauf es ruht. Die Gefühle werden ihnen meiſtens mitgetheilt, ſo wie die Vorſätze in ihnen erweckt; ſie denken und empfinden wie die, für deren Eindrücke ſie empfänglich ſind.

Anne und Cranmer hatten nicht ſobald ihr Mitleiden geäuſſert, als auch Heinrich, der bisher ganz gleichgültig an den Kardinal gedacht hatte, auf einmahl ebenfalls von dem lebhafteſten Mitleiden ergriffen zu ſein ſchien. In weit ſtärkern Ausdrücken, als die Uebrigen, beklagte er nun

das Elend, was er doch ſelbſt veranlaßt hatte, betheuerte mit einem ſchrecklichen Fluche, daß er ihn nicht um hunderttauſend Pfund verlieren möchte, und befahl einem von ſeinen Leibärzten, ſich auf der Stelle zu ihm zu begeben und die genaueſte Sorgfalt für ihn zu tragen.

Die Gelegenheit war zu günſtig, als daß ſie Cromwell nicht noch weiter hätte benutzen ſollen. „Die Krankheit des unglücklichen Kardinals liege „wohl eigentlich in der Seele,“ meinte er, „und „ein Beweis der zurückkehrenden königlichen „Theilnehmung und Huld würde gewiß mehr als „alle Aerzte und Heilmittel wirken.“ Sogleich zog Heinrich einen Ring mit ſeinem eigenen Gemälde, das er ſelbſt verfertigt hatte, vom Finger, um ihn dem Kardinal zu überſchicken, und bewog auch ſogar Annen, ihm ein goldenes Etui, was ſie eben in der Hand hielt, beizufügen und es mit einer freundlichen Aeuſſerung zu begleiten. Sie war ſehr geneigt hiezu und übergab es dem Boten in den wohlwollendſten und verbindlichſten Ausdrücken für den Kardinal.

Der Bote war im Begriff, hinwegzueilen, als Cranmer äuſſerte: „das ſei zwar alles recht gut „und müſſe dem Kardinal ohnſtreitig viel Freude

„machen; allein das werde ſeiner Noth noch nicht „abhelfen und ihm die Bequemlichkeiten verſchaf„fen, an die er gewöhnt ſei, und ohne welche er „ſeine Geſundheit wohl ſchwerlich werde herſtellen „können. Er wollte ſich überhaupt in dieſe An„gelegenheit auf keine Weiſe miſchen; allein es „käme ihm doch ſo widerſprechend vor, daß Wol„ſey noch Biſchof ſei und doch die biſchöflichen „Einkünfte nicht genieſſe, und ſähe überhaupt „nicht ein, wie dieſe mit ſeinen Vergehen als Mi„niſter zuſammenhängen, — wie Se. Majeſtät „überhaupt in ſeiner Beſtrafung fortfahren könne, „da Sie doch die Beſchuldigungen gegen ihn als „unſtatthaft abgewieſen und alle fernere Ankla„gen niedergeſchlagen habe.“

Heinrich fühlte ſich betroffen, und derſelbe Bote nahm noch eine Zuſicherung auf den freien Genuß der völligen Einkünfte von beiden Biſthümern, York und Wincheſter, mit. Einige Tage nachher ward ihm eine Summe Geldes aus dem königlichen Schatz zu ſeiner Einrichtung angewieſen, und weil der Arzt die Lage des Schloſſes Aſher für ungeſund erklärt hatte, ſo erhielt er bei ſeiner zunehmenden Beſſerung die Erlaubniß, es mit dem Schloſſe Richmond zu vertauſchen.

Dieſe kleine Erhebung diente indeſſen nur dazu, um ihn noch empfindlicher wieder niederzuſtürzen. Die Parthei des Adels, an deren Spitze der Herzog von Suffolk ſich befand, empfand über alles dieß große Unzufriedenheit und befürchtete insbeſondere, daß die Nähe ſeines itzigen Aufenthalts ihm leicht Veranlaſſung geben möchte, ſich wieder an den König anzuſchlieſſen, zumahl da ſie noch immer glaubte, daß Cromwell mit ihm in dem genaueſten Einverſtändniſſe ſei und nur ganz uneigennützig für ihn allein arbeite.

Annen wurde das ebenfalls bald begreiflich gemacht, und bei Heinrich war die Wärme des Mitleidens wieder in Gleichgültigkeit übergegangen. Um ihn zu entfernen, ſchlug man vor, des Beiſpiels wegen ſei es wohl gut, daß der Kardinal, da er izt mit dem Hofe keinen Zuſammenhang mehr habe, auch in ſeinem Bisthum reſidire. Dem König war dieß gleichgültig, Cranmer fand es vernünftig — und Cromwell wandte nichts dagegen ein, weil ihm izt daran lag, zur Beförderung ſeiner weiter hinausgehenden Abſichten ſich an die Gegenparthei anzuſchlieſſen, und daher das Licht einer Kreatur Wolſeys, worin

er noch immer erſchien, ſobald als möglich um ſich her auszulöſchen.

Sonach erhielt der Kardinal auf einmahl, ohne weitern Vorwand, den Befehl, ſich in ſein Erzbisthum York, das am weiteſten gegen Norden liegt, zu begeben — Der Kardinal ſah leicht die Abſicht ein, die man hiebei hatte, und die Unterwerfung war ihm ſchwer, da ſein neues Glück ſeine Hofnungen wieder belebt hatte. Mit der demüthigſten Bereitwilligkeit, ſich dem königlichen Befehle zu unterwerfen, wagte er indeſſen doch die Bitte, ob es ihm nicht vergönnt werden könne, das nähere Wincheſter zu ſeinem Aufenthalte wählen zu dürfen. Allein es ward ihm abgeſchlagen, und da er die Abreiſe noch etwas verzögerte, weil ſie unbeſtimmt gelaſſen war, ſo ſagte der Graf von Surrey einſt zu Cromwell im Vorbeigehen: „Ihr „mögt Eurem ehemahligen Herrn wiſſen laſſen, „daß wenn er ſich nicht bald nach Norden pak„ke, ſo würde ich ihn bein Haaren hinſchlep„pen!„

„Großer Gott!„ rief Wolſey, als er das hörte, ſchmerzlich, „nun dann iſts hohe Zeit, daß ich „mich davon mache!„

Wenig Tage nachher verließ er Richmond mit ſchwerem Herzen, und faſt keine ſeiner bisherigen Widerwärtigkeiten war ihm ſo drückend erſchienen, als daß er ſich auch von nun an des quälenden Vergnügens beraubt ſah, im Anſchauen an Größe und Beherrſchung noch Theil zu nehmen, da ihm jede andere Theilnehmung für immer geraubt war.

Dieſer letzte empfindliche Streich ſeiner Feinde benahm dem Kardinal alle Hofnung, auf einem andern Wege als den der Heuchelei und Frömmelei einigen Erſatz für ſeinen unwiederbringlichen Verluſt zu erhalten. Mit der gröſten Sorgfalt verbreitete er den Nimbus der Andacht, Demuth und Duldung um ſich her, und vielleicht war doch immer noch wenigſtens eine dunkle Hofnung im Verborgnen lebendig, daß eine fanatiſche Anhänglichkeit des Volks ihm einſt noch ganz wieder verſchaffen werde, was ihm der beleidigte Stolz des Adels geraubt hatte.

Nicht nur übte er ſelbſt für ſeine Perſon die Pflichten ſeines Amts mit Eifer und Strenge, ſondern hielt auch ſeine Untergeordneten zu einem gleichen Betragen auf das ſorgſamſte an. Predigte er nicht ſelbſt, ſo beſuchte er unausgeſetzt die kleinern Pfarrkirchen in der Gegend umher, hörte

mit allen äuſſern Zeichen der Andacht und Rüh⸗
rung der Predigt zu, verrichtete wohl ſelbſt zuwei⸗
len das Hochamt, oder gab doch wenigſtens der
Gemeinde beim Hinweggehen ſeinen Segen.

Hiemit verband er eine uneingeſchränkte Wohl⸗
thätigkeit und Popularität im Betragen. Er ließ
täglich einer großen Anzahl Armen vor ſeinem Pal⸗
laſt Allmoſen an Geld oder Speiſen austheilen;
er hielt ſelbſt einen offnen Tiſch für Leute aus allen
Ständen, und Niemand, der in Geſchäften oder
nur, um ihm ſeine Ehrerbietung zu beweiſen, ſich
bei ihm einfand, durfte, ohne eine beſondere Höflich⸗
keit von ihm empfangen zu haben, wieder hinweg⸗
gehen; — er ſelbſt beſuchte nicht ſelten die ver⸗
achteten Landleute in ihren Wohnungen und ließ es
ſich gefallen, bei einem wohlhabenden Pachter das
Mittagsmahl einzunehmen. Bei einer jeden Ge⸗
legenheit dieſer Art war er von einer großen Schaar
geringer Leidender und Hülfsbedürftiger umgeben,
mit denen er ſich freundlich beſprach, ihnen geiſt⸗
lichen Troſt ertheilte und ſie mildthätig unterſtützte.

Der baufällige Zuſtand ſeines Pallaſtes bot
ihm noch eine andere Gelegenheit dar, einen
großen und kraftvollen Theil des Volks zu gewin⸗
nen. Er ſetzte dadurch eine große Menge Arbei⸗

ter und Künſtler in Thätigkeit und Nahrung, und ſein zahlreiches Gefolge und der Aufwand ſeines Hauſes war für alle Nahrungszweige und Gewerbe wohlthätig merkbar; ſo wie ſeine Leutſeligkeit und Gaſtfreiheit ihm die Zuneigung der höhern Stände dieſer Provinz gewann.

Es konnte nicht fehlen, daß ſeine Feinde am Hofe dieß nicht hätten bemerken und für ſich Vortheile daraus ziehen ſollen. Man ſprach laut und beſtimmt von ſeinem Plane, ſich durch eine Volksrevolution wieder zu heben, — von dem großen Anhange, den er ſich ſchon erworben, — von einem Aufſtande, der nicht mehr fern ſein könne. Man unterließ nicht, oft in des Königs Gegenwart, alle dieſe Dinge zu bereden, und unter den Neuigkeiten aus Norden machten die von dem Kardinal immer einen Hauptartikel aus. Wie bedenklich und furchtbar ſich damahls das Gewitter zuſammengezogen, erhellt aus einer Stelle in einem Briefe Cromwells, der noch immer in Geheim gegen den Kardinal fortfuhr ſeinen Protektor zu machen, ſo ſorgfältig er öffentlich bei Hofe nunmehr auch den geringſten Schein davon zu vermeiden ſuchte.

„Es finden ſich einige, ſchreibt er, die dem Kö„nige viel von dem großen Hausweſen und Gefolge, „welches Ew. Gnaden izt wieder halten, vorreden „und bedenkliche Mienen dazu machen — Man „will, wer weiß alles was? daraus ſchlieſſen — „Um Gottes willen, Gnädiger Herr, bedenket, wie „leicht Misdeutungen ſind, und ſchränkt euch „ein!„ —

Der Kardinal befolgte dieſen Rath zwar Anfangs einigermaßen; allein ſeine Eitelkeit konnte es nicht über ſich erhalten, ihn ſtets vor Augen zu haben, und lieferte dadurch mit iedem Tage mehr Waffen in die Hände ſeiner Feinde am Hofe, bis eine gleichfalls ſelbſt verſchuldete Gelegenheit ſie in den Stand ſetzte, ſelbige auf einmahl zu ſeinem unvermeidlichen Verderben gegen ihn zu gebrauchen.

Der Dechant und das Kapitel ſeines Erzbisthums machten große Anſtalten zur feierlichen Einführung des Kardinals, die allgemein bekannt wurden und ſelbſt in den entferntern Provinzen des Königreichs Neugier und Erwartungen erregten. Der Kardinal hatte zwar gebeten, man möchte allen Pomp und Aufwand vermeiden, aber freilich mehr, um ſich gelegentlich darauf berufen zu können, als um Gewährung dieſer Bitte zu

erlangen. Die Zeit dieſer Feierlichkeit nahte heran, und eine große Menge Menſchen aus allen Gegenden des Königreichs begab ſich nach York, um ihr beizuwohnen.

Sei es nun, daß die Parthei Annens und ihrer Freunde wirklich fürchtete, dieß könne Abſichten und Folgen haben, oder daß ſie ſich nur dieſer günſtigen Gelegenheit bedienen wollte. Sie ließen den König, was vielleicht nur eine unvermeidliche Wirkung des allgemein regſamen Triebes der Neugier war, als ein beabſichtetes Werk der Intrigue des Kardinals und als einen Beweis, wie ſtark noch ſein Anhang ſei, bemerken, und bauten auf den hiedurch erregten Argwohn die vollſtändige Beſchuldigung einer Verrätherei und die Anklage des Hochverraths. — Es gelang ihnen ſogar, durch einen aufgefangenen Brief des Kardinals an den Papſt, worin er nicht undeutlich in bittern Aeuſſerungen über ſeine Feinde und die Mittel, die ſie gewählt hätten, ihn zu ſtürzen, auf Annen und ihr Verhältniß anſpielte, die Weiblichkeit derſelben in einem ſolchen Grade zu reizen, daß ſie nicht nur geſchehen ließ, was man für gut fand, ſondern von dieſem Tage an ſelbſt mit allem ihren Einfluße

auf den König zum gänzlichen Sturz des Kardinals mitwirkte.

In den Berathſchlagungen, die deßhalb angeſtellt wurden, war Cranmer dießmahl nicht, wie bisher bei allen übrigen, zugelaſſen, weil man ſeine ſchlichte, abſichtloſe Redlichkeit fürchtete. Gardiners Wünſche nach dem Bisthum Winchester waren die Seele dieſer Berathungen, die Wirkung derſelben ein Befehl des Königs, daß ein paar Ritter ſchleunig zum Kardinal abreiſen ſollten, um ihn gefangen nach London zu führen.

Man kam auf die Wahl der Ritter, denen dieſe Commiſſion aufzutragen ſei. Der Herzog von Suffolk brachte den Sir Walther Walch, einen entſchloſſenen und ihm ſehr ergebenen Mann, in Vorſchlag, und Anne leitete es dahin ein, daß man zu dem zweiten den Lord Percy, izt Graf von Northumberland, wählte; — nach einer von denjenigen feinen Verbindungen der Vergangenheit mit der Gegenwart, die ſich leichter bemerken und andeuten als ihren feinen Nüancen nach entwikkeln laſſen.

Percy lebte entfernt vom Hofe und beſuchte ihn nur ſelten, dann, wenn er es nicht vermeiden konnte. Anne glaubte ſich die Urſach davon nach

den Wünſchen ihrer Eitelkeit erklären zu dürfen; und dann dachte ſie mit einer leichten Miſchung von Verdruß und Vergnügen an ihre alte Verbindung mit Percy, die bei dem jedesmahligen Zuſammentreffen mit ihm auch wieder neue Wünſche erzeugte, die ſie nicht allemahl gleich in der Geburt erſticken konnte. Noch immer hielt ſie den Kardinal für die eigentliche Urſache der Störung derſelben, und konnte ihm die harte Manier, wie er dabei verfuhr, nicht verzeihen; ſie ſetzte voraus, Percy empfände eben ſo, und glaubte ihm daher für das längſt verſchmerzte durch dieſen Auftrag eine Genugthuung zu verſchaffen, indem ſie zugleich drauf rechnete, daß ihm eine dienſtfertige Ahndung zuflüſtern werde, wem er die Verbindlichkeit für dieſe Aufmerkſamkeit ſchuldig ſei.

Zwei Tage vor der veranſtalteten feierlichen Einführung langten Walther und Northumberland, von einer Schaar königlicher Reuter begleitet, zu Cawood vor der Burg des Kardinals an, und gleich beim Eintritt foderte der Ritter Walther im Namen des Königs die Schlüſſel des Thors. Der Thorwart widerſetzte ſich, über dieſe ungewöhnliche Zumuthung erſtaunt. Es entſtand ein Wortwechſel, der anfing Aufſehn zu machen. Nort-

humberland ſtellte ſich an die Treppe, um zu verhindern, daß der Kardinal von dieſem ſeltſamen Beſuche keine Nachricht erhalte. Der Thorwart bequemte ſich immer noch nicht nach dem Verlangen Sir Walthers, und um ein größeres Aufſehn zu vermeiden, muſte ſich dieſer mit einem Eide begnügen, daß er Niemandem das Thor öfnen wolle, bis er weitere Befehle erhalten habe.

Indeſſen hatte doch der Kardinal von einem ſeiner Domeſtiken gehört, daß der Graf von Northumberland zum Thor hereingeritten ſei. Izt weniger als ie geneigt das zu erwarten, was ihm bevorſtand, wunderte er ſich freilich über dieſen freundſchaftlichen Beſuch ſeines ehemahligen Zöglings, ſtand indeß ſogleich vom Tiſch auf, um ihm entgegen zu gehen.

Während der Zeit war Percy allein die Treppe hinaufgeſtiegen, um das gehofte Vergnügen der Rache einige Augenblicke ungeſtört und ungetheilt zu genieſſen — Auf einmahl ſtand oben an der Treppe der Kardinal vor ihm, und ſogleich ermannte ſich ſeine beſſere Natur in ihm und weckte Schaam und Beängſtigung, die durch die freundliche Bewillkommung Wolſeys nur noch ſtärker gereizt und in Thätigkeit

geſetzt wurden, ſo daß ſeine Gegenwart des Geiſtes ihn auf einige Momente ganz verließ. Er ſtürzte ſich in die Arme des Kardinals und ſagte zitternd und mit gebrochner Stimme: „Mylord, „Ihr ſeht mich hier — um Ew. Gnaden wegen „Hochverraths gefangen zu nehmen!“

Der Kardinal war anfangs von der Sonderbarkeit dieſes Auftritts etwas betroffen. Da er aber dem Grafen für Furchtſamkeit auslegte, was der Ausbruch einer überraſchenden gutherzigen Rührung war, und ihn allein glaubte; ſo hofte er ihn durch Imponiren vollends aus der Faſſung zu bringen.

„Zeigt mir Eure Vollmacht, wenns Euch ge„fällig iſt!“ ſagte er mit Feſtigkeit und Würde.

„Das kann ich nicht wohl“ — ſtotterte der Graf. —

„Nun ſo werde ich mich auch Eurer Verhaf„tung nicht unterwerfen!“ rief der Kardinal, ſchon ſeines Sieges gewiß — als nun auch Sir Walther Walch die Treppe herauf kam und ihn mit Kälte und Ruhe von der Lage ſeiner Angelegenheiten unterrichtete.

Wolſey ſpielte nun den unſchuldig Leidenden, aber in ſein Schickſal ergebenen wie bisher

weiter fort. Northumberland ſprach ihm mit der ihm eignen Treuherzigkeit Troſt zu, und Ritter Walch gab Befehl zu Anſtalten für die möglichſt bald anzutretende Abreiſe.

So behutſam man auch hiebei zu Werke zu gehn geglaubt hatte; ſo war doch in wenig Stunden die Nachricht von des Kardinals Verhaftung von Ohr zu Ohr gelaufen. Die Stadt und die ganze Gegend umher gerieth in die lebhafteſte Unruhe. Schaaren von Menſchen strömten herbei und umringten die Burg des Erzbiſchofs. Man hörte ein lautes Murren und Klagen, nur durch die Lobpreiſungen des Kardinals unterbrochen. Die Ritter hatten Urſach, bedenkliche Folgen zu befürchten, und beſchleunigten daher um ſo mehr ihre Abreiſe.

An eben dem Sonntage, wo er mit ſo lange und prächtig vorbereiteten Feierlichkeiten in ſein Erzbisthum eingeführt werden ſollte, führte man ihn gefangen aus ſeinem Pallaſte und gab der Menge der Neugierigen, die iene Einführung herbeigeführt hatte, ein wo nicht eben ſo prächtiges, doch gewiß eben ſo merkwürdiges Schauſpiel.

Sobald der Kardinal, von ſeinen Führern begleitet, aus der erzbiſchöflichen Burg herausritt, umringte ihn das ſeit Tagesanbruch ſchon harrende Volk unter Weinen und Klagen. Männer und Weiber drängten ſich, ſelbſt durch die Reiſigen, dicht an ihn hinan, küßten ſeinen Mantel, berührten die Verzierung ſeines Maulthiers — „Gott ſegne Euch!“ „Gott geleite Euch!“ riefen tauſend Stimmen der Männer und Weiber. „Ihr „waret unſer Vater!“ riefen Kinder; „Ihr wa„ret unſer Schutz!“ riefen Greiſe. „Daß Ihr „bald, recht bald wiederkehrt!“ ſchallte in dem volltönigſten Chor von Männern und Weibern und Kindern und Greiſen.

Der Kardinal grüßte ſie mit der freundlichſten Herablaſſung, gab ihnen ſeinen Segen und bat ſie, für ihn zu beten.

„Gott verdamme die räuberiſchen Buben, „die ihn von uns ſchleppen!“ rief dort eine rauhe und kühne Stimme aus dem Haufen der Arbeiter, die in ihm ihren Verdienſt verlohren. „Gott verdamme ſie!“ „Gott verdamme ſie!“ riefen hundert Stimmen. Es wurde laut und lermend, man lief durch einander, drängte ſich näher heran, und die Ritter befahlen ſchon ihren Reiſi-

gen, ſich zur Vertheidigung fertig zu halten, vor allem aber den Kardinal in Sicherheit zu bringen. Wolſey ſah durch die gewaltthätige Liebe dieſer Leute nichts zu gewinnen, auch dann nicht, wenn ſie ihn wirklich frei machten; wohl aber konnte er vielleicht von der Erwähnung ſeines frommen und friedfertigen Betragens Vortheile und Rettung, wenn auch nur ſchwach, hoffen. — Schon hoben ſich geballte Fäuſte, ſchon ſchrie man zum Angriff — Der Kardinal winkte, und das Getümmel ſchwieg, man horchte — und der Kardinal hielt dieſe kurze Anrede:

„Meine Kinder! wozu dieß Geräuſch und „dieß unruhige Toben? Iſt das die Art, wie man „ſich dem allmächtigen Arme Gottes unterwerfen „muß? Seht ihr, daß ich klage und tobe? Ich „fürchte meine Feinde nicht, denn ich bin un„ſchuldig. Aber ich bin in der Hand Gottes, „und dieſer überlaſſe ich mich! Hat er nach ſeinem „weiſen Rathe beſchloſſen, mich durch Leiden und „Schande einer höhern Ehre würdig zu machen „— ich murre nicht! So ſtellt auch ihr dieß „wilde Klagen ein und ergebt euch in den Wil„len des Allbarmherzigen. Wenn ihr mich liebt, „ſo verhaltet euch ruhig und geht heim in eure

„Wohnungen und an eure Geſchäfte! — Ge„habt euch wohl — Gott ſegne euch! — Be„tet für mich!“

Nach dieſer Anrede wandte er ſein Maulthier und ſetzte ſeinen Weg weiter fort. Das Volk ſtand in gedrängten Haufen ſtill und ſchweigend. Nach und nach löſte ſich dieſe Stille in ein leiſes Gemurmel auf; — man hörte hie und da eine einzelne Stimme: „Gehabt Euch wohl! — Gott „ſegne Euch! Gott beglücke Euch!“ — Der Weg hatte ſich hinter einen Hügel gekrümmt und den Kardinal den Augen des Volks entzogen. Der Haufen zerſtreute ſich, und jeder ging in ſeine Hütte.

Indem ſich der Kardinal in kleinen Tagereiſen London näherte, war man dort nicht unthätig geweſen, ſeinen Empfang im Tower zu beſtellen und ſeinen Prozeß einzuleiten. Man hatte ſelbſt Cranmern durch Zergliederung eines förmlichen Plans zur Empörung, den man ihm unterlegte, ebenfalls zum lebhafteſten Unwillen gegen ihn gereizt und den König täglich in dem Entſchluſſe beſtärkt, ihm ſeinen Schutz, den er ihm

in der letzten Zeit aufs neue zugeſichert hatte, für immer zu entziehen.

So gewiß nun auch der Untergang des Kardinals zu ſein ſchien, ſo erforderte doch der weite Weg Rechtens, der zu dieſem Ziel führen ſollte, wenigſtens noch einige Zeit und war auch, zumahl bei der Veränderlichkeit Heinrichs, manchen Zufällen ausgeſetzt. Ein kürzerer wäre auch ein ſicherer, und der ſicherſte der beſte geweſen.

Am ſtärkſten fühlte dieß Gardiner, deſſen Wunſch nach dem Bisthum Wincheſter, was ihm Heinrich auf dieſen Fall ſchon vorläufig verſprochen hatte, immer ungeduldiger und ängſtlicher wurde. —

„Wie? wenn der Kardinal gar nicht zu London „anlangte; — man erſparte ſeinen Feinden fer„nere Sorge und Mühe, ihm ſelbſt eine Beſchä„mung — und abtreten vom Schauplatz ſollte „er doch nun einmal für immer, — das war be„ſtimmt!“ — Gardiner kannte einen ſchlauen und durchtriebenen Bruder bei den ſchwarzen Mönchen zu Lankaſter, der viel in dem Hauſe des Grafen von Shrewsbury aus- und einging, bei dem der Kardinal einige Raſttage hal-

ten, und von wo ihn dann der Lieutenant des Towers abholen würde — Entſchluß und Ausführung hatten keine Schwierigkeiten mehr. —

Wohlbehalten war der Kardinal mit ſeiner Begleitung bei dem Grafen von Shrewsbury angekommen, war auf das gaſtfreiſte von dieſem gutherzigen Lord aufgenommen, und hatte überdem noch die Freude gehabt, daß verſchiedene angeſehene Edelleute aus der Nachbarſchaft ihm ihre Aufwartung gemacht hatten. Man ſaß beim Mittagseſſen, und der Kardinal ſchien ziemlich heiter — Auf einmahl ergriff ihn ein heftiger Schmerz im Unterleibe, der ihn der Ohnmacht nahe brachte, und der, troz aller angewandten Heilmittel, ſich nicht wieder ganz verlohr, — wohl aber eine ſchnelle Entkräftung und Abzehrung zur Folge zu haben ſchien. Der Arzt ſchüttelte den Kopf und raunte dem Grafen ins Ohr, „er fürchte, der Kardinal habe Gift genommen;" — ein Bruder aus dem Kloſter der ſchwarzen Mönche, wo der Kardinal die vorige Nacht zugebracht, und der ihn hieher begleitet hatte, war ſehr um ihn beſchäftigt; und — bei dem Archidiakonus Gardiner wollte man am Tage darauf eine ungewöhnliche Heiterkeit bemerkt haben. —

Kaum war der erſte Schrecken über dieſen Zufall des Kardinals vorüber, als der Lieutenant des Towers, Sir Edward Kingſton, in der Burg des Grafen mit einer zahlreichen Wache anlangte. Der gutmüthige Graf beſorgte, der Schreck hierüber möchte die Schwäche des Kardinals noch vermehren, und ſo behutſam man auch bei der Anzeige dieſer Nachricht zu Werke ging, ſo bewies doch der Erfolg, daß ſich der Graf nicht geirrt hatte. Jammernd ſchlug der Kardinal die Hände über dem Haupte zuſammen, und rief, als ob er bisher noch immer gezweifelt, und von dieſem Augenblicke an erſt ſich von der Wirklichkeit ſeines Unglücks überzeugt hätte: „O „Gott! nunmehr ſehe ich, was man mit mir „im Sinne hat!“ — Sein Geſicht glühte, ſeine Züge verzerrten ſich, und Zuckungen ſchienen ſich durch alle ſeine Muskeln zu verbreiten.

Lange währte es indeſſen nicht, ſo hatte er die Maske der Heuchelei wieder genommen. Er verlangte, daß man Sir Kingſton hereinlaſſen möchte, und auf einige Aeuſſerungen von Beſorgniß erwiederte er mit einem frommen Unwillen,

„man möge ihn doch nicht für ſo gar ſchwach und „ſündlich halten.“

Sir Kingſton trat herein, und indem er ſich dem Seſſel des Kardinals nahte, ließ er ſich ehrerbietig auf einem Knie nieder: Der König, mein Herr, läßt Ew. Gnaden ſeinen Gruß vermelden und —

Der Kardinal hatte ſich gleich anfangs mit der größten Anſtrengung ſeiner Kräfte bemüht, das Knieen des Ritters zu verhindern; izt fiel er ihm mit einer anſcheinenden Aengſtlichkeit in die Rede: „Sir, ich bitte Euch — ich bitte „Euch, ſteht auf! — Knieet nicht vor mir, Sir „Kingſton — Ihr ſpottet durch dieſe Ehrenbezeugung eines Unglücklichen, den das Elend ganz „zu Boden geworfen hat. Ich halte mich izt „für nichts weiter als einen Unterthan meines „Königs — noch dazu einen verſtoſſenen Unterthan, — wiewohl, Gott weiß es! ohne meine „Schuld! — Alſo, lieber Kingſton, wenn Ihr „mir nicht wehe thun wollt, ſo ſteht auf.“ —

Kingſton ſtand auf, und der Kardinal nahm ſeinen Hut ab und hielt ihn in der Hand während der ganzen Unterredung.

„Verſtoſſen, ſagt Ihr, gnädiger Herr?“ fuhr Kingſton fort. „Ihr habt Unrecht, ſo zu urthei„len. Ich habe den Auftrag abſeiten des Königs, „Euch zu verſichern, daß Se. Majeſtät noch im„mer eine vollkommene Zuneigung für Euch hege, „daß er es nur nicht vermeiden könne, Euch vor „eine gerichtliche Unterſuchung zu ziehen, wegen „des ungeſtümen Andringens Eurer Feinde. Al„lein er wünſche und hoffe, daß Ihr Euch mit „leichter Mühe und zu Eurem Ruhme würdet „rechtfertigen können. Er wünſche Euch deshalb „bald in London zu ſehn. Jedoch wird es völlig „von Euch abhängen, die Zeit der Abreiſe nach „Eurem Gutbefinden zu beſtimmen.“

„Ich bin über die Gnade des Königs äuſſerſt „gerührt,“ erwiederte Wolſey mit einem halb unterdrückten Seufzer, der ſeine endlich erlangte traurige Ueberzeugung, daß auf ſolche Verſicherungen nichts zu rechnen ſei, wider Willen andeutete „und bereit, wie immer, ſeine Befehle zu „erfüllen. Allein ich leide an einer ſchmerzhaften „Schwäche, die mir, wie ich fürchte, nicht erlau„ben wird, ſo eilig zu ſein, als meine Bereitwil„ligkeit. Indeſſen hoffe ich doch morgen früh „abreiſen zu können.“

Wiewohl er die Nacht über ungemein gelit-ten hatte, ſo wollte er ſich dennoch am andern Morgen auf die Reiſe machen, und nur gänzli-ches Unvermögen vermochte ihn, was der Rath und die Bitten des Arztes, ſeiner Begleiter und ſeines gaſtfreien Wirths nicht hatten erhalten können, ſeine Abreiſe noch einige Tage zu ver-ſchieben.

Die Aerzte, die immer mehr überzeugt wur-den, daß er vergiftet ſei, behaupteten, der Kranke könne nicht über vier bis fünf Tage leben, und baten daher, in Vereinigung mit dem Grafen, Sir Kingſton, er möge ihm die Beſchwerden der Reiſe erſparen und ihm die letzten Tage ſeines unglück-lich endenden Lebens noch Ruhe gönnen. Allein Kingſton lehnte dieſen Antrag von ſich ab und äuſſerte, daß er zwar den Kardinal nicht dringen, ſich aber auch ſeiner Abreiſe nicht widerſetzen wer-de, — im Fall er ſelbſt darauf antrage — und ſo verließ Wolſey am folgenden Morgen, wie-wohl noch äuſſerſt ſchwach und leidend, Sheffield-Park, um in kleinen Tagereiſen ſich London zu nähern.

Wiewohl das Reiten im hohen Grade be-ſchwerlich für den ſchmerzhaften Zuſtand des Kar-

dinals war; wiewohl er ſich auf ſeinem Maulthier kaum aufrecht erhalten konnte; ſo ritte er dennoch täglich mehrere Stunden mit der äuſſerſten Ueberwindung und ſelbſt, ohne dem Gefühl der Schwäche und Schmerzen eine Aeuſſerung zu erlauben. Den ganzen Tag über redete er mit den Reiſigen, die ihn begleiteten, die gröſtentheils ehemahls in ſeinen Dienſten geſtanden hatten; er bemerkte jede Aeuſſerung des Mitleidens, lobte einen jeden, wuſte etwas Gutes von ihm zu ſagen und einen Dienſt anzuführen, weßhalb er ſich noch immer ihm verpflichtet achte, — hielt gemeiniglich den, welcher ihm zunächſt ging, bei der Hand und ermahnte ſie alle zur Treue gegen den König, deſſen Lob er ohn Unterlaß zugleich mit ſeiner Ergebenheit gegen ihn und Klagen über ſeine Feinde und ſein unſchuldiges Leiden auf das lebhafteſte äuſſerte.

So nimmt Hofnung in den letzten Zügen oft noch das Anſehn von Standhaftigkeit an und verwendet die letzten Momente ihres Lebens auf Verſtellung und Heuchelei, wenn dieſe einmahl zur andern Natur geworden ſind und einmahl glückliche Dienſte geleiſtet haben; und ſo iſt Großmuth und edle fromme gottgefällige Ergebung

ſo ſchwer von einer verzweiflungsvollen Verhärtung des Gefühls oder einer natürlichen unverdienſtlichen Energie der Seele zu unterſcheiden.

Drei Tage ſchleppte der unglückliche Kardinal den Reſt ſeines Lebens fort, aber auch mit jedem Tage zehrte die Reiſe ſo viel davon auf, daß er bei ſeiner Ankunft in der Leiceſter-Abtei fühlte, er werde für den folgenden Tag nicht mehr ausreichen. Der Abt und das ganze Kloſter gingen ihm in einem feierlichen Aufzuge entgegen, um ihn mit einer ſchönen pathetiſchen Rede zu empfangen. Allein der Kardinal unterbrach ihn und ſagte mit ſchwacher Stimme:

„Laßt das, Vater Abt! Dergleichen Ehrenbezeugungen ſind für Lebende und Glückliche, „und ich komme nur, um meine Gebeine bei „Euch zur Ruhe zu legen. Ihr werdet ihnen „doch, hoffe ich, aus Barmherzigkeit ein wenig „Erde ſchenken.“ —

Schweigend ritt er dann weiter, von zwei Nebenhergehenden unterſtützt, bis an die Vortreppe der Abtei, wo man ihn mit vieler Mühe von ſeinem Maulthier hob und ins Bette tragen mußte.

Am andern Morgen fand man ihn äuſſerſt ſchwach — aber ſein Geiſt blieb thätig und ſcheinbar ruhig. Sir Kingſton kam ihn zu beſuchen und fragte: „wie er geſchlafen habe? ob „er nicht Erleichterung erwarte? —"

„Ich erwarte nichts, als die Freude des Him„mels und den Augenblick, wo ich meine arme „Seele in die Hände meines Schöpfers überge„ben ſoll," antwortete er. Er verlangte hierauf den Abt, um ihm zu beichten, wobei er ſich ohngefähr eine Stunde verweilte. — Hat dieſe Ceremonie, über welche der Philoſoph unwillig wird, dennoch die Kraft, die Menſchenſeele von Sünden rein zu waſchen? — Der Kardinal ſchien erleichtert — aber erſchöpft. Er ſagte beſtimmt, daß er ſein Ende fühle, und verlangte den Ritter Kingſton noch einmahl zu ſprechen.

„Werdet nicht unwillig, lieber Kingſton," ſagte er ihm, als ſich dieſer theilnehmend und bekümmert nahte, „daß ich Euch noch einmahl „beſchwere. Ich wollte Euch nur für Eure „Freundſchaft und Fürſorge danken und Euch „zugleich bitten, Ihrer königl. Majeſtät mich in „Demuth und Unterthänigkeit zu empfehlen. — „Ich laſſe ihn dringend bitten, ſich noch einmahl

„alles deſſen zu erinnern, was vom Anfange, da „ich ihm bekannt wurde, zwiſchen ihm und mir „vorgegangen iſt — beſonders aber ſeiner Ange„legenheit mit der Königin — und dann nach ſei„nem eigenen Gewiſſen zu richten zwiſchen mir und „ihm. — Er iſt ein Herr von einem ſehr kö„niglichen Betragen — er beſitzt ein „wahrhaft fürſtliches Herz — ja er wird „eher die Hälfte ſeines Königreichs in Gefahr „ſetzen, als ſeinen Willen brechen. — Glaubt „mir, ich habe wohl eher drei Stunden vor ihm „geknieet, und habe ihn doch nicht bewegen kön„nen! — Hätte ich nur meinem Gott eben ſo „ſorgfältig als meinem König gedient — jener „würde gewiß izt meine grauen Haare nicht ver„laſſen haben! — Aber dieß iſt der gerechte Lohn „— ich habe auf Herrendienſt mehr geachtet, „als auf Gottesdienſt. — Verzärtelnde Sorg„falt und Liebe bindet ſich ſelbſt eine Ruthe. — „Nehmt dieß von mir, lieber Sir, als eine „freundſchaftliche gutgemeinte Lehre an. Wenn „Ihr ein Mitglied des geheimen Raths werdet, „wie dieß Euren Talenten nicht fehlen wird — „ſo bedenket ja wohl, was Ihr dem König in den „Kopf ſetzt — denn ſo leicht ihr's hineinbringt,

„ſo ſchwer oder nie werdet Ihr es wieder
„herausbringen.“

So redete er noch vieles, insbeſondere er-
ſchöpfte er ſeine letzten Lebenskräfte noch in einer
Eiferung gegen die Lutheraner und die ihnen gün-
ſtig wären, wobei man nicht undeutliche Hinwei-
ſung auf Cranmer wahrnehmen wollte — dann
reichte er dem Ritter ſeine Hand, und ſagte mit
ſichtbarer Aeuſſerung:

„Lebt wohl, Sir Kingſton, ich wünſche, daß
„alles glücklich von ſtatten gehen möge — mein
„Ende naht ſich eilends! — “

Die Sprache verließ ihn, das Licht ſeines Le-
bens brannte zuſehends matter, und in wenig Mi-
nuten war es erloſchen. —

Man legte den Leichnam in einen eichenen
Kaſten, mit unverhülltem Angeſicht, und ſtellte
ihn zur Schau aus in dem Kreuzgange der Abtei
— Tag und Nacht betete ein beorderter Mönch
an ſeiner Seite — Tag und Nacht klang das Lied
einer bezahlten Meſſe am Altare. —

Aber, ach! Gebet und Geſang vermochten
nicht die Maden und Würmer zu verſcheuchen, —
keine geiſtliche und weltliche Macht, ſie zu hindern,
daß ſie nicht wie ein Spielwerk die edle unbegreif-

ſiche Organiſation zernagten, die ehedem die Wirkſamkeit von Tauſenden durch einen Wink hemmte und belebte; daß ſie nicht in wenig Minuten die Gehirnsfaſern in Moder und Vernichtung auflöſten, die zwanzig Jahre hindurch Könige und Kaiſer mit unzerſtörbarer, verborgener Kraft gegängelt hatten. Der betende Mönch ließ voll Ekel und Abſcheu den Roſenkranz ſinken und verſchwand aus dem Kreuzgange — Der Meßgeſang ſchwieg am Altare, der Deckel des eichnen Kaſtens fiel zu, und am Morgen des St. Andreastages hob man einige Steine in der Kapelle auf und ſteckte den Kaſten drunter.

„Gott erbarme ſich ſeiner armen Seele!“ murmelte der älteſte von den Mönchen, die ihm dieſen letzten Liebesdienſt um Gottes willen erzeigt hatten, und jeder murmelte nach: Gott erbarme ſich ſeiner armen Seele! — um mit dieſem Stoßſeufzer dem großen Kardinal ſeinen armſeligen Bettlerpfennig zum Auslaß aus dem Fegefeuer mitzugeben.

„Was? — Wie? — er iſt todt?“ — rief Heinrich, da ihm Kingſton die Nachricht von

Wolſeys Verſcheiden überbrachte, — und verſank einige Momente in ein finſteres Nachdenken. Kingſton fuhr fort, eine ausführliche Relation von ſeinen letzten Lebenstagen, ſeinem Betragen, Aeuſſerungen — und den Umſtänden ſeines Todes abzuſtatten; allein der König ſchien nicht darauf zu achten. — Plötzlich aus ſeinem Nachſinnen zurückkommend, unterbrach er Kingſton in der Mitte ſeiner Erzählung, indem er ſich an den neben ihm ſitzenden Cranmer wandte:

„Glaubt mir's, Doktor, es war ein großer „Mann! — gelehrt, klug, muthvoll, prächtig; alle Könige und Fürſten hatten vor ihm „Reſpekt. Ihr hättet die Briefe ſehen ſollen, die „Franz an ihn ſchrieb! — Bei meiner Seele, „er hat Frankreich ſo gut regiert als England! — „Und der Kaiſer — wie demüthig er vor ihm „ſtand! — Glaubt mir, Doktor, er war ein großer „Mann! Ich wollte hunderttauſend Pfund „drum geben auf der Stelle, daß er noch lebte.“ —

„Warum habt Ihr ihn denn zu Grunde gehn „laſſen?“ ſagte Cranmer kalt und nachdenkend —

„Weiß ich's, was ihm in den letzten Jahren „in den Kopf fuhr?" rief Heinrich — „er war „wie umgekehrt! mir immer zuwider! der unver„nünftigſte, unbiegſamſte Eigenſinn! — Der „verfluchte Legat hatte ihm das Gehirn verrückt! „der Papſt steckte ihm im Kopfe — verfluchte „Narrheit! — aber bei meiner Seele, es war ein „großer Mann, ich werde ihn nie vergeſſen." —

Indem trat der Sekretär Gardiner mit einem großen Bündel Schriften ins Zimmer. —

„Ah! Gott grüße Euch, ehrwürdiger Biſchof „von Wincheſter!" rief ihm der König entgegen, „man hat Euch früher Platz gemacht, als wir es „beide vermuthet hatten." —

Gardiner hob nun eine feierliche Dankrede an, die nachher in ein ſchmerzliches Bedauren über den unerwarteten Tod des Kardinals überging.

„Wozu dieſe Heuchelei?" rief der König — „Wir wiſſen alle, daß Ihr kein Freund des Kar„dinals geweſen ſeid und längſt auf ſeinen Tod „gehofft habt — Legt dieſe verdammte Gleisne„rei ab! Ich habe mich ſchon oft mit Euch darü„ber gezankt, das wißt Ihr! Ich bin Euch gut, „das wißt Ihr auch, und das Bisthum, was ich „Euch itzt gebe, iſt ein Beweis davon; aber —

„doch was habt Ihr denn da? Ohne Zweifel gute „Nachrichten — Laßt doch ſehn.“

Gardiner entfaltete nun ſeine Papiere. Sie enthielten die Reſponſen der Univerſitäten Oxford und Cambridge, und Cromwell, der ſo eben beſchäftigt geweſen war, die aus Frankreich und Deutſchland angelangten Ausſprüche auf die wichtige Frage des Königs vorzuleſen und mit einander zu vergleichen, nahm auch dieſe in Empfang und öffnete ſie.

„Nun mich ſoll wundern,“ rief Heinrich, „ob ſie endlich vernünftig geworden ſind! Ihr „habt ihnen doch neulich das Verſtändniß gehörig „geöffnet, Cromwell? — Die Kerls glauben, ſie „müſſen ſich recht wichtig machen, wenn ſie ein„mahl über ihre Meynung befragt werden!“

Das war nun wohl nicht die einzige Abſicht der Oxforder und Cambridger Theologen, warum ſie anfangs Schwierigkeiten machten, nach dem Wunſche Heinrichs zu entſcheiden. Cranmer war ſeiner Liebe zum Lutherthum wegen bekannt, ein gleiches galt von Anne Boleyn; der Anhänger der Reformation in England wurden täglich mehr — ſie fürchteten einen gänzlichen Umſturz der Kirche, wenn Anne Königin würde — ſie waren

daher im Begriff, ſich gegen die Eheſcheidung zu erklären. Allein Cromwell, der dieß in Erfahrung brachte, machte ihnen begreiflich, wie wenig ſie das Uebel, was ſie fürchteten, durch dieß Mittel würden verhüten können — und nun, da der unwiderſtehliche Beweis des Goldes ſich an dieſe Demonſtration ſchloß, machten ſie ferner keine Schwierigkeiten und ſtimmten, wie alle auswärtige Univerſitäten (auf die gleiche Beweiſe ebenfalls ſtärker als bibliſche Beweisſtellen gewirkt hatten), die itzige Ehe des Königs ſei ungültig, und daher eine zweite Ehe rechtmäßig und ſelbſt Pflicht.

Da man keinen berühmten Mann der verſchiedenen Religionspartheien, ſelbſt die jüdiſchen Gelehrten nicht, übergangen war, da man auch hier die Urtheile mit den vollwichtigſten Gründen erleichtert und eingeleitet hatte; ſo trafen ſie faſt alle mit einander, den Wünſchen des Königs gemäß, überein. Eine Ausnahme machte indeſſen Luther, der ohne Rückſicht auf die Mißhelligkeiten, in welchen er ſchon mit Heinrich ſtand, ohne den Vortheil oder Nachtheil, der für ihn und ſeine Parthei oder vielmehr ſeine Freunde und Erkenntnißgenoſſen (denn der freidenkende Luther

dachte nie an eine Parthei oder Sekte) in Erwägung zu ziehen, ohne nur einen Augenblick auf die Geſchenke, die die Anfrage begleiteten, zu achten, — allein nach ſeiner Einſicht — zwar die Heirath des Königs für ungeſetzmäßig erklärte, aber eine zweite Verehlichung bedenklich und verwerflich fand.

So wenig dieſe und einige andere einzelne Stimmen bei der Entſcheidung in Betracht gezogen wurden, ſo vermehrte doch dieß den Haß gegen Luther um ein Beträchtliches, der ſchon in Heinrichs Herzen unter der Aſche glimmte, und der ſich hernach auf alles, was ſich nach Luthern nannte oder ſich als Freund von ihm erklärte, übertrug und hier alle die ſchrecklichen Beweiſe der Intoleranz erzeugte, die auf der andern Seite ſein perſönlicher Haß gegen Clemens alle Papiſten ſo drückend empfinden ließ.

Nachdem die günſtigen Reſponſen der Univerſitäten und einzelnen Gottesgelehrten unterſucht und mit einander verglichen waren, erhielt Cranmer den Auftrag, ſie drucken zu laſſen und zugleich mit ſeiner itzt vollendeten Beweisſchrift für die Gültigkeit ſolcher Ausſprüche ins gröſſere Publikum zu befördern. Zu gleicher

Zeit verſammelte der Wink des Königs ein Parlement und die geſammte Geiſtlichkeit des Königreichs, um durch ihre Beiſtimmung den Beweisgründen in den Augen des Papſtes noch etwas mehr Nachdruck zu geben und jedem Widerſpruch entgegen zu kommen; — eine Vorſicht, die Cromwell nöthig erachtete, wiewohl Cranmer meinte, ſeine Beweisgründe wären ſo ſonnenklar, daß der heilige Vater ja alle geſunde Vernunft verleugnen müſte, wenn er etwas dagegen einwenden wollte.

Das Parlement war verſammelt und harrete, — ſchon im Voraus mit der Abſicht ſeiner Zuſammenberufung bekannt, und ſchon im Voraus allgemein zur Beiſtimmung entſchieden, — auf den Vortrag des Kanzlers. Dieſer ermangelte dann auch nicht, in einer wohlgeſetzten Rede dem verſammelten Hauſe der Gemeinen, im Namen des Königs, vorzutragen, wie er wünſche, zur Erleichterung ſeines immer mehr bedrängten Gewiſſens und zur Sicherung der Ruhe des Königreichs ſeine bisherige Ehe zu trennen und eine andere zu ſchlieſſen. „Daß „er keine andere Nebenabſicht dabei haben kön„ne, wie ein verleumderiſches Gerücht ihn be-

„ſchuldigen wolle, müſſe Ihnen ſchon daraus „einleuchtend ſein," ſetzte er am Schluß hinzu, „daß er über ſein vierzigſtes Jahr, alſo doch „über die Zeit heftiger und unregelmäßiger Lei„denſchaften hinaus ſei — Da nun ein Haupt„grund, warum er ſich dieſer unangenehmen An„gelegenheit unterzogen habe, von der Sorge „für das Wohl des Volks hergenommen ſei, ſo „hoffe er, das Volk werde ihm auch nun zu „der Erreichung ſeiner frommen und patrioti„ſchen Abſichten die Hand bieten und die end„liche Beendigung der Sache durch ihre Be„ſtätigung der eingeholten Reſponſen erleich„tern." Hierauf las er zwölf derſelben von den berühmteſten Univerſitäten — worin die itzige Ehe verworfen und eine andere begünſtigt wurde — mit lauter und vernehmlicher Stimme vor — und fragte dann eben ſo laut und verſtändlich: ob die freie Verſammlung des Hauſes der Gemeinen dieſen Ausſprüchen beiſtimme und ſie als gültig beſtätige? — Alle ehrwürdigen Häupter dieſes freien Parlements neigten ſich; ein lautes allgemeines Ja! rauſchte durch ihre Reihen, und — die Sitzung war beendigt.

Im Oberhauſe bedurfte es kaum dieſer Ceremonie; aber die Geiſtlichkeit verleugnete auch hier ihre eigenthümliche Behutſamkeit nicht. Als der nunmehrige Biſchof von Wincheſter in ihrer Verſammlung einen ähnlichen Vortrag hielt, kam man zwar allgemein darin überein, „daß „man die Ehe des Königs den Geſetzen Gottes zuwider halte;“ auf weitere Erklärungen, den zweiten Punkt betreffend, ließ man ſich indeß für dießmahl nicht ein.

Die neu belebte Thätigkeit des Königs ging izt raſcher als jemahls, und die, welche ihn umgaben, dachten nun auch ernſtlicher als je darauf, endlich den kürzeſten Weg zum Ziele zu finden. Noch einmahl wollte man daher einen Verſuch machen, die Königin zu einer freiwilligen Unterwerfung unter jene Ausſprüche zu bewegen, um der Beſtätigung des Papſtes und alſo einer weitern freundlichen oder drohenden, gütlichen oder gewaltſamen Verwendung gänzlich entrathen zu können. Schon längſt hatte ſich Heinrich ganz von ihr entfernt und ſie lange Zeit gar nicht geſehen. Sie lebte, wiewohl immer noch im königlichen Pallaſt, in der trau-

rigſten Einöde, indem weder Achtung noch Schonung die mindeſte Rückſicht auf ſie nahmen.

Schaam und Unwille ſind, insbeſondere in ihren Aeuſſerungen, ſo nahe verwandte Gefühle, daß es vielleicht unmöglich iſt, anzugeben, welche von beiden den meiſten Antheil an dem unüberwindlichen innigen Widerſtreben hatte, das Heinrich es unmöglich machte, ſeinem anfänglichen Vorſatze und den Zuredungen Annens gemäß ihr perſönlich ſeine Wünſche vorzutragen und ſie um ihre Einwilligung zu erſuchen. Die Beſchlüſſe des Parlements und der Geiſtlichkeit wurden ihr daher durch eine Deputation beider zugeſtellt und eine dringende Ermahnung, ſich ihnen freiwillig zu unterwerfen, hinzugefügt.

Fortwährender Druck des Unglücks iſt für das Herz, was fortwährender Druck der Feſſeln für den Körper iſt. Anfangs verwundet er und ſchmerzt, dann empört er alle Thätigkeit bis zur unruhigſten Bemühung, ſie abzuwerfen; — endlich aber geht — nicht ſelten Schmerz und Beſtrebung in ſtandhafte Ausdauer über, die durch den vermehrten Druck nur verſtärkt zu werden ſcheint, weil ſie nicht ſowohl von innerer Kraft, als von

einer durch den Druck ſelbſt bewirkten Gewöhnung und mindern Empfindlichkeit herrührt.

Katharina verweigerte es ſtandhaft; dieſer folgte eine zweite Deputation mit dem Vorſchlage: ſie möge ſich eine Kommiſſion von vier Geiſtlichen und vier Lords ſelbſt wählen und ſich dann dem Ausſpruch dieſer unterwerfen.

Die Königin verwarf auch dieß — „Sie „ſähe keinen Grund davon ein — ſie habe ein„mahl ihre Sache dem Urtheile des Papſtes über„geben; ſie begreife nicht, wie man ſie der Ent„ſcheidung deſſelben entziehen könne.“

Dieſe Prüfung war vielleicht die ſchwerſte von allen für die Geduld des Königs. Er empfand einen unwiderſtehlichen Widerwillen, ſeine Sache noch einmahl in die Hände des Papſtes zu geben; — gleichwohl fehlte es ihm immer noch an Kraft und Entſchloſſenheit, ſie eigenmächtig zu endigen; — und überdem konnte er ein Gefühl der Achtung für Katharinen und eine verborgene Bewunderung ihres Muths nicht ganz niederdrücken.

Schon fing Heinrich wieder an, eine finſtere Verdrieslichkeit zu äuſſern; er fand an ſeinen Lieblingsvergnügungen keinen Geſchmack, und nie-

mand war im Stande, ihm gute Laune zu erwecken. Es war zu fürchten, daß er wieder in jene erſchlaffende Schwermuth, die ſich ſchon einmahl ſeiner bemächtigt hatte, zurückfallen möchte. Auch Anne, durch die unendlichen Schwierigkeiten ermüdet, war im Begriff, ſich einem ihr ſonſt ſo unnatürlichen Mißmuthe zu überlaſſen, und kein andrer wagte es, dem König neue Vorſchläge zu thun, weil ſie nur mit Unwillen empfangen und mit Schimpfworten und Vorwürfen belohnt wurden.

Cromwell war die einzige Feder in der großen Maſchine dieſer Angelegenheit, die nicht erſchlaffte. Mit erhöhter Thätigkeit ſuchte er das, was den übrigen an Kraft und Regſamkeit abging, zu erſetzen. Den Anfang machte er bei Cranmer. Mit einer unwiderſtehlichen Beredtſamkeit bewies er ihm hell und einleuchtend, daß es dringende Gewiſſensſache für ihn ſei, auch wider den Willen des Königs ferner für ihn zu wirken, und brachte ihn dahin, daß er ſelbſt noch einmahl einen Verſuch, den unbeweglichen Sinn der Königin zu wenden, unternahm.

Aber auch die lebhafteſte Schilderung von dem Zuſtande des Königs, den er allein von den Be-

ängſtigungen ſeines Gewiſſens herleitete, auch die eindringlichſte Ueberredung, daß es eben ſo pflichtmäßig als vernünftig ſei, aus Liebe zu ihm und um ſeine Ruhe zu befördern, einer Würde und einem Gute zu entſagen, deſſen Genuß ihr doch ſchon genommen ſei und das auch das göttliche Geſetz ihr ſelbſt abſpreche, blieben izt wie bisher bei der Königin vergebens. Sie hörte ihn gelaſſen an, erwiederte aber endlich kalt und ruhig:

„Das weiß Gott, wie oft ich täglich für die „Beruhigung des Gewiſſens Sr. Majeſtät bete. „— Aber ich bin ſein geſetzmäßiges Weib, und „ich werde nicht eher von ihm ablaſſen, als bis das „heilige Gericht zu Rom wider mich entſcheidet."

Auch gute Menſchen können Werkzeuge der Härte und des Drucks werden, — ihn ſelbſt zuweilen befördern und verſtärken. Cranmer, aufgebracht über dieſe ſeiner Meinung nach unvernünftige Antwort, ging voll Unwillen zum Könige, und nach einer zwei Stunden langen Unterredung mit ihm ließ Heinrich ſeiner Gemahlin durch Cromwell andeuten: „Sie dürfe von nun „an nicht ferner darauf rechnen, daß er ſie für „ſeine Gemahlin halten, ſie wiederſehen, oder „einen Brief von ihr annehmen werde; ſie möge

„ſich von London entfernen, und es ſtehe ihr frei „von den Luſtſchlöſſern des Königs (die benannt „wurden) eins zu ihrem künftigen Aufenthalte zu „wählen."

„Sagt meinem Herrn, dem König," erwiederte Katharine, indem ſie mit thränenvollen Augen von ihrem Nährahm aufblickte, „wohin man „mich auch bringen möge, bringt man mich doch „gewiß nicht dahin, wo ich aufhöre, ſein Weib „zu ſein!" —

„Nun ſo mag ſie meinetwegen bleiben, wo „ſie iſt," rief Heinrich, als man ihm dieſe Antwort überbrachte — und ließ ſie ohne weitere Beunruhigung zu Windſor. Bald nachher begab ſich aber Katharine aus eigenem Antriebe von da weg, ging zuerſt nach Moor, einige Zeit darauf nach Eaſtamſtead und zuletzt nach Amphill, wo ſie ihren bleibenden Aufenthalt wählte.

Auch der ſcheinbar anſpruchloſeſte Karakter hat ſeine reizbare Seite für die Eitelkeit und den Ehrgeiz, und es kömmt nur darauf an, ſie zu treffen, um ſie plötzlich zu ſeiner regſamſten Triebfeder zu machen. Heinrich hatte im Geſpräch gegen Cranmer die verdrußvolle Aeuſſerung hingeworfen:

Was

„Was helfen mir nun Eure Reſponſa, Eure „Gelehrſamkeit und Eure Vernunft — wenn Ihr „ſie vor den Papſt bringt, werdet Ihr doch keinen „Hund damit aus dem Ofen locken„ —

Cranmer war hierüber empfindlich und gereizt, er behauptete, er wolle die in ſeiner Schrift geäuſſerten Wahrheiten gegen alle Päpſte auf der Welt vertheidigen, und hörte nicht auf, in den König zu dringen, daß er eine Geſandtſchaft ernennen ſolle, welche die Beſchlüſſe des Parlements und der Geiſtlichkeit dem Papſte überbrächten, — wo er denn ſie begleiten wolle und ſich anheiſchig mache, öffentlich in Rom ſie zu vertheidigen.

Gleichſam aus Gefälligkeit gab endlich Heinrich ſeinen Vorſtellungen nach, und Annens Vater, der izt den Titel eines Grafen von Wiltſhire führte, übernahm die Geſandtſchaft ſelbſt. Nach dem Vorſchlage Cromwells und auf den Wink des Königs hielt das Parlement vor der Abreiſe noch eine Sitzung, um dem Geſandten, im Namen der Nation, ein Schreiben auszufertigen, worin ſie auf das nachdrücklichſte erklärte, „daß die ganze „Nation die Sache des Königs für ihre eigene hal„te, und im Begrif ſei, den oft ſchon gedrohten „Schritt zur Entziehung der päpſtlichen Gewalt

„zu thun, dafern ſich Se. Heiligkeit nicht endlich „zum Ziele legen würden.“

So wenig, wie die Nation eigentlich einen Laut zu dem beigetragen hatte, was hier als ihre allgemeine Stimme angegeben wurde; ſo war dennoch die Geſinnung des geſamten Adels und des gröſten Theils der Nation, wiewohl allein aus dem Gehirn Cromwells darin an den Tag gelegt.

Obgleich der Graf von Wiltſhire bei ſeiner erſten Zuſammenkunft mit dem heiligen Vater zu Bologna ihm den gewöhnlichen Fußkuß verſagte, und dadurch nachdrücklicher, als irgend ein Brief vermochte, ihm den Geiſt der Nation vor Augen ſtellte; obgleich Cranmer, von ſeiner ganzen koloſſaliſchen Gelehrſamkeit und noch größerm Muthe unterſtützt, eine Ausfodrung nach der andern zu Rom ſelbſt, wiewohl vergebens, an die geiſtlichen Schutzritter der Kirche und des heiligen Stuhls ergehen ließ; ſo diente doch auch dieſe Geſandtſchaft nur dazu, Heinrich mehr und mehr zu dem herkuliſchen Unternehmen, der Abſetzung der päpſtlichen Autorität in England, vorzubereiten. So ſehr außer ihm günſtige Umſtände, Zuredung ſeiner Freunde und ſelbſt das Betragen ſeiner Feinde ſich vereinigt zu haben ſchienen, ihn zu dieſem Ent-

ſchluſſe zu bringen, oder vielmehr ihn darin zu beſtärken und ihn der Ausführung zu nähern; ſo blieb doch noch immer in ihm ſelbſt ein Etwas, das gegen ſeinen Entſchluß und Willen anſtrebte, und es ſcheint ſchwer zu entſcheiden, ob er jemals dieß Etwas würde überwunden haben, wenn nicht auch hier der gewandte Geiſt des verſchlagenen Cromwells eine Auskunft gefunden hätte.

Schon längſt hatte dieſer thätige Mann ſich das Vertrauen des Königs ohne alle Einſchränkung zu verſchaffen gewuſt; er war als geheimer Sekretär ſein beſtändiger Geſchäftsträger und ſeine ſtete Geſellſchaft; ſein ſcharfer Blick durchſchaute Heinrichs Seele ſo deutlich, als es ſterblichen Augen möglich iſt, und ſo ſehr er überzeugt war, daß man die itzige Stimmung der Nation nicht unbenuzt vorüber laſſen müſſe; ſo war er auch gewiß, daß es nur bei Heinrich eines erſchütternden Stoſſes bedürfe, um ihn zu eben ſo raſchen und gewagten Schritten zu bringen, als er itzt träg und muthlos zu ſein ſchien.

Zu der Ausführung des Plans, den er ſich hierzu entworfen hatte, gab ihm eine Verſammlung der geſamten Geiſtlichkeit eine gewünſchte Veranlaſſung. In einer Unterredung nämlich, das

dieſe zwiſchen Heinrich und ihm über das Verhält-
niß dieſes Standes zum Staate und über ſeine mannigfaltigen Prärogativen veranlaßte, äuſſerte er unter andern nach einer geſchickten Wendung des Geſprächs:

„Wenn man es genau überdenke, ſo ſei doch „durch den Papſt und die Geiſtlichkeit die königliche „Oberherrſchaft ſehr eingeſchränkt, oder vielmehr die „Geiſtlichkeit habe ſich auf die betrüglichſte Weiſe „der königlichen Oberherrſchaft ganz entzogen.“

„Wie ſo?“ rief Heinrich, „ſie hat mir ja ſo „gut als die übrigen Unterthanen den Eid der „Treue und der Unterwürfigkeit geſchworen“ —

„Nur Schade,“ erwiederte Cromwell lächelnd, „daß dieſer Eid ſoviel, wie gar Nichts, wenigſtens „von iener für Nichts gerechnet wird“ —

„Wißt ihr auch, was ihr redet? — Die Präro-„gativen, die ſie etwa vor andern Ständen vor-„aus haben, können doch einen Schwur nicht ganz „vernichten.“

„Die Prärogativen nicht, gnädigſter König; „aber der Eid, den die Biſchöffe und Prälaten „bei dem Antritt ihrer Pfründen dem Papſt lei-„ſten müſſen, hebt den, welchen ſie Euch ſchwö-

„ren, gänzlich auf, ſetzt ihn wenigſtens ganz auſſer „Wirkſamkeit“ —

Heinrichs Aufmerkſamkeit wurde immer mehr geſpannt, und er betheuerte mit einem kräftigen Fluche, „daß er nicht begreifen könne, was der „Sekretär wolle, und daß er endlich einmahl ſich „deutlich erklären ſolle.“

„Herzlich gern,“ fuhr Cromwell fort, „wenn „Ihr nur die Gnade haben wollt, mir geduldig „zuzuhören. Alle Prälaten müſſen bei ihrer Ein„weihung dem Oberhaupte der Kirche zu Rom ei„nen Eid ſchwören, worin ſie ſich verpflichten, das „Anſehn und die Macht des päpſtlichen Stuhls, „die Vorſchriften der Kirche und die Souveraini„tät des heiligen Petrus gegen alle Menſchen und „ſelbſt gegen ihre weltlichen Obern mit Gut und „Leben zu vertheidigen und zu erhalten.“

„Wißt ihr das gewiß?“ rief der erſtaunte König, „womit wollt ihr dieſe Abſcheulichkeit bewei„ſen?“ —

Ruhig zog Cromwell ein Papier hervor, was die Eidesformel enthielt, die Wolſey ehemahls abgelegt, und die er als deſſen Sekretär und Vertrauter zu erhalten Gelegenheit gehabt hatte, und überreichte es dem Könige.

Nachdem ſie Heinrich überleſen, brach er in einen Strom von Schimpfworten und Flüchen gegen den Papſt und die Geiſtlichkeit aus und ſchwur, er würde ſich an dieſer Betrügerei auf das empfindlichſte rächen! —

„Ihr ſeht doch nun wohl, gnädigſter König,“ fuhr Cromwell endlich, nachdem er wieder zu Worte kommen konnte, mit ſeiner gewöhnlichen Gelaſſenheit fort, „daß die ganze Geiſtlichkeit ſo gut „als gar nicht unter Eurer königlichen Oberherr„ſchaft ſtehe, und daß der Papſt hier mitten in „Eurem Lande über einen großen, vielleicht den „reichſten und mächtigſten Theil Eurer Untertha„nen ſouverainer Herr iſt, und ſie gegen Euch auf„wiegeln kann, ſobald es ihm gut dünkt. Es wür„de ungereimt ſein, einem ſo erhabnen und licht„vollen Geiſte anſchaulich machen zu wollen, „daß dieß für Eure königliche Würde eben ſo ver„kleinerlich als gefährlich ſei, ja daß es mit den „allgemeinen Geſetzen des Reichs und mit der „Souverainität Eurer Krone in auffallendſtem „Widerſpruche ſtehe. Die Bemerkung kann ich „indeſſen nicht unterdrücken, daß es doch unbillig „ſcheint, wenn ein ſo offenbar untreuer und auf„rühriſcher Theil der Unterthanen die ſchönſten

„Beſitzungen des Königreichs inne hat, wenn er „ſie noch mit einer gänzlichen Befreiung von allen „Abgaben inne hat, wenn er alſo ohne Mühe unſäg„liche Schätze an ſich reißt, die eigentlich in die „Kaſſe des Königs gehörten, indem treue Unter„thanen für ſie die öffentlichen Laſten mit übertra„gen müſſen.“

„Gott ſoll meine Seele verdammen! das iſt „das verfluchteſte Unrecht!“ rief Heinrich, und nun fuhr er aufs Neue fort, dem Papſt wenigſtens eben ſoviel Böſes, Schändliches und Verderbliches nachzuſagen, als man dem berufenen Antichriſt nur immer hat aufbürden können, bis ihn Cromwell durch ein ſchmeichelhaftes Lob über ſeine Gerechtigkeitsliebe unterbrach und dann zu der Bemerkung überging, „wie ſehr dieſer edle Un„wille zu der frohen Hofnung berechtige, daß die „Vorſehung ihn dazu beſtimmt habe, dergleichen „ſchnöden Ungerechtigkeiten für die Zukunft auf im„mer zu ſteuern.„ Heinrich ſah Cromwell ſtarr und feſt an und verſank in ein tiefes Nachdenken. Eben das, was ihn ſo aufgebracht hatte — die gefährliche und betrügliche Abhängigkeit der geſamten Geiſtlichkeit von dem Papſte, ſchrekte ihn durch eine ſchnelle Ideenverbindung, — als

ein unüberſteigliches Hinderniß, von allen zu machenden Reformen zurück. Der Mismuth, womit er dieß äuſſerte, gab zu erkennen, daß er die ganze Idee als etwas Unangenehmes wieder in die Polterkammer der Vergeſſenheit zu werfen im Begriff ſei.

Schwache Gemüther gleichen einem ſcheuen Pferde, das nie wieder dahin zu bringen iſt, dem ſchreckenden Gegenſtand ſich zu nähern und ihn ſcharf ins Auge zu faſſen, wenn man ihm das erſtemahl erlaubte umzukehren und ihm aus dem Wege zu gehn. Ließ Cromwell izt die Sache fallen, ſo muſte er befürchten, daß er in Zukunft den König nie zu einem ernſtlichen Nachdenken hierüber werde bringen können, weil eine einmahl feſtgeſtellte Idee von Unmöglichkeit ihn gleich bei der erſten Erwähnung abweiſen würde.

„Nichts ſcheint mir leichter zu ſein, — nahm „er daher den Faden der Unterredung, ohne merken zu laſſen, daß er abgeriſſen ſei, wieder auf, „— als dieſes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, und ich möchte ſogar die Behauptung wagen,“ ſetzte er gleichgültig hinzu, „daß gerade „izt die beſte Gelegenheit von der Welt ſei, jene „betrügeriſche Hintergehung zu ahnden, die könig-

„lichen Kaſſen zu füllen, und für die Zukunft Eu-
„re uneingeſchränkte Souverainität einmahl für
„allemal zu ſichern.“

Gefüllte Kaſſen und uneingeſchränkte Oberherrſchaft waren zu angenehme Ausſichten, zumahl da ſie mit einer günſtigen Gelegenheit zuſammengeſtellt wurden, als daß Heinrich nicht aufs Neue hätte aufmerkſam werden und ſeinen Vertrauten dringend auffodern ſollen, dieſe Gelegenheit näher anzudeuten.

„Ew. königl. Majeſtät weiß, daß der Großpro-
„kurator meinen unglücklichen Herrn und Freund,
„den Kardinal von York — Gott möge ſeine ar-
„me Seele beruhigen! — nach dem Geſetze des
„Prämunialre aller ſeiner Güter für verluſtig er-
„klärte, weil er ſträflicher Weiſe die Würde und
„Gewalt eines päpſtlichen Legaten ohne Ew. Ma-
„jeſtät Erlaubniß angenommen und ausgeübt hat-
„te, weil er manche Aemter und Pfründen ſogar
„ohne Ew. Majeſtät Wiſſenſchaft vergeben — und
„was dergleichen mehr iſt“ —

„Ja, ſie klagten ihn deßhalb an,“ ſagte Hein-
„rich mit dem ungewiſſen Tone, den ein nicht
„völlig zu unterdrückendes Gefühl des Unrechtge-

ſchehnes hervorbringt — „Es war auch eine ver„fluchte Anmaſſung von ihm!“ —

„Nun iſt doch,“ fuhr Cromwell, ohne hierauf Rückſicht zu nehmen, in ſeiner Demonſtration weiter fort, „der, welcher einen andern in ſeiner „Würde anerkennt, und ſich ihm darin unter„wirft, oder Vortheile davon zieht, wohl eben „ſo ſtrafbar, als der, welcher ſie ſich anmaßt?“ —

„Iſt das eine Frage?“ — rief Heinrich dazwiſchen —

„Und ſo möchte denn wohl keiner der Präla„ten, die izt da verſammelt ſind, dieſer Schuld le„dig ſein,“ folgerte der geheime Sekretär weiter; „denn alle haben ſie damahls den Kardinal von „York als Legaten anerkannt, gröſtentheils auch „wohl Nutzen davon gezogen, oder in andern Fäl„len ſich ihm unterworfen; — alſo findet gegen „ſie alle nach dem Geſetze des Prämuniaire die „Klage auf Verfall ihrer Güter ſtatt!“

Die Gewalt dieſer Schlußfolge und die Ausſicht, die ſich dadurch dem Könige für ſeine Habſucht, Herrſchſucht und den Haß gegen den Papſt daraus eröfnete, ergrif ihn ſo gewaltſam, daß er aufſprang und mit einer Umarmung über Cromwell herfiel, die ihn beinah erſtickt hätte; daß er

ihn mit Bewunderungen und Lobeserhebungen, ſo wie mit Belohnungsverſprechungen ganz überhäufte und ihm ſogleich den Auftrag gab, ſich unmittelbar in die Verſammlung der Geiſtlichkeit zu begeben, um im Namen des Königs jenen Vortrag zu wiederholen. Als ein Kreditiv gab er ihm ſeinen gewöhnlichen Siegelring und zu Begleitern einige der angeſehenſten Mitglieder des geheimen Raths mit.

War die Verſammlung der Geiſtlichen über die Ankunft dieſer Geſandtſchaft befremdet, ſo erſtaunte ſie bei der Anhörung des Vortrags, den Cromwell, nachdem er unter den Biſchöffen Platz genommen und ſeine Botſchaft beglaubigt hatte, eröfnete, nach welchem es unbezweifelt auf nichts geringers, als auf die Beraubung aller ihrer Güter und Einkünfte, ſelbſt auf das Privatvermögen eines Jeden dem Anſchein nach rettungslos angeſehn war.

Ein allgemeines Verſtummen ſchloß ſich an den Vortrag des Redners; aller Blicke waren auf den Boden geheftet, nach und nach hoben ſie ſich hie und da, begegneten einander, und vermieden einander wieder; — ein Druck des Arms oder des Fußes ſuchte dem Nachbar das zu ſagen, was die

Zunge nicht wagte; — endlich nahm ſich die Unverſchämtheit ihrer Günſtlinge wieder aufs Neue an, und hie und da wagten es einige, geradezu die Beſchuldigung, nach welcher ſie dem Prämuniaire anheimfielen, abzuleugnen und für Verläumdung zu erklären, in der Hofnung, daß es dem Ankläger an Beweiſen fehlen dürfte. Allein Cromwell, ohne weiter hierauf ſich in Wortwechſel einzulaſſen, zog eine Menge Dokumente, die eben die Redner betrafen, hervor, las ſie mit lauter und feſter Stimme und legte ſie zu jedermanns Anſicht auf die Tafel —

Es erfolgte ein zweites Verſtummen, das endlich der alte eisgraue Primas Werham unterbrach, indem er, ohne ſich weiter auf eine Rechtfertigung einzulaſſen, an die Billigkeit und Gnade des Königs appellirte, und ſo die Bitte vorbereitete, daß man ihnen erlauben möchte, ſich eine kurze Zeit zu berathen. Er hoffe dann, ſie würden im Stande ſein, ſolche Vorſchläge zu thun, nach welchen die Milde des Königs ihnen die bedrohte Anklage erlaſſen und ſie wieder in ſeine königliche Huld und Gnade aufzunehmen geruhen werde.

Nach einigem Weigern gab Cromwell dieſem Vorſchlage Gehör, und man wurde über eine Stunde Bedenkzeit einig. Zugleich kündigte er aber der Verſammlung, jedoch als ſeine Privatmeinung, an, daß er es für das einzige Mittel, den Zorn des Königs abzuwenden, halte, wenn ſie ihn freiwillig für das Oberhaupt und den Beſchützer der engliſchen Kirche erklären und ſich zu einer verhältnißmäſſigen Abgabe verſtehen würden. Er verließ hierauf die Verſammlung, um den König auf die Annahme dieſer Bedingungen vorzubereiten.

Die Lage der Geiſtlichkeit war im hohen Grade mißlich. Sie kannten die Diſpoſition des Adels und ſelbſt des Volks; ſie kannten Heinrich und wagten es daher nicht, ſich ihm zu widerſezzen; ſie wuſten nur zu gut, daß ſie der Papſt izt nicht unterſtützen könne und ſich auf den Verluſt Englands ſchon längſt gefaßt gemacht hatte. Jeder erwog dieſe und ähnliche Betrachtungen für ſich ſo emſig, daß niemand redete, bis Werham endlich das Wort nahm. „Dieß Stillſchweigen „wird man für Einwilligung annehmen,“ ſagte er forſchend, und auf einmahl ertönte ein Chorus: „Nun, ſo ſchweigen wir alle!“

Man ging dann ſchnell zur nähern Beſtimmung des zu faſſenden Beſchluſſes über.

Die Bedenkzeit war abgelaufen, und Cromwell erſchien in einer noch ſtärkern Begleitung als das erſtemahl und forderte ihren Entſchluß. Er wurd ihm in dem Entwurfe zu einem Dokumente folgendes Inhalts vorgelegt:

„Zuerſt mache ſich die Geiſtlichkeit zu der „Zahlung einer Summe von einer Million, drei„mahlhunderttauſend Pfund Sterling anheiſchig, „die ſie dem König, in Betracht ſeiner groſſen Tu„genden und Vorzüge, und um ihre Erkenntlichkeit „für das groſſe Verdienſt an den Tag zu legen, „was er ſich um die allgemeine Kirche durch ſeine „eben ſo ſiegreiche Feder als Waffen erworben „habe, widme. Aus eben dieſer Rückſicht und we„gen des edlen Eifers, den er zur Ausrottung der „eben ſo leicht zu widerlegenden als ſchädlichen „Irrthümer der Lutheraner, die ſich überall als „Stöhrer der Ruhe in der engländiſchen Kirche „einſchleichen wollten, bewieſen habe,“

„erkläre ſie den König zweitens für den „Beſchützer und das Oberhaupt der „engliſchen Kirche, in ſo fern es das „Geſetz Chriſti erlaube —“

Halt, rief Cromwell, da der Vorleſer bis auf dieſe Stelle gekommen war, dieſen Zuſatz dürfte ſich wohl der König nicht gefallen laſſen. „Wenn „ihr ihn nicht ohne Einſchränkung als das Ober„haupt erkennen wollt, ſo kann ich euch zum „Voraus als ſeinen unwandelbaren Willen ange„ben, daß er dieſe Erklärung gar nicht annehmen „wird."

Man ſah ſich an, man flüſterte hie und da heimlich, hie und da murmelte man etwas lauter. —

„Ich rathe Euch noch einmahl, ohne weitere „Zögerung dieſen Zuſatz auszuſtreichen!" ſagte Cromwell mit ſeiner gewöhnlichen Kälte und Ruhe — Der Zuſatz wurde ausgelöſcht, und nun nahm er im Namen des Königs dieſe Erklärung an, bewilligte auch zugleich die angehängte flehentliche Bitte, „daß der König ihnen eine Be„gnadigung ihrer allerdings groben, ſtrafwürdigen „Fehltritte möchte angedeihen laſſen und ſie zu„gleich durch eine Parlementsakte gegen die ge„drohte Klage auf den Verluſt ihrer Güter „ſichern."

Das Parlement fertigte dieſe Akte auf das Verlangen des Königs aus und beſtätigte zu-

gleich dieſen Beſchluß der Geiſtlichkeit, und ſo war denn der erſte Schritt zur Unabhängigkeit vom Papſt gethan, ohne daß Heinrich ſelbſt ſich deutlich bewuſt war, wie er auf einmahl die Barriere umgeſtoſſen habe, die bisher ſeinen Willen noch immer eingeſchloſſen hatte. Wie ſehr er izt indeß damit zufrieden war, legten die ſchnellen und raſchen Erhebungen und Belohnungen Cromwells genugſam an den Tag, der von izt an in drei Jahren zum Kanzler der Schatzkammer, Vicekanzler des Reichs und erſtem Staatsſekretär erhoben wurde.

Hatte Heinrich bei ſeiner übrigen Ungebildetheit und in ienen unkultivirten Zeiten dennoch von Jugend auf ſchon vor ſo manchen unſerer kultivirten Fürſten in unſern aufgeklärtern Zeiten eine Schätzung der Gelehrſamkeit und der Gelehrten voraus gehabt; ſo hatte er durch die letzten Verhandlungen ſeiner Angelegenheit einen Reſpekt vor ihnen erhalten und das Gewicht derſelben ganz eigentlich fühlen gelernt. Er erkannte und geſtand es zuweilen ſogar ein, daß ihre Stimmen oft weiter reichen, als der lange Arm

eines Königs, und daß ihr Urtheil mehr Gewicht habe, als der ernſtlichſte Befehl oder die ſchwerſte Drohung der uneingeſchränkteſten Alleinherrſchaft.

Wie furchtbar die Spitze der Feder eines mu, thigen und einſichtsvollen Mannes ſei, war ihm durch die noch immer ſchmerzenden Wunden unvergeßlich, die er aus ſeiner Fehde mit Luther davon getragen; wie wenig die Spitze des Schwerts gegen die der Feder ausrichten könne, bewieſen damahls nur zu ſehr der Gang, den die Reformation nahm, und die vergeblich verſuchten Gewaltthätigkeiten mancher Fürſten zur Unterdrückung der Freiheit im Denken und Schreiben. — Wie ritterlich aber die Feder für etwas kämpfen, wie ſchnell ihre Eroberungen und wie unüberwindlich ihr Schutz ſein könne, das hatte er auch ſchon erfahren, erfuhr es itzt durch Cranmers Schrift, die in und auſſerhalb England aller Urtheil für ihn eingenommen und ſelbſt den Pabſt und ſeine ganze heilige Schaar — wenigſtens zum Schweigen gebracht hatte.

Einen ähnlichen Vertheidiger ſeiner Schritte gegen die Geiſtlichkeit (die er bereits gethan, oder noch zu thun verleitet werden konnte, und wobei ihm doch noch immer etwas unbeſtimmt zu Muthe

war) in der mächtigen, kühnen und beharrlichen Republik der Gelehrten und Schriftſteller zu finden, dem Muth und Freiheit und Wirkſamkeit zwar hin und wider beengt, aber durch keine Gewalt des Erdbodens unterdrückt werden könne — war izt ſeine Hauptſorge, und nach vielem Umherſchauen und Ueberlegen fiel ſeine Wahl auf einen gewiſſen Doktor Pole, der mit dem Könige verwandt war und wegen ſeiner vorzüglichen Kenntniſſe und weitläuftigen Verbindungen ſich ſchon ſehr bald ein groſſes Anſehn in der gelehrten Welt erworben hatte.

Wiewohl Pole immer als ein Verwandter von dem König anerkannt und behandelt ward, auch eine anſehnliche Penſion von ihm genoß; ſo hatte er ſich doch nie dem Hofe genähert, wenigſtens nie dauernd daſelbſt aufgehalten. Eine ſchwärmeriſche Frömmigkeit und eine unerſättliche Lernbegierde hatten ihn theils in die abgeſondertſte Einſamkeit, theils an die berühmteſten Sammelplätze der Wiſſenſchaften in Frankreich und Italien hingezogen, und izt lebte er ſchon mehrere Jahre bei den Karthäuſern zu Shone, um ſich ganz ungeſtöhrt dem Studiren und frommen Andachtsübungen überlaſſen zu können. Seit

mehrern Jahren wurde er darin zum erſtenmahle durch den Boten unterbrochen, der ihn zu dem Könige entbot.

War ihm ſchon der Befehl, nach Hofe zu kommen, unangenehm; ſo ſetzte ihn die Abſicht des Königs, die er theils ahndete, theils ihm von ſeinen Freunden beſtimmt mitgetheilt wurde, in die gröſte Verlegenheit. Es konnte keinen eifrigern Verehrer der päpſtlichen Autorität geben, als ihn; — die Schritte, die der König ſo eben dagegen gethan hatte, hatten ihn mit dem lebhafteſten Unwillen erfüllt, und in Betracht der Zukunft ſchon manche ſchlafloſe Nacht gemacht. — Und nun ſah er ſich der Zumuthung ausgeſetzt, daß er ein Syſtem vertheidigen und befördern ſolle, was er verabſcheute; daß er zu Veränderungen die Hand bieten ſolle, deren ſchwache Vorboten er um alles in der Welt gern wieder vernichtet hätte. —

In dieſer Verlegenheit blieb ihm freilich der Ausweg übrig, den Antrag abzulehnen; — allein hiegegen hatte die Furcht ſehr kräftige Einwendungen vorzubringen. Er verehrte den Papſt; allein er verehrte auch die Wiſſenſchaften und war an einen vertrauten Umgang mit denſelben

gewöhnt; er liebte die Kirche und Religion, und war für ihre Wohlfahrt beſorgt; allein er liebte auch Leben und Freiheit, und fühlte auch in dieſer Rückſicht Verpflichtungen, die er ſich nicht verhehlen konnte noch wollte. Er kannte Heinrich, und hatte Urſach zu befürchten, daß Kolliſionen entſtehen möchten, die ſeiner Kaſuiſtik, ſo geübt ſie auch war, ſchwer zu löſen ſein dürften.

Schon ehemals, bei dem Anfange der wichtigen Sache des Königs, die ihn nun fünf Jahre beſchäftigte, waren auch an ihn ähnliche Anträge geſchehen, denen er ſogar durch eine Entfernung aus dem Königreiche zu entgehn geſucht, und die ihm ſchon einmahl den Zorn und das Mistrauen des Königs zugezogen hatten. Eine ſchreckenvolle Erinnerung daran wachte mit ſeiner ietzigen Verlegenheit wieder auf, ſo manche Beſchreibungen hatten ihm eine furchtbare Idee von dem itzigen Humor des Königs beigebracht, und alle ſeine Freunde redeten ihm auf das nachdrücklichſte und eindringlichſte zu, um ſein ſelbſt und der guten Sache willen den Wünſchen des Königs ſich gefällig zu beweiſen.

Durch alle dieſe, ſelbſt für einen Entſchloſſenern beängſtigende Umſtände entſtand in ihm der

lebhafteſte Kampf, der anhaltend und hartnäckig fortgeſetzt wurde und ihn veranlaßte, ſeine Abreiſe nach London unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit zu verzögern.

Indeſſen langten ein wiederholter nachdrücklicher Befehl von dem Könige und noch dringendere Schreiben von ſeinen Freunden an und machten zwar anfangs den innern Kampf bei ihm noch lebhafter, erſchöpften ihn aber auch eben dadurch, ſo daß er ſich mit dem Siege der Leidenſchaften über die Redlichkeit endete. Er berichtete vorläufig Cromwell von ſeinem Entſchluß, den Wünſchen des Königs zu entſprechen, und dieſer unterließ nicht, Heinrich durch dieſe Nachricht zu ſeinem Empfang vorzubereiten.

Noch völlig entſchloſſen kam Pole in London an und begab ſich zum Könige. Heinrich empfing ihn eben ſo herzlich und vertraulich, als ſich dieſer ſchüchtern und beinah ängſtlich ihm nahte; — er ließ ihn neben ſich ſitzen, und eröffnete ihm dann ohne weitere Einleitung die Abſicht, warum er ihn zu ſich entboten habe, und ſchloß mit den Worten, indem er Pole bei der Hand faßte und ſie zutraulich ſchüttelte: „Ich rechne nun „darauf, mein lieber Vetter, daß Ihr das Zu-

„trauen, was ich auf Eure Kenntniſſe, Euren „guten Willen, ſo wie auf Euer ausgebreitetes „Anſehn und groſſen Ruhm ſetze, nicht hintergehn, „und die Gelegenheit nicht vorbei laſſen werdet, „mich und Euer Vaterland Euch auf das lebhaf„teſte zu verpflichten — auch könnt Ihr ſicher „auf meine thätige Erkenntlichkeit im Voraus „rechnen."

War es die letzte Aeuſſerung Heinrichs, die Pole's Delikateſſe beleidigte, ihm vielleicht ſelbſt izt erſt die Blöſſe ſeines Gewiſſens aufdeckte? — oder ereignete ſich hier eine von den mannigfaltigen Erſcheinungen in der menſchlichen Seele, die noch kein Pſychologe entwickeln und bis in ihre verborgenen Motiven auflöſen konnte — er folge dem Gängelbande irgend einer Sekte, oder forſchte mit ſtiller Selbſtbeſchauung im Helldunkel ſeiner eigenen unergründlichen Natur? —

Genug, Heinrich hatte geendet, und — Pole ſchwieg. — Heinrich ſah ihn forſchend an, indem er noch einmahl ſeine Hand ſchüttelte, wie wenn man iemand aus dem Schlafe erwecken will — und auf einmahl fühlte Pole eine neue Kraft in ihm lebendig werden, und eine unbekannte Wärme ihn ergreifen. Er redete mit Lebhaftigkeit

und Eifer — gerade das Gegentheil von dem, wozu er ſich durch ſo lange Ueberlegung vorbereitet und feſt entſchloſſen hatte. Mit jedem Momente ſtieg ſein Muth, und ohne es, ſelbſt in dem Augenblicke, da er redete, zu wollen, bewies er dem Könige, daß er durchaus unrechtmäßig und unverantwortlich gegen den Papſt und die Geiſtlichkeit verfahren ſei; betheuerte ihm, daß ſein Anſinnen ihn mit Unwillen und Schrecken erfülle, und daß er eher alles über ſich ergehen laſſen werde, als ein Unternehmen unterſtützen, das er für ungerecht und gottlos erkenne und von ganzem Herzen verabſcheue. —

Heinrich blieb anfangs ſtarr und ſtumm vor Erſtaunen. — Bald verdrängte dieß jedoch die ſchrecklichſte Wuth, die ſich in einem Tone von Schimpfreden und Flüchen über den armen Pole ergoß, der über ſich ſelbſt erſchrak, ſobald er ſeine Rede geendet hatte. Mehr als einmahl fuhr die Hand des Königs nach dem Gefäſſe ſeines Degens, und ohne Zweifel entwafnete ſie nur die jammervolle Geſtalt des Unglücklichen, der mit jedem Momente ſchon den tödlichen Streich fühlte, der ihn vernichten würde. Er ſank vor Heinrich auf die Kniee und flehte mit dem tiefſten Ausdruck der

Angſt und Reue ſo demüthig, ſo ſchmerzlich — ſo verzweifelnd um ſein Leben, daß ſich der König endlich beſänftigte und ihn mit dem Andeuten, ihm nie wieder vor die Augen zu kommen, unverletzt entließ.

Der Gefahr war Pole für dießmahl entgangen, aber dieſe Scene hatte einen ſo ſchrecklichen und tiefen Eindruck auf ſein Gehirn gemacht, daß die Angſt ihn in ſeine einſame Zelle begleitete und ihn durch tauſend Schreckbilder mitten zwiſchen ſeinen Büchern, auf ſeinem einſamen Lager und ſelbſt in ſeinen Andachtsübungen keine Ruhe ließ. Immer ſtand der ſchreckliche Heinrich mit den flammenden Blicken und dem halb gezuckten Schwerte vor ihm; — es war, als hätte ſein Gehirn gelitten; er ſah in einem jeden, der ſich ihm nahte, einen heimlichen Mörder.

Daher riethen ihm ſelbſt ſeine Freunde, England zu verlaſſen, und bewarben ſich durch die Gutherzigkeit Annens um die Erlaubniß dazu bei dem Könige. „Meinetwegen mag er hinreiſen, „wohin er will,“ ſagte Heinrich und lachte herzlich über den armen Tropf — wie er ihn nannte — bei der Beſchreibung des Zuſtandes, worin ihn das fortwährende Schrecken vor ſeinem Zor-

ne verſetzt hatte. Unter dem Vorwande, noch einmahl die berühmteſten Univerſitäten zur Vermehrung ſeiner Kenntniſſe zu beſuchen, verließ er England, und der König war ſogar gutherzig genug, ihm ſeine anſehnliche Penſion aufs Neue zu verſichern.

Noch war dieſer Vorfall bei Hofe und in London nicht ganz abgeſprochen, als der Graf von Wiltſhire von ſeiner fruchtloſen Botſchaft nach Rom anlangte. Sein Gefährte Cranmer, hatte, aller ſeiner Ausforderung ohnerachtet, nichts weiter erlangt, als die Ehre, daß ſich niemand gegen ihn in den Kampf gewagt, und die Würde eines Generalpönitentiarius von England. Sonach hatte ſeine Rückkehr keine Eile, und er konnte der Verſuchung widerſtehen, einen Abſtreiſer nach Deutſchland, dem damahligen Zufluchtsorte und Erquickungslande aller Freunde der Vernunft und Denkfreiheit, zu machen. Er betrachtete ſich jedoch auch hier als einen Geſchäftsträger des Königs, und wenn er bei der Nichte des berühmten Oſianders ſeine eigenen Angelegenheiten beſorgte, ſo war er doch nicht weniger geſchäftig, die Stim-

me dieſes berühmten Gelehrten, die bisher noch nicht ohne Wirkung gegen die Abſichten Heinrichs gehört war, für ihn zu gewinnen. Dieß gelang ihm ſo entſchieden, daß er in ſeinem Buche über die verbotenen Ehen ausführlich die Unrechtmäſſigkeit der, worin Heinrich ſich befand, erwies und ſelbſt eine Anleitung, wie dieſer Prozeß zum baldigen Ende gebracht werden könne, aufſetzte und durch Cranmer an den König überſenden ließ.

Annens Vater hatte indeß die endliche Reſolution des Papſtes überbracht, die, wie alle vorhergehenden, in leeren Worten beſtand. Zugleich aber war auf einem krummen Wege, durch den päpſtlichen Geſandten, an Cromwell unter der Hand ein Vorſchlag von Seiten des heiligen Vaters gelangt, der dem Weſentlichen nach folgendes enthielt:

„Da es doch, wie man Urſache habe zu glau„ben, dem König eigentlich nur darum zu thun „ſei, eine zweite Heirath treffen zu können, ſo „hofte Se. Heiligkeit es dießmahl bei dem, deſ„ſen Statthalter er ſei, verantworten zu kön„nen, wenn er ihm die Vergünſtigung ertheilte, „zu der Frau, die er ſchon habe, noch eine zweite „ſich antrauen zu laſſen. Dieß würde die Wün-

„ſche des Königs und des Volks befriedigen, der „Königin alle gerechte und billige Veranlaſſung „zu klagen aus den Händen nehmen und den „Kaiſer ebenfalls zufrieden ſtellen — ihn, den „Papſt, aber aus der unglücklichen Verlegen„heit, worin er nun ſchon ſo lange ſchmachte, reiſ„ſen, und alſo dieſe verworrene Angelegenheit zu „jedermanns Befriedigung auf das glücklichſte „löſen.“

„Iſt denn der Kerl gar toll geworden?“ rief Heinrich äuſſerſt aufgebracht, „und will er mich „gar zum Muſelmann machen? — Nein — „ſagt, Cromwell, ſteht das wirklich da? — die „eine ſollte ich behalten und die andre dazu neh„men! — ſteht das wirklich da?“ — Und bei dieſen Worten ſprang er auf Cromwell, der ihm vorgeleſen hatte, zu, und riß ihm das Papier aus der Hand.

„Wahrlich,“ ſagte er mit bedenklichem Tone, indem er es mehr als einmahl überleſen hatte, „wahrlich, Cromwell“ — er ſchüttelte den Kopf „— die Welt neigt ſich zu ihrem Untergange — „Zwei Weiber? — ein chriſtlicher König? — „und dieß räth ihm das Haupt der Chriſtenheit!

„— Ich weiß nicht, ob ich mich ärgern oder „darüber erſchrecken ſoll.“ —

„Keins von beiden, Sire,“ meinte Cromwell, „auch hat es mit dem Untergange der Welt, mei„nes Dafürhaltens, noch keine Gefahr — Ich „denke, die ganze Sache iſt nichts weiter, als die „letzte konvulſiviſche Anſtrengung päpſtlicher Po„litik, Ew. Majeſtät auf eine feine Weiſe ins „Garn zu locken, um nachher deſto beſſer mit „Euch umſpringen zu können. Allein man „ſieht, wie erſchöpft ſeine Rüſtkammer der Ränke „ſein muß, daß er zu einem ſo erbärmlichen, noch „dazu gegen einen ſo hellſehenden Monarchen „ſeine endliche Zuflucht genommen hat — nicht „einmahl bemerkt hat, wie ſicher dieſe Waffe ihn in „unſre Hände liefert, wenn wir es jemahls für gut „finden ſollten, Gebrauch davon zu machen.“ —

Aus dieſem Geſpräche entſtand eine Berathung über das, was man zu thun habe, und Cromwell war der Meinung, daß man ungeſtört fortfahren müſſe, wie man angefangen habe, den Papſt das Gewicht königlicher Gewalt fühlen zu laſſen, und das Projekt, was er dazu beibrachte, war folgendes:

Bisher hatte ſich die unerſättliche päpſtliche Habſucht (die gleich den Barbarn zu Algier alle Länder, die Friede und Ruhe haben wollten, in Kontribution ſetzte), unter andern Anmaſſungen dieſer Art, von allen erledigten Bisthümern die Einkünfte des erſten Jahres zugeeignet und allein hiedurch eine ſehr beträchtliche Revenüe gezogen. „Dieſe könne ja Se. Majeſtät eben ſo „gut brauchen,“ (meinte Cromwell, und Heinrich lächelte ihm wohlgefällig zu —) „als der da in „Rom; — er ſchläge daher vor, daß Se. Maje„ſtät ein Parlement zuſammen riefe, worin dieß oh„ne Ausnahme durchaus auf fünf Procent herab„geſetzt würde — damit es doch nicht ausſähe, „als wolle man ihm alles nehmen.“ — „Nun „ſtände aber zu beſorgen,“ fuhr er nach mehrern Zwiſchenreden fort, „daß der Papſt dieß übel em„pfinden, und ſo aufs Aeuſſerſte gebracht, wohl „gar hinter dem ſchweren Geſchütz ſeiner Bann„bulle einen Ueberfall wagen möchte; dagegen „dürfte man ja nur (ließ er den weiſen Heinrich „das Reſultat aus ſeinen Reflexionen ziehn) „durch dieß Parlement zugleich den Beſchluß faſ„ſen laſſen, daß gar keine Bulle vom Papſt in „England mehr angenommen werde, um dadurch

„ihre Angriffe einmahl für allemahl zu entkräf„ten.“

Das Parlement wurde zuſammen gerufen, und obgleich die Majorität bei weitem für den Wunſch des Königs war, ſo erhoben ſich doch im Unterhauſe wider alle Erwartung einige laute und nachdrückliche Stimmen dagegen. Ja es wagte es ſogar ein gewiſſer Sir Temſe, öffentlich den Vorſchlag zu thun, das ganze Unterhaus möge ſich dahin vereinigen, dem Könige in corpore eine Addreſſe zu überreichen, worin man ihn bitte, daß er die Königin wieder zu ſich nehmen und als ſeine rechtmäßige Gemahlin erkennen möge.

Kaum hatte Heinrich hievon gehört, ſo ließ er den Sprecher zu ſich kommen und ſchalt ihn und in ſeiner Perſon das ganze Unterhaus weidlich aus, daß es eine ſo übermüthige und unkluge Propoſition zugelaſſen habe! „Es iſt was Ein„fältiges!“ ſagte er, — „was hat ſich das Un„terhaus um ſolche Dinge zu bekümmern, die ihn „gar nichts angehn! Ich will nicht hoffen, daß „man über ſolche verrückte Vorſchläge nur einen „Augenblick deliberirt. Es iſt eine Sache, die „allein mein Gewiſſen und meine Ruhe betrifft; „in der ganzen Welt iſt es unerhört, daß ein

„Bruder die Wittwe ſeines Bruders heirathe —
„und ich ſollte der erſte ſein! — Alle Univerſitä„ten und die gelehrteſten Männer in allen Län„dern — die es doch wahrhaftig wohl beſſer
„verſtehen müſſen als ihr — haben eben ſo ge„ſprochen, und ihr wollt euch vor der ganzen
„Welt proſtituiren!“ —

Der Sprecher bat demüthig: Se. Majeſtät möchten doch nicht die Thorheit einiger Unverſtändigen dem ganzen Hauſe anrechnen. —

„Ihr ſolltet dergleichen auch gar nicht ein„mahl leiden.“ —

Der Sprecher ſchlich ſich fort und hinterbrachte dem Unterhauſe dieſe Aeuſſerung des Königs — Niemand gedachte jenes oder eines ähnlichen Vorſchlags — Beide Beſchlüſſe wurden abgefaßt und ſogar von ihnen ſelbſt in Vorſchlag gebracht, durch einen dritten den Eid, den die Biſchöffe und Prälaten dem Papſte ſchwören müſſen, ebenfalls aufzuheben. Ohne Zweifel würde dieß auch durchgegangen ſein, wenn nicht eine plötzlich zu Weſtminſter ausgebrochene Epidemie ihren Sitzungen ein Ende gemacht hätte.

Wiewohl Heinrich von der einen Seite ſich ganz leicht zu dieſem Schritte gegen den Papſt hatte verleiten laſſen, und auch immer mehr ſeine alten Bedenklichkeiten dagegen ſchwächte und faſt ganz niederdrückte, ſo entſtand auf der andern Seite nur deſto lebhaftere Unruhe in ihm, daß man ihn für einen Beförderer der neuaufgekommenen Sekten, insbeſondere der Lutheraner halten möchte; — eine Vorſtellung, die ihn aus bekannten Urſachen mit den widerſtrebendſten Empfindungen erfüllte. Je mehr er alſo geneigt wurde, ſich von den Feſſeln der päpſtlichen und kirchlichen Gewalt loszumachen, und je wichtiger und auffallender die Schritte waren, die er zu eben dieſem Ziele that; deſto mehr ſuchte er den erhaltenen Titel eines Beſchützers der engliſchen Kirche und Rechtgläubigkeit zu verdienen, deſto ſtrenger wurden daher die Religionsedikte gegen Neulinge und irrgläubige Sektirer, und man ſah ſchon izt den Anfang zu der furchtbaren Strenge und Grauſamkeit, womit er in der Folge bei zunehmender Härte ſeiner Gemüthsart, durch bigotte und heuchleriſche Miniſter misleitet, ſich in das heilige Territorium der Denkfreiheit mit der Keule des Despotismus eindrang und alles vor

ſich

ſich niederſchlug, was nicht in den Höhlen und Klüften der Verheimlichung oder Verſtellung ſich verbarg.

Abſichten dieſer Art bedürfen nur Gewalt, keines Raths — Heinrich hatte alſo auch keinen Rathgeber in dieſer Rückſicht; — zur Ausübung der Gewalt aber an dem Kanzler, Sir Thomas More, einen ſehr bereitwilligen und unermüdeten Gehülfen.

Dieſer Mann, der das ſeltne Geſchick gehabt hat, von der Nachwelt meiſtens nur von der guten Seite bekannt zu ſein, war das erſte Werkzeug der Unduldſamkeit Heinrichs, die nur zu ſehr mit ſeinen eigenen Grundſätzen übereinſtimmte. Von Natur in hohem Grade kalt und ohne irgend eine Art von Leidenſchaftlichkeit, hatte ſeine Gewöhnung an Recht, die ihm ſeine Erziehung und ſein nachheriges Studium gegeben hatte, eine eiſerne Härte angenommen und ihre Gewalt über oder unter der Menſchlichkeit hinaus ſich befeſtigt. Das fiat iuſtitia et pereat mundus kann nie ſtrenger ausgeübt ſein, als von ihm, und da nach den Reichsgeſetzen und dem Befehl des Königs, ſo wie nach ſeinen eigenen Einſichten, die neuen Religionsmeinungen nicht geduldet, mit Zwang

und Strafe aufgehalten und ausgerottet werden ſollten, ſo war niemand thätiger, dahin zu wirken, als More, der den höchſten Schutz der Reichsgeſetze und allgemeinſten Exekutor der königlichen Befehle in ſeiner Würde vereinigte.

Wiewohl die Verwaltung ſeines hohen Amts nur einige Jahre dauerte, ſo lieferte ſie doch mehrere Belege für dieſe Bemerkung, wovon nur einige hier eingerückt werden dürfen. Ein treuer Verehrer des Papſtes, bediente er ſich des von den Jeſuiten erfundenen unſeligen und unzweckmäßigen Mittels der ſtrengen Bücherverbote. Keine proteſtantiſche Schrift ſollte über die Küſte Englands eindringen, und eben deßfalls wurden ſie täglich eifriger begehrt, und das Verbot und die ſtrenge Wachſamkeit ſpornte nur die Neugier noch mehr zu einer Menge betrüglicher Erfindungen, ſich das durch Liſt zu verſchaffen, was man ihr mit Gewalt verſagen wollte. Dennoch trieb More ſeine Strenge immer weiter; er richtete ſie ſogar gegen die Bibel ſelbſt, und da man hin und wieder unter den Laien anfing, ſich mit ihr bekannt zu machen, ſo reizte er auch dieſe Begierde durch ein ſtrenges Verbot, und ließ ſogar eine alte engliſche Ueberſetzung derſelben zu London

öffentlich verbrennen, ohne zu bedenken, daß bei Büchern, wie unter Menſchen, jedes Anſehn von Verfolgung das Intereſſe des Märtyrerthums gewährt.

Verfolgung der Produkte des menſchlichen Denkens iſt faſt untrennbar von der Verfolgung der denkenden Menſchen ſelbſt. Wer die erſten tyranniſirt, muß auch die letzten verfolgen, und wer Bücher verbrennt, wird auch ſchwerlich Macht und Gelegenheit unbenutzt laſſen, die Verfaſſer oder Verehrer derſelben den Flammen zu opfern. Einſt hatten die geiſtlichen Spürhunde einen Edelmann ausgekundſchaftet, der die Bibel und Luthers Schriften leſen, auch ein Freund und Verehrer des letztern ſein ſollte. Man brachte ihn in das Haus des Kanzlers, und dieſer ſtellte eine ſtrenge Inquiſition mit ihm an. Daß er ſich zu der Parthei der Proteſtanten bekenne, daraus machte der Inquiſit gar kein Geheimniß; allein hiemit war die Gerechtigkeit auf keine Weiſe befriedigt. Man wollte das Weſpenneſt auf einmahl ausrotten, und ſo ging denn die Hauptunterſuchung dahin, wer noch auſſer ihm an dieſer Ketzerei Antheil habe.

Der wackere Edelmann weigerte ſich, hierauf zu antworten, weil Menſchlichkeit und Chriſtenthum ihm verbiete, andere in daſſelbe Unglück zu ſtürzen, worein er nun leider gerathen ſei. — Der große More, mit dieſer Antwort ſehr übel zufrieden, weil ſie dem Geſetz und dem Willen des Königs widerſpreche und er ſelbſt ſich überzeugt halte, daß die Ketzerei der Proteſtanten die ärgſte unter allen ſei, ließ den Unglücklichen, um ihn zum Bekenntniß zu bringen, der Verordnung gemäß auf das erbärmlichſte geiſſeln.

Zu ſeiner Verwunderung ging die Hartnäkkigkeit des verruchten Ketzers aber ſo weit, daß er auch dann noch nichts ausſagen wollte, und — nun ſchickte er ihn nach dem Tower, folgte ihm dahin nach und war ſelbſt dem Henker mit eigenen Händen behülflich, ihn auf die Folter zu ſpannen! — ohne Zweifel, damit alles rechtmäßig dabei zugehen möge! —

Von der Folter ſchleppte man den Unglücklichen auf den Scheiterhaufen, und einige andere wackere und geachtete Männer hatten mit dieſem ein gleiches Schickſal. Die lodernde Flamme zeigt noch der ſpäten Nachwelt das unſterbliche Ver-

dienſt des großen More, der erſte Verfolger der wieder auflebenden Vernunft in England geweſen zu ſein; aber zeigte ihm ſchon damahls unverkenn-bar deutlich, daß es nicht genug ſei, das Gehirn in ein Aſchenhäuflein zu verwandeln, um das, was aus demſelben hervorging und ſich auf ſo viel tauſend unſichtbare Wege unaufhaltſam mit-theilt, zugleich mit zu vernichten.

Es iſt ſonderbar, daß man dann gemeiniglich zu Widerlegungen erſt ſchreitet, wenn die Gewalt ihre Ohnmacht ſich nicht mehr verleugnen kann. More's gottſeliger Eifer nahm eben dieſen Gang. Er wandte eine Menge ſchlafloſer Nächte dazu an, Schriften zur Ertödung und Erſtickung der Neo-logen und Freidenker auszufertigen, die ſo voll Kraſt und Nachdruck waren, daß die engliſche Geiſtlichkeit (wiewohl der König ihnen ſo eben eine beträchtliche Lücke in ihren Schätzen gemacht hatte) dennoch eine anſehnliche Summe unter ſich zuſammen brachte, und ſie ihm durch einige Deputirte, als einen Beweis ihrer Erkenntlich-keit, überreichen lieſſen.

Unter allen Dingen, die für More keinen Reiz hatten, ſtand das Geld vielleicht ganz unten an; überdem hielt er es für Unrecht, in einem

ſolchen Falle ein Geſchenk zu nehmen, und ſo gab er dann den Prälaten eine Antwort, die nach ihren Vorſtellungen entweder nur ein Unſinniger oder übermenſchlich Erhabener geben konnte.

„Es gereicht mir zur großen Satisfaktion,“ ſagte More, „daß ſo gelehrte und fromme Män„ner meine Schriften wohl aufgenommen haben; „aber eben deswegen werde ich nie eine andere Be„lohnung dafür annehmen, als die, welche mir „von Gott unmittelbar dafür zu Theil werden „ſollte.“

Die hochwürdigen Herren ermangelten nicht, ihre ſtaunende Bewunderung über dieſe erhabnen Geſinnungen auf das lebhafteſte zu äuſſern, und baten nun wenigſtens um die Erlaubniß, „dieſe „Kleinigkeit ſeiner Familie anbieten zu dürfen.“ —

„Nein, gewiß nicht, Mylords,“ erwiederte der Kanzler, deſſen edle Eitelkeit durch eine ſtarke und reichliche Nahrung an Regſamkeit und Streben verhältnißmäßig zugenommen hatte — „Nein, „gewiß nicht, Mylords, eher mögt ihr es vor mei„nen Augen in die Themſe werfen, eh ich oder „eins von den Meinigen einen Pfennig davon an„nehmen! — Ich ſchätze gewiß die Ehre und das „Wohlwollen, was ihr mir durch dieß Anerbie-

„ten bezeugt; aber ich möchte nicht um eine noch „viel größere Summe die Ruhe der auf meine „Schriften verwandten Nächte aufgeopfert haben, „wenn ihr mir das Vergnügen rauben wolltet, „es ohne einen perſönlichen Vortheil gethan zu „haben. Indeß wollte ich auch allenfalls dieſe Zu„friedenheit aufopfern, wenn alle Ketzerei dadurch „unterdrückt würde, und — dann möchten alle „meine Schriften immerhin verbrannt und ihre „Exiſtenz vergeſſen werden!“ —

So ſehr ein ſolcher ſtarrer und ſteifer Sinn für Recht von dieſer Seite den Abſichten Heinrichs entſprach, ſo ſehr ſtand er ihm gleichwohl auf einer andern wieder im Wege. Nie hatte More das Projekt der Eheſcheidung gebilligt, weil der Papſt ſie nicht billigte und die bisherige Ehe für rechtmäßig erklärte; — noch unzufriedner aber war er über Heinrichs Widerſpänſtigkeit, weil der Papſt untrüglich und ſein Wille alſo unzweifelhaftes Geſetz ſei; am höchſten ſtieg ſeine Misbilligung der Folgen, die ſich daraus für das Verhältniß der Krone gegen den päpſtlichen Stuhl täglich mehr entwickelten, weil er eine gänzliche Trennung fürchtete und nicht begreifen konnte, wie man Katholik, ohne Sklav des Papſtes und Feind der Ket-

zer und ihrer Irrthümer, ohne ein unwandelbarer Verehrer des Schöpfers und Regenten der reinen und allein ſeligmachenden kirchlichen Orthodoxie, ſein könne.

Nun hatte er damahls wohl den Arm, aber nicht das Ohr des Königs, und Heinrich ſah in ihm nur eine brauchbare Handhabe, ohne ihn weiter zu ſchätzen, als in ſo fern man ein nützliches Werkzeug ſchätzen kann. — Einfluß in Rückſicht ſeines Verhaltens gegen den päpſtlichen Stuhl auf ihn zu erhalten, konnte More daher nie erwarten, ſelbſt aber noch dem Staate zu dienen und nützlich zu werden, der ſich von dem Joche römiſcher Gewalt loszumachen im Begrif war, ſchien ihm, ſich dieſes Frevels ſelbſt theilhaftig machen. Er ließ daher nicht ab, den König durch den Herzog von Norfolk (den Aehnlichkeit des Temperaments und der Denkungsart, insbeſondere in Religionsſachen, zu ſeinem Freunde gemacht hatte) um ſeine Entlaſſung anzuſuchen.

Heinrich ſah dieß ungern, allein da More ſeine Bitte wiederholte, ſo bewilligte er ſie endlich. Beim Abſchiede hatte er noch eine lange Unterredung mit ihm, worin er ihn mit Lobeserhebungen über die Verwaltung ſeines Amts überhäufte und

ihn mit den ſchmeichelhafteſten Verſprechungen entließ.

More hatte den König verlaſſen und ging, ohne dieſer ganzen Angelegenheit gegen ſeine Familie gedacht zu haben, zu der gewöhnlichen Stunde mit ſeiner Familie in die Meſſe. Dieß war bei ihm ein unausſetzlicher täglicher Gebrauch, und wenn die Meſſe beendet, pflegte ein Edelmann aus ſeinem Gefolge an den Sitz der Lady zu gehn, um ihr anzuzeigen, daß Mylord die Kirche verlaſſen, und ſie nun auch, dem damahligen Ceremoniel gemäß, ſich hinweg begeben könne —

Heute erſchien More ſelbſt an der Thüre des Kirchſtuhls ſeiner Gemahlin, und ſagte nach der gewöhnlichen Formel: Madam, Mylord iſt weg. Mylady kannte die Laune ihres Gemahls und nahm dieß für einen ſeiner gewöhnlichen Späſſe, ohne weiter darauf zu achten. Deſto größer war ihr Erſtaunen, als ſie zu Hauſe dieſe Verändrung erfuhr, die ſie von einer der erhabenſten Damen des Reichs zu der Frau eines gewöhnlichen und nichts weniger als bemittelten Edelmanns herabſetzte.

Das Temperament der Lady More ſtand gegen das ihres Gemahls in eben dem Verhältniſſe,

worinn das Feuer ſich gegen das Waſſer befindet. Ihr Unwille loderte bei jeder Gelegenheit hell auf, wurde aber von dem Strome ſeiner unveränderlichen Kälte meiſtens gar bald wieder gelöſcht.

„Was iſt Euch eingefallen, Sir More?“ ſchrie ſie, als ihr Mann ihr ſeine Entlaſſung ankündigte und die Umſtände ſie nicht mehr in Zweifel ließen — „Seid ihr denn ganz von Sinnen „gekommen? — Was wollen wir nun anfangen „— Wollt Ihr betteln, oder in den Kohlengruben „arbeiten? Ihr ſeid der erſte Lord im Königrei„che! — alles neigt ſich vor Euch! alles horcht „auf Eure Befehle! — und nun macht Ihr Euch „ſelbſt zu einem armſeligen bettelhaften Edelmann „— und ich! und Eure Kinder! — O es iſt ent„ſetzlich — ich muß mich von Euch ſcheiden laſ„ſen, ich kann es nicht ausſtehn, wie man mich „nun über die Achſel anſehn wird!“

More ſchien während dieſer Apoſtrophe allein mit einer ſorgfältigen Unterſuchung des Anzugs der Lady beſchäftigt, indem er um ſie her ging und jedes einzelne Stück deſſelben aufmerkſam betrachtete. „Hier das ſitzt ja wunderlich, mein Kind,„ ſagte er mit einer bedenklichen Miene, „das kann unmöglich „recht ſein, hier hinten an deiner Haube“ —

„Wie? — was? — nicht recht? Die unacht-„ſamen Mädchens! da haben ſie wieder die Augen „nicht aufgethan!“ — und nun fuhr ſie fort, ihre Töchter, die gewöhnlich ihren Anzug beſorgten, der Reihe nach wacker auszuſchelten.

Es währte lange, ehe ſie ihre Vertheidigung beibringen und beweiſen konnten (wie es ſich denn auch wirklich in der That befand), daß an dem Anzuge der Lady nicht das geringſte fehle —

Wahrhaftig, Mutter, ihr ſeid ganz ohne Tadel! riefen ſie endlich alle drei und ſuchten ſie durch dieſen Chorus wenigſtens zu überſchreien, da ſie die Hofnung aufgeben muſten, ſie zu überzeugen.

„Wahrhaftig, Mutter, ihr ſeid ganz ohne Ta„del! riefen ſie alle drei“ —

„Wie könnt ihr ſo reden,“ ſagte More lächelnd, „ſeht ihr denn nicht, daß eurer Mutter Naſe „ein wenig ſchief ſteht?“ —

Mylady lief ganz erboſt zur Thür hinaus und verſchloß ſich in ihrem Boudoir; Mylord aber ſetzte ſich ruhig an ſeinen Arbeitstiſch und entwarf ein Manifeſt, worin er dem Publikum die genaueſte Rechenſchaft von der Verwaltung ſeines Amts ablegte, und insbeſondere durch eine Darſtellung der

Dürftigkeit ſeiner Vermögensumſtände einer Unterſuchung zuvorzukommen ſich bemühte, die der Graf von Wiltſhire, der aus begreiflichen Gründen More's Freund nicht war, gegen ihn anzuregen im Begrif war.

Beinahe zu gleicher Zeit hatte der alte Erzbiſchoff von Canterbury, Werham, das Zeitliche geſegnet, und der König erinnerte ſich bei dieſer Gelegenheit ſeines treuen Dieners, des Doktor Cranmer, nicht etwa wegen der Dienſte, die er ihm ſchon geleiſtet hatte, ſondern wegen der, die er ihm in dieſer wichtigen Stelle, bei ſeinen bekannten Geſinnungen gegen den Papſt, bei ſeinem erprüften Eifer, unermüdet ſeinen Geſinnungen gemäß zu handeln, noch würde leiſten können. Cromwell hatte ſchon oft geſprächsweiſe hingeworfen: wenn dieſe Stelle von einem Manne bekleidet würde, der vernünftig und mit dem König eines Sinnes ſei, dann könnte man ſchnellere und wichtigere Schritte wagen.

Heinrich theilte ihm nun mit groſſer Selbſtgefälligkeit eben dieſe Idee und ſeine Abſicht auf

Cranmer als ſeine eigne Erfindung mit, und befahl ihm, an den Doktor nach Deutſchland — wo er noch immer, durch die angenehmen Bande der neugeſchloſſenen Ehe gefeßelt, verweilte — den Befehl auszufertigen, daß er ſeine Rückkunft beſchleunigenſolle — ohne ihm jedoch ſeine Beſtimmung bekannt zu machen.

Allein Cranmer hatte von dem Tode Werhams anderweitig Nachricht erhalten, auch war ihm unter der Hand ſchon gemeldet, — worauf er für ſich ſchwerlich gefallen wäre, — daß er ohne Zweifel der Glückliche ſei, den der König für dieſe erhabene Würde beſtimmt habe. Nun lebte er gerade damals eine der glücklichſten Epochen ſeines Lebens. In Unabhängigkeit genoß er den Umgang Oekolampadius und anderer Freunde, deren Ideen von den ſeinigen nur in ſo fern verſchieden waren, als die gegenſeitige Auswechſelung derſelben dadurch ein erhöhteres Intereſſe erhielt; ungeſtört genoß er das Glück der Häuslichkeit und der Ehe, und erfreute ſich einer Achtung, die ihm überall eine ſolidere Auszeichnung gewährte, als der gnädige Blick oder Wink des gröſten Monarchen der Erde zu geben vermag. —

Jetzt muſte er ſeine Freunde, ſeine Freiheit — vermuthlich auch ſein Weib aufopfern; das Pallium hatte für ihn keinen Reiz; den Eid, den er dem Papſt leiſten muſte, hielt er für Unrecht und Unſinn; die Verbindung mit dem Hofe hatte er ſchon zu drückend empfunden, und die angehende Ketzermacherei erfüllte ihn auch mit Widerwillen und Furcht. —

Eben dieß letzte war jedoch auch wieder Antrieb, ſich ſeinem Vaterlande und dem Könige zu nähern und zum Beſten zu wirken. Wie aber dieß in ſo genauer Verbindung mit dem Clerus? — als Haupt eines Körpers, deſſen Glieder von einem ſo ganz andern Geiſte beſeelt wurden? —

Die Ausſicht alſo, die die Erfüllung des königlichen Befehls bei einem andern beflügelt haben würde, hing Blei an die ſeinige und richtete ſein einziges Dichten dahin, wie er es anfinge, zu ſpät zu kommen! — Er zögerte — hielt ſich überall auf — reiſte ſehr langſam — weil er wünſchte, daß Heinrich, wie er von ſeinem Temperamente nicht unſicher erwartete, ungeduldig werden und das Erzbisthum einem andern geben möchte.

Allein ſtatt deſſen erhielt er ein Anmahnungsſchreiben über das andre, ſeine Reiſe zu beſchleunigen, und zuletzt ſchrieb ihm Heinrich ſelbſt und machte ihm nun die Abſicht, die er mit ihm habe, als die Urſache bekannt, warum er ſo auf ſeiner Ueberkunft beſtehe.

War Cranmer vorher ſchon in einer zweifelhaften Gemüthsſtimmung, ſo ſtieg izt ſeine Verlegenheit aufs höchſte. — Es geradehin abzulehnen, das war nicht wohl thunlich, weil er fürchten muſte, daß man dieß entweder gar nicht annehmen, oder daß er ſich dann für immer durch den erregten Unwillen des Königs aus ſeinem Vaterlande verbannt ſehn werde, — was er doch liebte, und wofür er ſchon izt, wiewohl noch dunkel, den Vorſatz gefaßt hatte, Reformation und Aufklärung in demſelben zu verbreiten. Er erklärte alſo, daß er das königliche Anerbieten zwar dankbar erkenne und anzunehmen bereit ſei, aber nur unter der Bedingung, daß er ihn von dem Eide, den er dem Papſt leiſten müſſe, diſpenſire, wozu er ſich nie verſtehen werde.

Dieß zu bewilligen, konnte an ſich keine Schwierigkeiten haben, da es dem ietzigen Hofſyſtem gänzlich entſprach und Cranmer ſich durch

dieſe Erklärung nur noch mehr empfehlen muſte. Allein noch war es zu keinem Parlementsſchluß hierüber gekommen, und man muſte fürchten, daß die Geiſtlichkeit gar zu laut ſchreien würde; auch fand Heinrich in ſich ſelbſt noch immer etwas widerſtrebendes gegen einen ſo groſſen und gewaltſamen Schritt. In der Berathung hierüber fand, ſo verwickelt die Sache auch ſein mochte, dennoch der geſchmeidige Geiſt Cromwells einen Ausweg — „Cranmer könne ja den Eid „ſchwören und unmittelbar eine Proteſtation da„gegen einlegen" — meinte er, und man fand ſeine Meinung vortreflich.

Wie Cranmers ungelenkſame Vernunft der biegſamen Politik des Staatsmanns durch dieſen Schlupfwinkel, ohne anzuſtoſſen oder ſich zu klemmen, nachkommen konnte, müſſen wir dießmahl dem Leſer zu entwickeln überlaſſen — Genug, er wurde zu ſeiner erhabenen Würde eingeweiht — ſchwur den Eid, aber legte unmittelbar nachher öffentlich eine Proteſtation dagegen ein, die auch ſchriftlich abgefaßt und von allen Zeugen der Einweihungsceremonie unterſchrieben werden muſte.

Ohnerachtet der neue Erzbiſchoff überhaupt wohl kein Liebling des päpſtlichen Stuhls ſein

konnte,

konnte, ohnerachtet er ſich durch dieß letztere Betragen ganz eigentlich als ein Aufrührer gegen alle für heilig gehaltene Rechte erklärte, und von ſeinem, durch proteſtantiſches Gift angeſteckten Neuerungsgeiſte nur zu viel fürchten ließ; ohnerachtet er ſo wenig als der König um die bisher üblichen Beſtätigungsbullen nachgeſucht hatte: ſo liefen dennoch nach und nach eilf derſelben von Rom bei ihm ein, die nach altem Brauch zu der Beſtätigung ſeiner neuen Würde erforderlich waren.

Vielleicht machte ſich der Papſt noch immer Hofnung, Cranmer würde wenigſtens die Gebühren dafür bezahlen, die ſich nicht höher als auf neunhundert Dukaten beliefen. Allein Cranmer dachte hieran eben ſo wenig, als der König an die Entrichtung der Annaten. Er legte ſie ad acta, eine jede mit einer ausführlichen Proteſtation begleitet, (worin er erwies, daß niemand das Recht habe, weder geiſtliche noch weltliche Stellen in England zu vergeben, als der König) und ließ ſich nicht einmahl einfallen, dem Papſte ſeine Erkenntlichkeit in einem Antwortſchreiben an den Tag zu legen.

Izt mag es uns erlaubt ſein, einen flüchtigen Blick über das Verhältniß der Hauptfiguren unſers Gemäldes und ihre Standorte gegen einander zu werfen. Clemens ſaß noch immer in der gröſten Bedrängniß auf ſeinem heiligen Stuhle. Der Kaiſer war mehr ſein Deſpot, als ſein Bundesgenoſſe, und nahm ihm durch die ſtrengſte Bewachung ſelbſt die Gelegenheit, ſeine täglich ſich vergröſſernde Unzufriedenheit über ihn zu äuſſern. Die Reformation hatte in Deutſchland unausrottbar feſten Fuß gefaßt und verbreitete ſich auch über die Grenzen deſſelben täglich mehr und hinreiſſender. Ein Fürſt nach dem andern trat ihr bei und zog dadurch ſein Haupt unter dem päpſtlichen Fußſchemel hervor. England arbeitete zwar noch unter ſeiner eigenen Laſt; allein dieß Arbeiten wurde immer gewaltſamer, und mit jedem Augenblicke war zu erwarten, daß ein gewaltſamer Riß die Trennung für immer bewirken, und es dann ſeine ganze Kraft eben ſo wirkſam gegen die dreifache Krone richten werde, als es ſich bis dahin ihr gutwillig und unbedingt folgſam unterworfen hatte.

Karl befand ſich in einer nicht viel bequemern Lage, nur daß er einen gröſſern Tummelplatz für

ſeinen unruhigen Geiſt hatte. Je mehr er ſich bemühte, ſeine ehrſüchtigen Abſichten in Deutſchland unter den weiten Mantel der Religion zu verbergen, deſto mehr waren die Proteſtanten auf ihrer Hut, und das ſchmalkaldiſche Bündniß muſte ihn nothwendig ſehr beunruhigen, zumahl da auf der andern Seite der Großſultan ſo anhaltend und wichtig ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftigte.

Ueberdem hatte Franz von Frankreich die mannigfaltigen Wunden, die ihm des Kaiſers Liſt und Macht ſo oft und an den empfindlichſten Theilen geſchlagen, noch lange nicht verſchmerzt. Die Gelehrigkeit ſeines biegſamen Geiſtes hatte ihn zu ſeinem Zögling in Verſtellung und Intriguen gemacht, und dieſer Zögling ſtand izt ſeinem Lehrer nur ſo viel nach, als ſeine beſſere Natur ihn immer noch an Gutmüthigkeit übertraf. Er glaubte dem Liſtigen nur ſo viel Ehrlichkeit ſchuldig zu ſein, als er von ihm zu erwarten habe, und da er den letzten Vertrag zu Cambray nur in der Abſicht geſchloſſen hatte, um ſeine Kinder aus der Gefangenſchaft in Spanien zu ziehn; ſo dachte er izt, nachdem er ſeine Abſicht erreicht, nur darauf, die izige Lage Karls zur Rache zu benutzen. Er machte daher den deutſchen Fürſten

Hofnung, ihrem Bündniß beizutreten, und ermunterte ſie, ebenfalls Heinrich dazu aufzufordern, mit dem er ſich zu gleicher Zeit noch immer näher zu vereinigen auf das emſigſte bemüht war.

Heinrich, aufgebracht gegen den Kaiſer, den er als die Haupturſach aller ſeiner Widerwärtigkeiten anſah, und deſſen Macht er überdem noch immer hatte fürchten müſſen; — aufgebracht auf den Papſt, den er als den Sklaven des Kaiſers und niedrigen Betrüger gleich verachtete und haßte, hofte Franzen für ſeine rachſüchtigen Abſichten zu gewinnen, ihn zugleich dahin zu bringen, dem Papſt den Gehorſam auf immer aufzukündigen — oder doch wenigſtens, was noch immer eine innere abmahnende Stimme als das Beſſere und Sichrere anempfahl, mit ihm gemeinſchaftlich ihn zur Einwilligung in ſeine Wünſche zu zwingen.

Dieſe von beiden Seiten ſich gleich nahenden Abſichten veranlaßten eine Verhandlung zwiſchen dieſen beiden Königen, die denn abermahls eine perſönliche Zuſammenkunft herbeiführte, die den Zurüſtungen nach, wo möglich, noch prächtiger und glanzvoller, als die zwölf Jahre frühere, ſein ſollte.

Anne war nun durch ein beinahe ſechsjähriges Zuſammenleben mit Heinrich ihm ſo unentbehrlich geworden, daß er nicht daran denken konnte, ſich auch nur auf einige Monate von ihr zu trennen. Es ſchien ſich alſo von ſelbſt zu verſtehn, daß ſie den König auch zu dieſer Zuſammenkunft, wie auf mehrern andern Reiſen, begleiten werde. Heinrich hatte alle Veranſtaltungen dazu mit ihr gemeinſchaftlich beredet und auch Zeit und Ort gröſtentheils von ihrer Beſtimmung abhängen laſſen. Je mehr ſich indeſſen die feſtgeſetzte Zeit näherte, deſto mehr wurde eine trübe Laune bei Annen ſichtbar und erregte um ſo mehr Heinrichs Aufmerkſamkeit, da ſich dergleichen Erſcheinung ganz gegen die Gewohnheit, die man ſonſt ihrem Geſchlechte anſchuldigt, nie ohne erhebliche Veranlaſſung zeigte, und ſie noch dazu ſich merkbar bemühte, ſie vor ſeinen Augen und ſeiner Nachforſchung zu verbergen.

Freilich war dieß letztere wohl nur eine von den kleinen weiblichen Koketterien, die man wohl ſogar hin und wieder — nach unſerm Gefühle aber nicht zur Ehre dieſes Geſchlechts — mit unter ihre Grazien rechnet. Sie verbarg ihren Trübſinn ſcheinbar, um ihn deſto bemerkter zu ma-

chen, und Heinrich, immer noch kein feiner Kenner dieſer mannigfaltigen kleinen Künſte, fiel denn auch gar leicht in dieß Netz, was eigentlich für ihn gelegt war. Wiewohl er zu wiederholtenmahlen mit ſeinen Nachforſchungen abgewieſen wurde; ſo gelang es ihm doch endlich, und zwar zu ſeinem lebhaften Erſtaunen, die Urſach davon herauszubringen.

„Es ſei der Wunſch," ſagte ſie mit einer lie„benswürdigen Schüchternheit, „daß der König „ſie von der Reiſe nach Calais dispenſiren möge.‘‘

Hatte man es Heinrich ſauer gemacht, dieß Geſtändniß zu erhalten, ſo koſtete es noch ungleich mehr Mühe, die Urſach dieſes Wunſches zu erfahren, die denn keine andre war, „als weil ſie „noch immer nur Anne Boleyn ſei." —

Eine dringende Bitte, ſie ja nicht mißzuverſtehn, und eine weitläuftige und ſehr beredte Erklärung hierüber ſchloß ſich unmittelbar an dieß Geſtändniß.

Anne hatte bisher die Schwierigkeiten ihrer Verbindung — beſonders in den letzten Jahren — wenigſtens ohne anhaltende und öftere Aeuſſerungen von Unzufriedenheit und Ungeduld ertragen. Sie liebte Heinrich nicht und ſehnte ſich

alſo nicht nach ſeinem perſönlichen Beſitz, im Gegentheil konnte ſie noch immer nicht ohne ein gewiſſes inneres Widerſtreben daran denken. Sie liebte übrigens Vergnügen, Glanz und Schmeichelei; — alles dieß genoß ſie im Ueberfluß, und ſchwerlich konnte ſie dadurch, daß ſie Heinrichs Gemahlin heiſſe, hierin noch einen Zuwachs erwarten. Auch ließ ihr der Genuß der Gegenwart nur ſelten Zeit, an die Zukunft zu denken.

Freilich blieb die Krone auf ihrem Haupte immer noch ein glänzendes Ziel ihrer Wünſche, das ſie oft mit einer ſtarken Sehnſucht erfüllte, — öfter ihr aber noch den angenehmen Vorgenuß gewährte, der an ſich ſchon meiſtens ſüſſer als der wirkliche Genuß ſelbſt iſt und durch ihr leichtes jovialiſches Temperament noch mehr erhöht wurde.

In England ſelbſt alſo, in ihren gewöhnlichen Verhältniſſen, konnte daher eigentlich Nichts das Gefühl des Entbehrens bei ihr ſehr lebhaft erwecken. — Deſto ſtärker aber bewirkte dieß die Vorſtellung ihrer Zuſammenkunft mit dem franzöſiſchen Hofe. Izt fühlte ſie auf einmahl, daß ſie viel entbehre, da ſie nicht Gemahlin und Königin ſei. — Als Miß Boleyn hatte ſie vor ſechs Jah-

ren ihre Geſpielen, Bekannten und Verehrer verlaſſen, und als Miß Boleyn ſollte ſie ſie nun wiederſehn, — da ſie doch, wenn nicht ſo viele Widerwärtigkeiten ſich gehäuſt hätten, als Königin von England vor ihnen erſcheinen könnte. Zum erſtenmahle fühlte ſie izt, daß man wohl von ihrem Verhältniſſe gegen den König nicht überall ſo billig denken möge, als ſie bei den Engländern vorausſetzte; — zum erſtenmahle empfand ſie izt ganz eigentlich den Druck des Schickſals und wünſchte wirklich ernſtlich, daß Heinrich ſie nicht — wie ſie vorwandte — ſo vielen neugierigen Blicken, vielleicht gar Spott oder entehrendem Argwohne ausſetzen möchte.

Heinrich verſuchte zwar alles, um ihr dieſe Grillen — wie er es nannte — auszureden; allein er fühlte denn doch ſelbſt zu kräftig das Gewicht derſelben, als daß er einen großen und ſichern Erfolg von ſeiner Beredtſamkeit hätte hoffen ſollen. Er verſprach ihr daher auf das heiligſte, wenn es ihm gelänge, Franz dahin zu bringen, daß er mit ihm ſich gegen den Papſt verbinde, ſo wollte er ſich ſogleich in Gegenwart des franzöſiſchen Hofes mit ihr vermählen. Die prächtigſten Geſchenke muſten dieſen

Vortrag unterſtützen, und um ihr für izt wenigſtens ſeinen guten Willen zu zeigen, ſo erhob er ſie zu einer Marquiſe von Pembrok, welcher Titel ſie dem erſten des engliſchen und franzöſiſchen Adels am Range gleich ſetzte.

Dieß ſchaffte nun freilich nur einen ſehr geringen Theil von den Bekümmerniſſen Annens aus dem Wege; allein es war doch alles, was Heinrich nach der Lage der Sachen thun konnte, und ſo muſte ſie fürchten, ihn wirklich zu beleidigen, wenn ſie noch ferner hätte auf ihrer Neigung beſtehen oder ihm einigen Trübſinn zeigen wollen. Die Freigebigkeit des Königs hatte ſie übrigens in den Stand geſetzt, daß die Marquiſe von Pembrok mit eben ſo viel Pracht und Glanz ſich zeigen konnte, als die Königin ſelbſt — und ſo begleitete ſie denn nun auch Heinrich ganz gern nach Calais.

War dieſe Zuſammenkunft beider Könige jener erſten an Aufwand und Ceremoniel gleich, ſo war ſie doch in jeder andern Rückſicht weſentlich von ihr unterſchieden. Heinrich war zwar noch ziemlich derſelbe, ungeſtüm, unbeſonnen — offen und leichtſinnig; allein er hatte doch etwas mehr äuſſere Kultur angenommen, konnte die Ausbrüche ſeiner Leidenſchaften um vieles beherr-

ſchen, ſelbſt, wenn er Zeit zur Vorbereitung gehabt hatte, ſich mit einer gewiſſen Fertigkeit verſtellen, und um intriguant und betrüglich zu ſein, fehlte es ihm mehr an eigner Erfindungskraft, Geſchmeidigkeit und Cirkumſpektion des Geiſtes, als an böſem Willen. Noch immer ſah er nur auf das, was vor ihm lag, nahm immer nur auf ſeine Wünſche und auf ſein Beſtreben Rückſicht, ohne das Gegenſtreben anderer zu überſchauen, mit Behutſamkeit zu beobachten, oder ſich dagegen in Sicherheit zu ſetzen. Daher war er noch immer meiſtens der Hintergangene, und würde es noch öfter geweſen ſein, wenn ihm nicht bis izt noch meiſtens die Augen Anderer zum Leitſtern gedient hätten; daher kam es gemeiniglich anders, als er dachte, und eine Ueberraſchung führte ihn auf die andere, ein Umſtand warf ihn dem andern in die Arme. Er wuſte nur den Schritt, den er izt that, nie den, welcher zunächſt darauf folgen ſollte oder konnte. Entwerfung eines Plans, Eintheilung und anhaltende betriebſame Ausführung aus eignen Kräften und Antrieben blieben ihm noch immer fremd. — Mit Klagen und Schelten, höchſtens mit einem derben

Fauſtſchlage ſuchte er den Unannehmlichkeiten ab-
zuhelfen, und ſeine Wünſche nur durch Befehle
und Gewaltthätigkeiten, ſo weit dieſe reichten,
zu befriedigen.

Franz war noch immer der gutmüthige Mann,
der ſanguiniſche Liebhaber des Vergnügens, der
ehrgeizige Fürſt und kühne Soldat. — Allein
ſein freier, gewandter und wirkſamer Geiſt hatte
durch anhaltende Widerwärtigkeiten, ſtetes eige-
nes, ſelbſtthätiges Arbeiten, Kämpfen und Stre-
ben einen hohen Grad von Kraft, Ausdauer und
Geſchmeidigkeit erhalten. Mit Leichtigkeit
ſchmiegte er ſich in jede Geſtalt, nahm jede Form
an, ging raſch und kräftig — ſchlich behutſam
und leiſe, — freilich das erſte aus Temperament
noch unendlich öfter, als das letzte, — webte mit
Leichtigkeit Intriguen und arbeitete ſie mit Em-
ſigkeit und Behutſamkeit aus. Stets voll neuer
und leicht angelegter Plane, führte er freilich kei-
nen weit hinaus, beobachtete aber den zunächſt
vor ihm nur deſto ſchärfer und betrieb ihn deſto
emſiger. — Er würde unnachahmlich Klugheit
mit Muth verbunden haben und ſo überwindlich
geweſen ſein, wenn ihn nicht ſein, für einen groſ-
ſen Mann zu gutes Herz und ſeine, für einen

guten Regenten zu menſchlichen Gefühle zuweilen ſich ſelbſt unterworfen hätten. —

Nach eben dem Verhältniſſe, da ſich dieſe Fürſten ſelbſt verändert hatten, waren auch die Abſichten verſchieden, die ſie izt zuſammenführten, und die Art ihres wechſelſeitigen Betragens. Das erſtemahl waren Eitelkeit, romantiſche Ritter' ideen und freundſchaftliche Zuneigung die bewegende Urſache, dießmahl wichtige Staatsangelegenheiten; das erſtemahl wollte jeder ſich dem andern freundſchaftlich feſter verbinden, dießmahl jeder den andern für ſeine Abſichten auf ſeine Seite bringen; das erſtemahl ſuchte jeder dem andern ſein Herz ſo offen als möglich zu zeigen, dießmahl es einer dem andern zu verbergen, einer den andern mit eigenem Vortheil zu überliſten.

Hatten das erſtemahl die politiſchen Verhandlungen in Verhältniß gegen die Beluſtigungen und Unterhaltungen bei weitem den kleinſten Theil der Zeit hingenommen, ſo war es dießmahl gerade umgekehrt. Von beiden Seiten geſonnen, die wahren Abſichten zu verbergen, nahm man einen weiten Umweg durch Berathung über entferntere und nur mittelbar ſie beide treffende politiſche Verhältniſſe. So vereinigte man ſich zur Beſchützung des

katholiſchen Glaubens, wechſelte Verträge aus zum gemeinſchaftlichen Widerſtande gegen die Bedrohungen der Türken — im Fall es nöthig ſein ſollte — kam dann erſt zur gemeinſchaftlichen Beklagung über das zweideutige und unehrliche Betragen des Kaiſers, und dieß war der einzige und eigentliche Berührungspunkt der gleichnahmigen Gefühle beider.

Hier ſtrömte Heinrich über in den lebhafteſten Aeuſſerungen des Haſſes gegen Karl, der die einzige Urſach ſeines Hauskreuzes ſei, und hier ſtimmte ihm Franz, in der lebhafteſten Erinnerung an die mannigfaltigen erlittenen Kränkungen und an die Hinderniſſe, die er noch immer ſeinem ſehnlichen Wunſche, Mailand zu erobern, unabläßig entgegenſetzte, bei.

Nicht ganz ſo war es, als Heinrich einen ſchnellen Uebergang auf ſein Verhältniß gegen den römiſchen Biſchoff (wie er ihn izt nur noch nannte) machte und hier ſeinem Zorne und ſeiner Verachtung vereinigt freien Lauf ließ. Schimpfreden, vermiſcht mit Drohungen, wetteiferten mit einander, und der Strom ſeiner Beredtſamkeit betäubte Franz ſo ſehr, daß er es lange nicht wagte, ihn aufzuhalten oder zu unterbrechen.

Endlich gewann er das Wort, aber nur, um das noch detaillirter auszuführen und mit Belegen zu erhärten, was Heinrich nur durch Ungeſtüm und Stärke des Ausdrucks anſchaulich zu machen geſucht hatte. Er wuſte für die Falſchheit, Zweizüngigkeit, Feigheit und ehrſüchtigen Anmaſſungen Clemens ſo manche Beweiſe aus ſeinem Betragen gegen ihn und die Gerechtſame der gallikaniſchen Kirche beizubringen und die Verächtlichkeit dieſes Betragens in Vereinigung mit ſeinem Benehmen gegen Heinrich in ein ſo helles und unbezweifeltes Licht zu ſetzen, daß Heinrich ihm ganz entzückt um den Hals fiel und ihn mit Beifalls- und Freundſchaftsbezeugungen überhäufte. Beide ſchieden voll Zufriedenheit und Hofnung, wechſelſeitig ihre Abſichten zu erreichen, von einander, weil beide durch ihre Verſuche, ſich auszuforſchen, über Erwartung bei dem andern eine glückliche Dispoſition bemerkt zu haben glaubten.

Das Geſpräch über den Papſt wurde bei den nachfolgenden Zuſammenkünften als die Hauptſache fortgeſetzt. Heinrich rückte ſchon bei der nächſten mit dem Antrage hervor, daß Franz mit ihm völlig gemeinſchaftliche Sache machen möchte, um dieſen ſtolzen Prälaten zu demüthigen und ihm

die eben ſo ſchädliche als unrechtmäſſige Gewalt in ihren Landen zu rauben, die er gegen beide ſo übermüthig gemisbraucht habe.

Franz bezeugte für ſeine Perſon die gröſte Geneigtheit, billigte, lobte Heinrichs Abſicht und die muthige Art, wie er ſchon Hand ans Werk gelegt habe; ermunterte ihn fortzufahren und ſich durch die Künſte des Papſtes weder überliſten, noch durch ſeine Drohungen abſchrecken zu laſſen; — für ſeine Verhältniſſe fand er indeſſen tauſend Schwierigkeiten, ihm izt ſchon, ſo ſehr er es auch wünſche, geradezu beizutreten. Die Diſpoſition ſeines Volks, der Einfluß ſeiner Geiſtlichkeit, ſeine nähere Verbindung mit Italien und tauſend andere kleinere und gröſſere Fäden hemmten an allen Seiten die freie Wirkſamkeit ſeines Willens.

Heinrich beſtritt dieſe Schwierigkeiten mit ſtarken Gründen. Franz fühlte ihr Gewicht, ſchien zu wanken — breitete ſich weitläuftig aus über das Recht und ſelbſt die Verpflichtung, ſich von der hierarchiſchen Gewalt loszumachen, und pries Heinrich glücklich, daß ihm das unkluge Betragen des Papſtes und die Denkungsart der Groſsen ſeines Reichs eine ſo günſtige Gelegenheit dazu gäben.

Uebrigens gab er denn doch auch manchen bedenklichen Fingerzeig, wie wenig dieß alles hinreichend ſei, ein ſo großes und ſchwieriges Unternehmen, als die gänzliche Zernichtung der päpſtlichen Gewalt ſei, ſchnell und glücklich auszuführen. Er ermahnte ihn, ia vorſichtig und ſicher zu gehn, und bahnte ſich ſo nach und nach den Weg zu dem dringenden Anerbieten, daß er ſich noch einmahl vermittelnd an den Papſt um eine baldige und des Königs Wünſchen gemäße Beendigung ſeiner unangenehmen häuslichen Angelegenheit (woran er den gröſten Antheil zeigte) wenden und in einem ernſtlichen und nachdrücklichen Tone mit ihm reden wolle. Heinrich ſträubte ſich anfangs; — Franz drang in ihn — verſprach endlich, ſich dann, wenn auch dieß nicht gelingen ſollte, zu nachdrücklichen Maasregeln mit ihm zu vereinigen, und nun glaubte Heinrich durch dieß, wie es ihm ſchien, gleichgültige Nachgeben Franz für ſeine Abſichten ſicher und auf immer zu gewinnen. Er freute ſich heimlich des gelungenen Meiſterſtreichs, und noch denſelben Abend fertigte Franz einen Boten an den Papſt ab — aber um ſeine nähere Verbindung durch die Verheirathung ſei-

nes

nes zweiten Sohns, des Herzogs von Orleans, mit der Nichte Clemens, Catharina von Medicis, zu betreiben; dem er eine ausführliche Beſchreibung von den Fortſchritten, die er bei Heinrich zum Vortheile des Papſtes gemacht habe, und der ſichern Hofnung zu einer gänzlichen Beilegung ihrer Mishelligkeiten beifügte.

Mit großer Kunſt und Feinheit ſezte Franz dieß Betragen während der ganzen Zeit ſeines Zuſammenlebens mit dem Könige von England fort. Täglich bezeigte er ſich geneigter, mit Heinrich gemeinſchaftlich gegen den Papſt zu verfahren, und täglich betrieb er in Geheim die Verhandlung zur Verheirathung des Herzogs von Orleans mit großem Eifer. Unter dem Vorwande, das Ende der übernommenen Vermittlung erſt abwarten zu müſſen, lehnte er jedoch jede beſtimmte Erklärung von ſich ab, und ſo fand denn auch Heinrich nicht für gut, ſich näher auf Franzens Anträge, in Rückſicht auf ſeine italieniſchen Angelegenheiten mit dem Kaiſer, einzulaſſen.

Ein Tag verſtrich nach dem andern, ohne daß man in den Hauptangelegenheiten weiter gekommen wäre; man merkte nachgerade, daß man

doch anfangs in den gegenſeitigen ſichern Erwartungen zu ſchnell geweſen ſei, verlor ſich von den politiſchen Angelegenheiten immer mehr und ſchien ſie zuletzt ganz über Vergnügungen und Beluſtigungen vergeſſen zu haben.

Heinrich hatte Franzen einen Beſuch in Boulogne gemacht, daher begleitete ihn dieſer mit ſeinem ganzen Hofſtaat wieder nach Calais zurück. Hier brachte die Eitelkeit Heinrichs ſich ſelbſt noch manches glänzende Opfer, vielleicht um ſich ſchadlos dafür zu halten, daß es ihm mit dem Opfer ſeiner Rachſucht nicht ganz hatte glücken wollen.

Auf dem franzöſiſchen Territorium hatte Heinrich den Vortritt gehabt; ſobald ſie das engliſche betraten, wechſelte das Verhältniß. Wie ſie ſich Calais näherten, kam ihnen der junge Herzog von Richmond, natürlicher Sohn Heinrichs, mit einem zahlreichen und prächtigen Gefolge von Rittern und edlen Knappen entgegen, die von hieraus vor dem König von Frankreich herritten und ihn ſo in Calais einführten.

Die Pracht der Wohnung, die man ihm einräumte, übertraf alles, was man von der Art kannte. Die Zimmer waren mit Gold- und

Silberſtoff ausgeſchlagen und mit ächten Perlen und edlen Steinen geſtickt und verziert; man ſpeiſte von goldnem Servis, einem damahls eben ſo ſeltnen als unendlich koſtbaren prächtigen Aufwande, der ſich noch von Wolſey herſchrieb. —

Die Marquiſe von Pembrok machte die Wirthin mit eben ſo vielem Anſtande als Anmuth, und erwarb ſich durch ihre Anordnungen der Feſte und Luſtbarkeiten eben ſo viele Bewunderung und Lobeserhebungen, als durch die Art, wie ſie den Genuß derſelben erhöhte, Verehrung und Anbetung.

War Franz entzückt von ihr, ſo ſchien ſie nicht weniger gerührt von ſeinen Huldigungen ihrer Reize; — ſie ſchenkte ihm zu einem Ball einen prächtigen und kunſtreich verfertigten Maskenhabit, und Franz zog ihn an, tanzte mit ihr und ſchwur, als er dieſen Abend von ihr Abſchied nahm: „es ſei die höchſte Zeit, daß er ſich durch „die Flucht rette, ſonſt würden ihn ihre Reize „noch zu Grunde richten."

Heinrich ſtand daneben und hörte dieſe Galanterie mit dem innigſten Wohlbehagen, das ihn verhinderte, den ſanften Druck zu bemerken, der aus Annens Hand in Franzens hinüber ſchlich,

und ſelbſt die feuervollen innigen Blicke aufzufangen, die ſich wechſelſeitig begegneten.

Dieſe ganze Zeit über verhandelte die Unterredung beider Könige nichts weiter mehr, als die Reize und Vorzüge Annens, und Franz ſchwur mehr als einmahl im fröhlichſten Erguß ſeiner alten jovialiſchen Laune: „Ihr Liebden wären ein groſſer Thor, daß ſie ſich ſo lange von dem Papſt bei der Naſe herumführen laſſen;“ er ſchwur, daß er nicht begreiſe, wie man in dem Beſitze eines ſolchen Schatzes ſein könne, ohne ſich in den Genuß deſſelben zu ſetzen, und drang auf das heftigſte in ihm, ſich ohne Weiters mit Annen trauen zu laſſen — „das andre,“ meinte er, „würde ſich ſchon geben!“

Noch beim Abſchiede wiederholte er dieſen Vortrag in Annens Gegenwart und reiſte, wie er ihr wenigſtens verſicherte, nur mit halbem Herzen wieder nach Paris zurück.

Dieſe Trennung war am Ende Oktobers, und da ſich Heinrich mit ſeinem Gefolge anſchickte, nach England überzuſetzen, trat ſo ungeſtümes Wetter ein, daß die Ueberfahrt nicht ohne Gefahr geſchehen konnte. Heinrich liebte ſein Leben, und Anne liebte es noch mehr; daher beredete ſie

ihn leicht, daß er ſeine Rückreiſe verſchob, bis die beſſere Jahrszeit dieſe Gefahr aus dem Wege geräumt habe.

Die letzten Aeuſſerungen Franzens hatten indeſſen einen tiefern Eindruck auf Heinrich gemacht, als es anfangs ſchien. Durch ſeine feurige Bewunderung Annens waren die Empfindungen und Wünſche aufs neue gereizt und in Regſamkeit geſetzt, die durch Zeit und Gewohnheit in eine Art von Erſchlaſſung und Abſtumpfung gerathen waren; ſein Spott hatte ſeine Eitelkeit dazu geſellt, und der Rath, Annen nur immerhin auf den Troſt zu heirathen, daß ſich das übrige ſchon von ſelbſt geben werde, wurde ihm täglich einleuchtender.

Ueberdem lebte er hier gewiſſermaſſen in dem Verhältniſſe einer Privatperſon, wenigſtens von den Gegenſtänden und Geſchäften entfernt, die ihn täglich an König, Krone, Land, Regierung und alle damit verbundenen Beſchwerden, Unbequemlichkeiten und Verhältniſſe erinnerten. Die groſſe Anzahl der Fremden war verſchwunden, ſeine eigenen Vaſallen, die nicht unmittelbar an

den Hof geknüpft waren, beurlaubten ſich täglich mehr und mehr, und ſo lebte er, gegen den rauſchenden Glanz während Franzens Beſuch gehalten, in einer Art von Einſamkeit, und das noch dazu in den kürzeſten und finſterſten Tagen des Winters.

Wer hat nicht erfahren, wie Wünſche und Vorſtellungen der Liebe ſich durch ſich ſelbſt nähren und erhalten, durch ſich ſelbſt täglich wachſen, an Kraft und Wirkſamkeit zunehmen und endlich zu einer ungeſtümen Regſamkeit gedeihen? „Das Uebrige wird ſich ſchon geben!“ — klang ihm beſtändig in den Ohren und war in ſeinem Herzen und Kopfe und überall, wo er hinblickte, hingeſchrieben. Indem ihn dieſe Vorſtellung anlockte und unaufhörlich reizte, behielt ſie zugleich etwas Zweifel und Furcht erregendes und quälte ihn mehr, als ſie ihn erfreute. Seine Unruhe wuchs täglich mehr, und endlich ließ er Cranmer rufen, um ihr durch eine Rathserholung Luft zu machen.

Cranmer hatte Mühe, aus dem heftigen und verwirrten Vortrag zu vernehmen, worüber der König eigentlich belehrt zu ſein wünſche. Endlich brachte er jedoch ſo viel heraus, daß er nicht abgeneigt ſei, Annen ſo bald als möglich zu heira-

then, daß er gleichwohl den Gedanken nicht ertragen könne, zwei Frauen zu haben, und daß er über die Aeuſſerung des Königs von Frankreich einige Erläuterung wünſche.

Izt ermangelte Cranmer nicht, eine eben ſo ausführliche als gründliche Vorleſung zu halten, worin er Heinrich unwiderſprechlich bewies, daß er Annen ohne alles Bedenken ſogleich ehelichen könne. Wenn das Verhältniß, worin er mit Katharinen ſtehe, argumentirte er, ein, dem göttlichen Geſetze nach, verbotner Grad ſei, ſo könne ja niemahls eine Ehe ſtatt gefunden haben und folglich auch keine wirkliche Eheſcheidung gedacht werden. Dieß ſei nur eine öffentliche Ceremonie, die höchſtens ihre Würde als Königin nothwendig mache. Wäre ſein Verhältniß mit ihr nun nie eine Ehe geweſen, ſo habe er ja auch keine Frau, und alſo ſei es unmöglich, daß er durch ſeine Verheirathung mit Annen eine zweite bekommen könne. Heinrich ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Cranmer wiederholte ſeine Demonſtration von neuem. Heinrich ſchüttelte aufs neue den Kopf, und — Cranmer wurde unwillig und entfernte ſich.

Wie ſchwer iſt doch die Scheidekunſt der Begriffe und Gefühle! Heinrich fand dieß Raiſonnement einleuchtend und unwiderleglich; dennoch ſtrebte etwas dagegen in ihm an, was wir, aus Mangel einer anderweitigen Bezeichnung, ein Vorurtheil nennen wollen. Wunſch, Einſicht und Widerſtreben ſtritten mit einander und vermehrten ſeine Unruhe, anſtatt ſie zu vermindern.

Indeß traf Cromwell von London ein, um ſich mit dem König über eine Botſchaft, die von dem Papſt eingelaufen war, zu bereden. Clemens beklagte ſich bitter über die raſchen Schritte Heinrichs gegen ihn, ſpielte den Leidenden und bezeigte ſich geneigt, der Vermittlung Franzens die Hand zu bieten. Er ſchlug dem Könige vor, er möge einen dritten Ort auſſerhalb ſeines Reichs und den Staaten des Papſtes beſtimmen, wohin er alsdenn abermahls einen Legaten zur möglichſten Beſchleunigung der Sache ſenden wolle; zugleich bat er ihn flehentlichſt, in der angefangenen Fehde wider ihn einen Waffenſtillſtand auf drei oder vier Jahre zu machen, in welcher Zeit gewiß alles beigelegt ſein ſolle.

Heinrich hatte bei der Ankunft ſeines vertrauteſten Raths etwas viel angelegentlichers, als auf

dieſe Propoſition zu achten. — Er eröfnete ihm den ietzigen Zuſtand ſeines Gemüths, Cranmers Rath und das innre Widerſtreben, was er eine Unruhe des Gewiſſens nannte.

Cromwell ſahe gar bald, wo es eigentlich den König noch feſt hielt, und ſein glückliches Talent (was den Welt- und Geſchäftsmann ſo ſehr von dem Gelehrten unterſcheidet), überall eine Auskunft zu finden, war auch hier zur Beilegung ienes unruhigen Streits in Heinrichs Kopf und Herzen zu Gebot. — Er brachte eine heimliche Heirath in Vorſchlag, und — Heinrich wurde auf einmahl von der Vortreflichkeit dieſer Idee ſo gewaltig ergriffen und hingeriſſen, daß er mit dem heftigſten Ungeſtüm in Annens Zimmer ſtürzte und ihr unter entzückungsvollem Umarmen dieſen Entſchluß bekannt machte.

Hatte er erwartet, ähnliche Regungen der Freude auch bei Annen zum Ausbruch zu bringen, ſo fand er ſich ſehr getäuſcht in dieſer Erwartung. Sie ſchien über ſeine Aeuſſerungen zu erſchrecken und entwand ſich mit Ernſt und Nachdruck ſeinen Umarmungen. „Das wird nicht geſchehn,“ rief ſie, „ſo lange Ihr mich nicht zugleich zu Eurer

„Sklavin macht und mir ſelbſt die Kraft, Nein
„zu ſagen, raubt!“ —

Heinrich trat erſtaunt zurück, und Anne gewann Zeit, der zunehmenden Aufwallung ihres Zorns noch ferner freien Lauf zu laſſen.

„Das iſt alſo Euer Verſprechen, mich zur Kö-
„nigin zu machen! darum habe ich Euch alſo ſo
„treu, ſo innig geliebt und mit Euch ausgeharrt
„— um nun am Ende noch Eure heimliche
„Gemahlin zu werden! O! eine ſchöne Ge-
„mahlin! die niemand dafür hält, dafür aner-
„kennt, als ſie ſelbſt! Wird die Welt mehr meiner
„Ehre ſchonen, weil ich heimlich mit Euch ge-
„traut bin? — O, Sire, Ihr geht übel mit mir
„um! — Sechs Jahre lang ſchmeichelt Ihr mir
„mit der ſüſſeſten Vorſtellung Eurer Liebe, und
„izt zeigt Ihr mir auf einmahl, daß Ihr mich
„nicht mehr achtet, als ein gemeines Weibsbild,
„das Ihr nur Euren Lüſten aufopfert!“

Vielleicht wäre Anne auf dieſe oder ähnliche Weiſe noch länger fortgefahren und der betäubte Heinrich noch länger ſprachlos geblieben, wenn nicht Weinen und Schluchzen ihre Stimme unterdrückt hätte. Sie wandte ſich nach dem Nebenzimmer zu, um Heinrich zu verlaſſen.

Mit gewaltſamer Heftigkeit vertrat ihr Heinrich den Weg und beſchwur ſie, ihn anzuhören und nicht ſolche Vorſtellungen zu hegen, die für ihn eben ſo entehrend wären, als ſie für ſie nur immer ſein könnten. Er betheuerte mit den ſtärkſten Flüchen und Verwünſchungen, daß er unwandelbar entſchloſſen ſei, ſeine Verbindung mit Katharinen aufzuheben und ſie als Königin zu erklären, ſobald er wieder nach England zurückgekommen ſein und der Papſt dann noch, wie bisher, in ſeiner ſtörriſchen Weigerung verharren werde. Er machte ſie auf die Schritte aufmerkſam, die er gegen Katharinen ſowohl als gegen den Papſt ſchon gewagt habe und die doch genugſam ſeinen Ernſt zu erkennen gäben. Die ganze Welt wiſſe ja ſeine Abſicht für ſie, und es ſei ihm deßhalb allein ſchon unmöglich, ſie unerfüllt zu laſſen, wenn er ſich nicht öffentlich lächerlich und verächtlich machen wolle. Er habe bei der anfänglichen Verheimlichung ihrer Heirath keine andere Abſicht, als nur noch einen, und gewiß den lezten Verſuch, ſowohl bei Katharinen als auch bei dem Papſt, zu einer freiwilligen Reſignation zu wagen, um von dieſer Seite ſein Gewiſſen ganz zu löſen. Dieſen ganzen Vortrag faßte er am Ende noch ein-

mahl in die ſtärkſten und furchtbarſten Betheurungen zuſammen, und drang nun in Annen, nicht länger ſeine Ungeduld auf die Folter zu ſpannen.

Anne hatte ihn mit immer mehr zurückkehrender Ruhe angehört. Sie ſchien ihn anfangs ſcharf zu beobachten, und ſo lange ſträubte ſich noch immer ihre Hand in der ſeinigen. Gegen das Ende ſank ihr Blick zur Erde nieder, und nun blieb auch ihre Hand immer ruhiger in der ſeinigen liegen. Er hatte geendet, ſie ſtand noch ruhig vor ihm, — aber antwortete nicht — Auf der einen Seite hatte die heimliche Heirath etwas unüberwindlich widriges für ſie. Sie vermochte die Idee eines verbotnen und verächtlichen Verhältniſſes nicht davon zu trennen, und ſie wollte ja nur Heinrichs Gemahlin werden, um ſeine Gemahlin zu heißen; auch fürchtete ſie die Veränderlichkeit Heinrichs, wenn ſeine Wünſche ihre Befriedigung erlangt hätten, und dieß erweckte Befürchtungen gegen die Sicherheit ſeiner Betheurungen. Auf der andern Seite ſahe ſie auch die Gefahr einer anhaltenden Weigerung und das Beleidigende, das ihre Aeuſſerungen von Mistrauen für ihn haben mußten, da er es jetzt wirklich ehrlich meinte — Sie war unentſchloſſen — wank-

te — neigte ſich zu der Erhörung ſeiner Bitte, aber ſchwieg noch.

Indem trat die Herzogin von Suffolk ins Zimmer, und noch immer im völligen Beſitz der Vertraulichkeit beider, wandte ſich Heinrich mit einer heftigen Klage über Annen an ſie und foderte ſie zuletzt auf, das Schiedsrichteramt zu übernehmen. Anne verhielt ſich noch immer leidend und ſchweigend, nur ihr Blick gab die Einwilligung zur Entſcheidungskommiſſion Mariens und enthielt vielleicht überdem noch eine nur ihr verſtändliche Andeutung der zu fällenden Sentenz.

Marie war, wie wir wiſſen, eine Freundin der heimlichen Verbindungen. Sie erklärte Annens Zweifel und Bedenklichkeiten für null und nichtig, und entſchied dahin, daß ſie ſich nicht weiter gegen die Wünſche des Königs ſträuben ſolle, und Anne — ſank lächelnd in Heinrichs Arme.

Plötzlich riß ſich Heinrich von Annen und ſprang zur Thüre hinaus; — aber auch eben ſo plötzlich und ungeſtüm ſtürmte er wieder herein und nicht lange nach ihm der Kapellan, die Herzoge von Norfolk und Suffolk, Annens

Eltern und Brüder, und zuletzt auch Cranmer, mit allen Falten des gelehrten Nachdenkens auf der Stirn, woraus ihn der plötzliche Ruf des Königs geſchreckt hatte.

Heinrich ergrif Annen bei der Hand und rief den andern zu, ihm zu folgen. Anne erröthete plötzlich und ließ ſich willig führen. Die Uebrigen folgten ihnen in die Kapelle. Der Prieſter ſprach den Segen —

„Hier ſeht ihr Eure Königin!„ rief Heinrich, „aber was ihr ſeht, bleibt bis izt noch ein tiefes „Geheimniß!„

Jeder eilte herzu, der neuen Königin zu huldigen, und dann ging jeder heim in ſein Gemach. Keine Feſte bezeichneten dieſen Tag, auſſer das, was Hymen für die Neuvereinigten hinter dem Vorhange des ehelichen Geheimniſſes bereitet hatte.

Anne geſtand nach einigen Wochen an dem Buſen Mariens mit Erröthen — worüber Heinrich in heftiger Freude empor fuhr und woraus Cranmer ſich unterfangen wollte, klärlich zu erweiſen, daß ſie ihre Tugend bis zu jenem Tage der heimlichen Verbindung unbefleckt erhalten und Heinrich in einem ganzen Zeitraum von ſechs langen Jahren der Liebe und des Harrens auch nicht

Eine ſchwache Minute bei ihr müſſe wahrgenommen haben.

Heinrich war glücklich im Genuß des lange Erſehnten und endlich Errungenen: Anne ſchien es in Hofnung des noch zu Erringenden, und ſo gingen die langen traurigen Wintertage in dem erſten und vielleicht für Heinrich einzigen ſtillen Genuß einer Familienglückſeligkeit ohne allen Prunk und geräuſchvolle Hofergötzlichkeit vorüber; bis die mildere Jahrszeit ihnen eine gefahrlose Ueberfahrt nach England ſicherte.

Die Ankunft Heinrichs und ſeiner neuen Gemahlin in London war der Anfang einer dichten Reihe merkwürdiger und intereſſanter Ereigniſſe. Schon vor ihm war Cromwell mit der Antwort für den päpſtlichen Botſchafter angelangt: daß an allem, was zwiſchen ihnen vorgegangen, niemand als der Papſt ſelbſt ſchuld ſei, — indem er den König zu dieſem Schritte gewiſſermaſſen gezwungen habe. Von ihm werde es daher auch abhängen, ob das Betragen des Königs freundſchaftlich oder feindſelig ſein ſolle. Noch ſtehe es bei ihm,

das Geſchehene wieder rückgängig zu machen, — aber freilich nur unter der einzigen Bedingung, daß der Papſt unverzüglich ſeine Rechtſache, den Ausſprüchen der göttlichen Geſetze gemäß, entſcheide. —

Kaum war dieſer Beſchluß nach Rom abgegangen, als Wilhelm dü Bellay als Botſchafter von Franz anlangte, um Heinrich die zu Stande gebrachte Vermählung des Herzogs von Orleans mit Katharina von Medicis zu notificiren, zugleich aber auch die lebhafteſte Verſicherung hinzuzufügen, daß dieſe nähere Verbindung mit der Familie des Papſtes nie ſeine Freundſchaft für Heinrich ſchwächen werde; daß er aber nun noch ſehnlicher als je wünſche, die Mishelligkeiten zwiſchen ihm und Clemens zu einem neuen freundſchaftlichen Vereine beigelegt zu ſehn. Er werde ſich glücklich ſchätzen, wenn es ihm gelingen ſollte, hiezu etwas beizutragen, und vielleicht könne ſelbſt dieſe Vermählung eine günſtige Gelegenheit dazu werden. Der Papſt werde nämlich der Hochzeitfeier der Verlobten zu Marſeille ſelbſt beiwohnen; er nähme ſich die Freiheit, Heinrich ebenfalls zu dieſer Feierlichkeit einzuladen, wo dann eine mündliche Erörtrung gar leicht ſie einander

ander nähern und in einer Stunde beenden könnte, was ſonſt vielleicht noch mehrere Jahre durch neue Misverſtändniſſe hin verzögert werden dürfte.

Durch dieſen Antrag wurde Heinrich ungemein überraſcht. Daß ſich Franz, der noch vor wenig Monaten gegen ihn ſich ſo bitter über den Papſt beſchwert hatte, ſich izt ſo nahe mit ihm verbinden werde, war ihm ſo unwahrſcheinlich, daß er in Verſuchung kam, es dem Geſandten ins Geſicht abzuleugnen. — Nun blieb es gleichwohl unwiderſprechlich wahr, und durch mehreres Nachdenken ſah er wohl ein, daß dieß nicht das Werk weniger Wochen ſein könne, daß Franz deßhalb ſchon während ſeiner letzten Zuſammenkunft mit ihm müſſe in Unterhandlungen geſtanden haben; — daß er alſo offenbar hintergangen worden; — dieß machte ihn mistrauiſch gegen dieſen Antrag und erregte ſeinen Haß gegen Clemens aufs neue, deſſen liſtiger Beſtrickung er dieſe Intrigue allein zuſchrieb. Er antwortete dem Geſandten daher ganz kurz: daß er dem Könige von Frankreich für ſeine Vermittlung verbindlichſt danke, denn er habe, ſeinem Rathe zufolge, ſich ſchon mit Annen verhei-

rathet, und ſei unwiderruflich entſchloſſen, ſeine Verbindung mit Katharinen in England ſelbſt, durch einen Ausſpruch des Primas, trennen zu laſſen.

Dieſer unwiderrufliche Entſchluß war das Werk eben der Minute, worin er Franzens Antrag empfing, und zugleich die erſte und einzige Urſache mehr als einer ſchnell hinter einander daraus hervorgehender Wirkungen. Seine heiligſten Verſprechungen, Annens ſehnlichſte Wünſche und Bitten würden ſchwerlich ſo ſchnell und kräftig ſie dem Ziele ihrer Wünſche genähert haben, als dieſe übereilte Erklärung, die eine Erfüllung an dem eiſernen Bande der Nothwendigkeit nach ſich zog.

Er hatte ſeine Heirath mit Annen dem fremden Botſchafter erklärt; alſo hörte ſie unmittelbar auf, ein Geheimniß zu ſein; er muſte ſie auch dem Hofe und dem Reiche bekannt machen. Er hatte den Entſchluß, ſeine bisherige Ehe eigenmächtig zu trennen, einem fremden Monarchen als unwandelbar angezeigt; folglich muſte er als ſolcher vor der Welt beſtätigt werden, und die erſte Erklärung erlaubte für die Ausführung dieſer letzten keinen Aufſchub, — wenigſtens hatte

er ſich dadurch in die Hand derer gegeben, die ihn ſchon lange auf dieſen Punkt zu führen alle Künſte der Klugheit vergebens angewandt hatte.

Fürſten haben gemeiniglich das vor allen übrigen Erdenſöhnen voraus, daß ſie nur eines Worts bedürfen, um eine Menge von Kräften um ſich her in Bewegung zu ſetzen. Sie können nicht nur für ſich denken, für ſich handeln laſſen, ſondern es umgiebt ſie auch ein ſtetes Streben und Drängen, für ſie zu denken, für ſie zu handeln. — Man bemüht ſich ſogar, jede Veranlaſſung dazu von auſſen, ſchon vor ihrer Näherung, von ihnen abzuleiten, jede Regung dazu in ihrem Innern noch vor dem Aufkeimen zu erſticken, und diejenigen Staats- und Hofdiener nennen ſich die begünſtigten und beglückten, denen es am beſten gelingt, die Majeſtät blos zu einer Sprachmaſchine zu machen, die ſich von einem bloßen Automat höchſtens noch durch ſelbſtgedrungene Aeuſſerungen irgend einer ſinnlichen Begierde unterſcheidet.

Nie war vielleicht dieß Streben und Regen emſiger und regſamer, als es itzt Heinrich umgab, da Se. Majeſtät das Wort Trennung in dem Schalle eines Befehls ausgeſprochen hatte. Der

Plan war in wenig Minuten entworfen, und die Ausführung in wenig Tagen vollendet. Es gab ganz Europa eins der intereſſanteſten tragikomiſchen Schauſpiele, die jemahls gegeben worden ſind, als deſſen Verfaſſer, wenigſtens erſter Entwerfer, Cromwell angegeben wird, der daher auch die Rollen austheilte und die Ausführung leitete.

Der erſte Aufzug beſtand in einer Parlementsſitzung, von welcher der Beſchluß gefaßt, oder vielmehr nur ausgeſprochen ward: daß in keiner Angelegenheit forthin von England aus an den päpſtlichen Stuhl appellirt werden, ſondern eine jede Angelegenheit, ſie betreffe, was und wen ſie wolle, von Gerichtshöfen des Königreichs ſelbſt entſchieden werden ſolle.

Darauf trat Cranmer als Primas des Reichs auf und überreichte dem König ein Memoire, worin er ihm die dringende Nothwendigkeit vorſtellte, daß ſeine Eheangelegenheit endlich einmahl öffentlich entſchieden werde, ſo wie ſie es ſchon längſt in dem Urtheil aller vernünftigen Menſchen ſei; er bitte daher um die Erlaubniß, die Königin Katharina vor ſeinen Gerichtshof einzuladen und ihr den Ausſpruch der göttlichen Ge-

ſetze als die endliche und einzige Sentenz bekannt zu machen.

Der König bewilligte dieß Geſuch, jedoch erſt nach einem nochmahligen Verſuche, Katharinen zu einer freiwilligen Reſignation zu bewegen. Es erhoben ſich daher einige Lords und Biſchöffe zu ihr, die jedoch gar bald mit dem Beſcheide zurückkamen, daß die Königin unbeweglich auf ihrem Eigenſinn beharre, und nun ſetzte Cranmer zu Dunſtaple, in der Nähe von Amphill, wo die Königin ſich aufhielt, (damit ſie ſich nicht mit der Unwiſſenheit entſchuldigen möge) eine Gerichtsſitzung an, der Gardiner und einige andere Biſchöffe beiwohnten. Katharina wurde vorgeladen, und da ſie, nach dreimahliger wiederholter Vorladung, nicht erſchien, ſo ſprach er das Scheidungsurtheil ohne weitere Zögerung aus, — dem eine zweite Sentenz folgte, die die Verheirathung des Königs mit Annen als rechtmäßig erkannte und beſtätigte.

Nun folgte unmittelbar darauf der dritte, bei weitem glänzendſte und fröhlichſte Theil des Schauſpiels. Der Tag nach der Scheidung Katharinens war der Tag der Krönung Annens. — In demſelben Momente, wo das Schickſal jene

zu Boden drückte, hob es dieſe auf den Gipfel des Glücks. Die Theilnahme des Volks war auſſerordentlich, und die Freude, die aus Annens Augen ſtrahlte, ſchien ſich gleich dem Feuer der Sonne mitzutheilen, überall, wo es traf, zu beleben.

Die Feierlichkeit eröfnete ſich mit einem majeſtätiſchen Zuge von der königlichen Burg nach der Weſtminſterabtei, wo die Krönungsceremonie ſie erwartete. Voran ging eine rauſchende Muſik von Trommeln und Pfeifen; dann folgten zwei Oberrichter, dann der Lord Kanzler, dem die Taſche mit dem großen Siegel und der Stab voran getragen wurde. An dieſen ſchloß ſich ein Chor Sänger, denen der Lord Mayor von London, mit dem Richterſtabe in der Hand, in ſeinem feierlichen Ornate folgte.

Nun ſchien eine zweite Abtheilung des Zugs, durch den erſten Herold in ſeinem Wappenrocke und mit ſeiner kupfernen Krone auf dem Haupte, ſich zu eröfnen. Der Graf von Surrey und der Marquis von Dorſet, der eine den goldenen, der andere den ſilbernen Scepter tragend, und mit dem gräflichen Hauptſchmuck und ritterlichen Ketten geziert, folgten zunächſt. Hinter dieſen

die Herzoge von Suffolk und Norfolk, jener als Oberhofmeiſter mit einer langen weiſſen Ruthe, dieſer als Marſchall mit dem Stabe, beide in Prunkkleidern mit kleinen Kronen auf dem Haupte, den Abzeichen ihres Standes, und Ketten um die Schultern, den Abzeichen ihrer Ritterſchaft, geſchmückt.

Nun folgte Anne in der ganzen Pracht ihrer Schönheit, die das lange königliche Gewand und Perlen und edlen Steine, in ihren noch unbedeckten Haaren, eher verdunkelten als erhöhten. Sie ging unter einem Thronhimmel, den vier Baronen der fünf Häven trugen, (die von Wilhelm dem Eroberer zum Schutz derſelben verordnet und dafür mit dieſem beneidenswerthen Vorrechte begünſtigt worden) von den Biſchöffen von London und Wincheſter begleitet. Die alte Herzogin von Norfolk, mit der gewöhnlichen Hauptverzierung ihres Standes, und in dem Prunkgewande ihrer Hofmeiſterinwürde, trug ihre Schleppe, und einige Hofdamen ſchloſſen den Zug, den ein zahlloſes Volk in ſtiller ehrerbietiger Bewunderung begleitete.

So war dieſer Zug in der Abtei angelangt und hatte die Königin bis zu dem, auf dem Chor

der Kirche prächtig errichteten Amphitheater begleitet, wo ſie ſich in einem erhabenen Seſſel, dem Volke im Augenſchein, niederließ. Das Gefolge ordnete ſich in ehrerbietiger Entfernung an beiden Seiten der Königin.

Die halbe Stunde, die Anne hier verweilte, war ohne Zweifel der höchſte Genuß ihrer Eitelkeit — der Anblick ihrer Schönheit, der elektriſche Strom der Freude, der aus ihren glänzenden Blicken, aus ihrem unbeſchreiblich ſüſſen Lächeln ſich ergoß und zu den Zuſchauern hinüber drang, belebte auch die abgeſtumpfteſten Sinne und reizte die empfindlichen zu wahnwitzigen Ausbrüchen der Freude und des Jubels. Aus der momentanen Stille des erſten Staunens drang, wie das ſchnelle Näherrauſchen eines Sturmwinds, Murmeln, Prahlen, Schreien, Jauchzen hervor. Hüte, Mäntel und Röcke flogen im bunteſten Gemiſch durch die Luft, und ein Augenzeuge iſt der Meinung, daß wenn die Geſichter der Zuſchauer ablösbar geweſen wären, ſo würden auch ſie in die Höhe geflogen ſein.

Endlich erhob ſich die Königin, und alles ſchwieg ehrerbietig und erwartungsvoll. Sie ging mit edlem, aber jungfräulich beſcheidenem Schritt zum

Altar und kniete nieder. Ihre ſchönen Augen hoben ſich, und ihre freudigen Blicke ſchienen ein andächtiges Gebet zum Himmel zu tragen. Eine heilige Stille herrſchte izt durch das weite Gewölbe der Kirche, die nur durch die hörbare Bewegung des Athems ſo vieler Tauſenden und durch ein dumpfes Getön der von hinten her näher andringenden geſtört wurde.

Die Königin hatte nun ihr Gebet vollendet; ſie ſtand auf und neigte ſich mit unbeſchreiblicher Grazie vor dem Volke, und hätten nicht ohnehin ſchon aller Herzen ihr gehuldigt, ſo würde ihr in dieſem Augenblicke doch keines haben widerſtehen können.

Jetzt nahte ſie ſich wieder dem Altare, zu dem eigentlichen Geſchäft der Krönung. Cranmer, als Erzbiſchoff von Canterbury, verrichtete dieſe feierliche Handlung. Er ſalbte ſie mit dem heiligen Oele, ſetzte ihr unter abwechſelndem Gebet und Anrede die Krone Eduards des Bekenners auf, gab ihr den Scepter, das Zeichen der Majeſtät, in die rechte Hand, in die Linke eine Taube, das Sinnbild des Friedens, und behing ſie noch mit mehrern ähnlichen ſymboliſchen Verzierungen.

Die Ceremonie war geendet, Anne trat zurück, ſich nach ihrem Sitze begebend, und der Chor erhob ein majeſtätiſches Te Deum, bei deſſen Beendigung ſie ſich in eben der Ordnung und Pracht nach York-Place, der damahligen königl. Reſidenz, zurückbegaben. Auf dem Wege, den der Zug nahm, muſte die Neugekrönte einen Triumphbogen paſſiren, den mit goldnen Buchſtaben die ſpäterhin oft wiederholte und ihres prophetiſchen Sinnes wegen bewunderte Ueberſchrift zierte:

Regina Anna, paris regis de ſanguine natam,
Et paries populis aurea ſaecla tuis.

Der König und ein herrliches Gaſtmahl wartete ihrer, und am Hofe und überall in der ganzen Stadt feierten Schauſpiele, Tänze, Erleuchtungen und Schmäuſe dieſen glücklichen Tag.

Wie denn alles in dem Zeitenſtrome fortgeriſſen wird, ſo war auch dieſer Taumel der Luſt und Fröhlichkeit vorüber geſchwunden, ſo daß endlich auch das Leiden ſeine Anſprüche geltend machen konnte, und dieß veranlaßte den vierten Aufzug des Schauſpiels. Ueber den dringenden und mannigfaltigen Geſchäften der Krönung hatte

man noch nicht daran denken können, die Beſchlüſſe des von dem Erzbiſchoff gehaltenen Gerichts in ein Dekret zuſammenzufaſſen und Katharinen zu inſinuiren. Vielleicht hätte Heinrich es ganz vergeſſen, wenigſtens verſäumt, wenn nicht Cranmer als recht und billig, Cromwell als klug und nothwendig, und Anne, weil ſie ihre Würde noch nicht ſicher und vollkommen glaubte, ſo lange noch eine andere, auch vielleicht nur in ihrer Vorſtellung allein, ſie mit ihr theilte, — gleich nach der Krönung daran erinnert und darauf gedrungen hätten.

Dem zufolge wurde Lord Mountjoy zu der geſchiedenen Königin geſandt, blos um ihr mitzutheilen, was vorgegangen ſei, und ihr zugleich anzudeuten, daß ſie von nun an nie anders als Prinzeſſin Wittwe von Wales angeſehen und behandelt werden könne. Zugleich verſuchte er noch, ſeinem Auftrage gemäß, alles, was Verſprechungen und Drohungen der Beredtſamkeit wirkſames liefern können, um ſie zur Unterſchrift der Sentenz zu bringen und zugleich ihr die Einwilligung zu entlocken, daß ihre Tochter in der Erbfolge einſt den Kindern Annens nachſtehen ſolle.

Wie der Fels die tobenden Wogen und die ſanften ſpielenden Wellen gleich ſtarr und feſt zurück⸗wirſt; ſo blieb Katharine bei dem bald bittenden, bald drohenden Vortrage des Lords unbeweglich und dem Scheine nach gänzlich ungerührt.

„Ich werde nie eine ſolche Schuld auf meine „Seele laden,“ ſagte ſie kalt, „oder mich gut⸗„willig dieſer Infamie unterwerfen. Ich bin „des Königs Weib, und was auch daraus folgen „möge, werde ich nie mich bei einem andern Na⸗„men nennen, noch nennen laſſen.“ —

Alle Vorſtellungen des Lords blieben von nun an unbeantwortet, und er ſah ſich genöthigt, mit dem erhaltenen Beſcheide ſich zur Rückreiſe anzu⸗ſchicken. Eh er abreiſte, ſetzte er eine Relation von ſeinen Unterhandlungen mit ihr für den Kö⸗nig auf und legte ſie ihr bei ſeinem Abſchiede zur Durchſicht vor. Nach einer flüchtigen Ueberſicht ließ ſie ſich eine Feder geben und ſtrich alle die Stellen aus, wo ſie Prinzeſſin Wittwe genannt war, und gab ſodann den Aufſatz, ohne ſich weiter darüber zu äuſſern, an den Lord zurück. Sie befahl auf das ſtrengſte allen ihren Hofleu⸗ten und Domeſtiken, ſie nie anders als Ihre Majeſtät und Königin zu nennen, und ein

einziger Fehltritt dieſer Art machte ſie zu einer unverſöhnlichen Feindin.

Wohl gröſſere Seelen haben an Kleinigkeiten und Scheingütern bis zur Verrückung gehangen, und iſt's in unſern Tagen mit dem Adel in Frankreich anders, der ſeine Vorrechte und Güter verlor und nur für Wappen und Titel mit Gefahr ſeiner Freiheit und ſeines Lebens zu kämpfen — wenigſtens pathetiſch genug drohet.

Aber wenn es kleinlich iſt, an einer Nichtigkeit zu hängen, ſo iſts doch wenigſtens eben ſo kleinlich, dieſe Nichtigkeit, als ein unſchuldiges Spielding, dem andern nicht gönnen und es ihm durch Druck und Gewaltthätigkeit entreiſſen zu wollen! — Heinrich, der den Sinn ſeiner verſtoßnen Gemahlin in dieſem Stücke nicht beugen konnte, verſuchte es nun bei ihren Domeſtiken. Auf den ſtrengen Befehl, ſie nie mehr Königin zu nennen, folgten Drohungen, und da man ihn dennoch übertrat, Strafen und Züchtigungen. Aber theils hingen ſie Katharinen zu ſehr an, theils wirkte das Streben nach der Ausübung des Verbotenen. Es war und blieb unausrottbar, und Heinrich ſetzte die zehn Monate, die ſie noch lebte, einen ſteten Streit mit dem Schatten der Wirk-

lichkeit fort, die er ihr geraubt hatte, der aber vielleicht eben durch ſeine Unwirklichkeit allen ſeinen Streichen entging und ſeine ſcheinbare Exiſtenz ihm zum Trotze erhielt.

Eine officielle Anzeige an alle auswärtige Höfe endete nun das Schauſpiel und mit ihm eine Angelegenheit, die vielleicht einzig iſt in ihrer Art und eben deshalb, wiewohl ſie ſechs Jahre beobachtet und beredt war, dennoch bei ihrer Beendigung eine Senſation erregte, wie ſie ſonſt nur der Reiz des Neuen und Unerwarteten hervorbringt; die die ganze urtheilende Welt gleichſam in zwei Partheien theilte und aufs neue zu den lebhafteſten Diſpüten über das Recht oder Unrecht in dem Verfahren Heinrichs Veranlaſſung gab.

Karl antwortete dem Ueberbringer der Nachricht lakoniſch und trocken: „er werde ſchon wiſſen, was er nun zu thun habe;“ — aber Clemens vermochte ſeinen Zorn nicht ſo zu bemeiſtern. Mit denjenigen ins kindiſche fallenden Ausbrüchen, die auch ſelbſt bei ſchwachen Köpfen nur durch die unvorbereitetſte Ueberraſchung entſchuldigt werden können, lieferte er ſich in die Hände der Parthei unter den Kardinälen, die entſchieden für den Kaiſer geſtimmt waren.

Gleich einem Schulmeiſter, der auf einmahl ſeine Stimme gewaltſam und ſchreiend erhebt, um durch einen entſcheidenden Streich ſeine bis zum Umſturz wankende Autorität auf einmahl felſenfeſt zu ſtellen, ſandte er unverzüglich eine Bulle nach London, worin er den Ausſpruch Cranmers vernichtete und mit dem ſchrecklichſten aller ſeiner Bannſtrahlen drohte, wenn nicht binnen einer geſetzten Friſt von dem gottloſen und frevelhaften Heinrich alles wieder auf den alten Fuß geſetzt werde.

Aber ſo wie bei jenem Schulmeiſter durch die erprobte Ueberzeugung, daß dieſe Drohung nichts weiter als Stimme ſei und je werden könne, ſein Schreien von denen, die es ſchrecken ſollte, gedoppelt verſtärkt zurückgegeben, oder ganz ignorirt wird; ſo hatte auch dieſe Drohung des heiligen Zorns keine andre Folge, als daß die Bulle von Cromwell wieder ſorgfältig eingepackt und, dem Parlementsſchluß zufolge, dem Papſt wieder mit Proteſt zurückgeſandt wurde.

Durch die wichtige Rolle, die Cranmer in der ganzen Eheſtandsangelegenheit Heinrichs, und insbeſondere bei der Beendigung derſelben geſpielt hatte, war er ohne ſein Streben, ohne es ſelbſt vielleicht zu bemerken, in der Gunſt und dem Vertrauen des Königs immer weiter gekommen. Gleichwohl hatte dieſe und das Leben am Hofe ſo wenig Reiz für ihn, daß er, ſobald jene wichtigen Angelegenheiten beendigt waren, ſeiner natürlichen Neigung, in Einſamkeit zu denken und im Stillen zu wirken, zufolge, ſich auf ein Landhaus begab und bei Hofe nicht öfter erſchien, als es ſein Verhältniß und ſeine Pflichten unumgänglich nothwendig machten.

Der König ſah dieß ungern, und ſuchte ihn davon zurückzubringen; allein Cranmer ſetzte ihm ſeine Gründe mit ſo vieler Offenheit und Ausführlichkeit aus einander, daß ihm keine Einwendung übrig blieb, — er ihn deshalb, nach ſeiner Vorliebe für alles Sonderliche, vielleicht nur noch höher achtete, ihn von Zeit zu Zeit

ganz

ganz ohne Gefolge in ſeiner Einſamkeit beſuchte und ſtundenlang bei ihm an ſeinem Studirtiſche ſaß.

So läſtig ſolche Beſuche dem guten Erzbiſchoff zuweilen wurden, ſo waren ſie ihm in anderer Rückſicht doch wieder viel werth, weil er ſie nach einem beſtimmten Plane zum Vortheil der Proteſtanten, oder, wie wir uns ausdrücken würden, für Aufklärung und Denkfreiheit zu benutzen ſuchte.

Hier hatte er freilich mit unüberſteiglichen Hinderniſſen zu kämpfen. Heinrichs Haß gegen Luther und alles, was ſich nach ihm nannte, hinderte Cranmer, mit ſeinen gewöhnlichen Mitteln — deren er ſich auch nur allein geſchickt zu bedienen wuſte — Gründen und Schlüſſen, ſeine Sache nachdrücklich zu unterſtützen, — wenn er nicht ebenfalls jenen Haß auch auf ſich übertragen wollte.

Nur große Seelen können ſich vom Vorurtheil ganz frei machen, weil die Kraft der Vernunft die Feſſeln derſelben zerbricht. Wenn kleine hingegen durch eine Leidenſchaft der Gewalt dieſes Vorurtheils entriſſen werden, ſo werden ſie eben dadurch gemeiniglich einem andern wieder in die Arme geworfen, und von dieſem nun um ſo feſter gehalten.

Daher kam es, daß je weiter der König in ſeiner Entſetzung der Papſtgewalt ging, ſeine ehemahlige Anhänglichkeit an jene mehr und mehr ſich in eine ängſtliche Beſorgniß, für einen Neuerer und Ketzer gehalten zu werden, verwandelte, und er alſo faſt bei jedem Hiebe an die Wurzel der Hierarchie auch einen Schlag auf den Schädel des denkenden Neuerers that, eine jede Verordnung gegen den Papſt auch eine gegen die Ketzer zur Folge hatte.

Nach More's Abdankung waren dieſe jedoch nicht mit ſoviel Eifer ausgeführt worden, und nur in den leztern Zeiten hatte ſich die Geiſtlichkeit, bei manchen andern Einſchränkungen, an der häufigern Ausübung eines alten, von Heinrich dem Vierten ihnen verliehenen, Prärogativs zu entſchädigen geſucht, nach welchem jeder Biſchoff das Recht hatte, auf den bloßen Argwohn der Ketzerei zu inquiriren, ohne daß irgend eine Denunciation oder Anklage erfoderlich war.

Cranmer, wiewohl das Haupt der ganzen Geiſtlichkeit, war von jedem Eſprit de Corps ſo weit entfernt, daß er nicht abließ, Heinrich über die Abſcheulichkeit dieſes Vorrechts und über den drückenden Misbrauch deſſelben für Menſchheit

und Vernunft vorzureden. Seine Demonſtration machte jedoch wenig Eindruck, bis Cromwell ihm mit einer Andeutung des Eingriffs in die Rechte der Krone, die der Geiſtlichkeit dadurch bewilligt wurden, zu Hülfe kam. Allein da hiedurch auch zugleich das Andenken an die Verderblichkeit der Ketzerei aufs neue rege wurde, erlitte es dennoch nur die Abänderung, daß der Geiſtlichkeit die Denunciation vor den weltlichen Gerichtshöfen frei bleibe und ſie in dieſem frommen Eifer auf keine Weiſe gehindert werden ſollte. Cranmers menſchenfreundliche und vernünftige Abſicht wurde alſo dennoch nur ſehr wenig erreicht.

Dieſe Angelegenheit, die gute Sache der Vernunft zu befördern und der Reformator ſeines Vaterlands zu werden, hatte ihm jedoch zu lange ſchon am Herzen gelegen, als daß er ſich gleich bei den erſten Hinderniſſen davon hätte losreißen können und wollen. Er begnügte ſich nun vor der Hand damit, die Sache auf einem andern Wege einzuleiten, und hofte ſchon viel gewonnen zu haben, wenn er den König dahin bringen könne, daß er das Leſen der Bibel dem Volke erlaube.

Zu dem Ende und in der aufmunternden Hofnung machte er ſich ſelbſt mit aller der ihm eigenen

Emſigkeit an eine Ueberſetzung derſelben und unterließ nicht, dieſer Arbeit und ſeiner Wünſche und Abſichten von Zeit zu Zeit gegen den König zu erwähnen. Er ſtellte ihm vor, daß das Verbot der Bibel eine bloße Mönchspolitik ſei, um darauf einen Grundpfeiler der päpſtlichen Gewalt zu ſtützen. — Allein dieſe und andere Darſtellungen wurden mit dem Beſcheide abgewieſen: daß dieß Neuerungen ſeien, worauf er ſich nicht einlaſſen könne; und dabei blieb es dann fürs Erſte, wiewohl Cranmer unabläſſig an ſeiner Ueberſetzung fortarbeitete.

Nicht minder als Heinrichs, konnte ſich der Erzbiſchoff auch der Königin Gunſt erfreuen. Sie hatte ihm große Verbindlichkeit, und je mehr ſie täglich mit ihrem jetzigen Zuſtande zufrieden war, deſto weniger vermochte ſie in ihm den Haupturheber zu verkennen. Er liebte ſie ebenfalls und beſuchte ſie gern, weil ſie ſich zu ihm ſetzen und eine Stunde lang ſo recht vernünftig mit ihm ſchwazzen konnte. Ihm ging dann das Herz auf, und er ſchüttete gemeiniglich bei ihr alles aus, was ihn drückte, — theilte ihr alles mit, was ihm intereſſant war, und freute ſich ihrer ſcheinbaren Theilnahme, als des ſicherſten Beweiſes ihres men-

ſchenliebenden] und ſchönen Herzens. Zuweilen überließ ſie ſich aber auch ihrer guten Laune, und und dann konnte ſie wohl gar die finſtern, gelehrten Runzeln von der Stirne Cranmers wegſcherzen. Kam dann Heinrich dazu, ſo pflegte er wohl dieſes Zeitpunkts wahrzunehmen, den Prälaten nach ſeiner Weiſe ein wenig zu necken, oder ihm beim Abendeſſen (wozu er ſich dann erbitten ließ) wohl ein poculum hilaritatis aufzunöthigen.

In jenen Stunden des ernſten vertraulichen Geſprächs mit Annen ſtrömte dann auch meiſtens der Mund über, weß das Herz voll war, und Anne konnte ſeinen Plan für die Aufklärung des Volks und die Verbeſſerung der Religionsbegriffe gar bald auswendig. So wenig ihr eigentlich die Sache ſelbſt am Herzen lag, weil Religion überhaupt nicht unter die Gegenſtände gehörte, wobei ihre Aufmerkſamkeit für ſich ſelbſt ſonderlich verweilte; ſo hatte ſie doch aus einer gewiſſen natürlichen Gefälligkeit dem Erzbiſchoff oft ihren Beifall, auch wohl den Wunſch, daß es ihm gelingen möge, bezeugt. Dazu kam, daß die Herzogin von Suffolk, die dieſen Unterredungen wohl beiwohnte, den Proteſtanten ſelbſt entſchieden ergeben und Cromwell ihnen nicht zuwider war,

weil er ſie für ſehr thätige und nützliche Staats-bürger hielt und die Mönche haßte. Es entſtand daher unter dieſen eine Art von Convention zu Gunſten der Proteſtanten, die jedoch auf keine Weiſe beſtimmte Verabredungen zur Grundlage und für izt noch keinen Erfolg hatte, als daß Anne zuweilen ſich gegen Heinrich theilnehmend bei dieſem oder jenem Religionsdruck bezeigte und meinte: die Menſchen könnten ja doch nun einmahl nicht dafür, daß ſie das nicht glauben könnten, was er von ihnen verlange! Hiegegen gerieth aber Heinrich gemeiniglich ſehr in Eiſer und bewies ihr auf das heftigſte, daß ſie es durchaus glauben müßten, wenn ſie es auch nicht könnten, daß es ſonſt keine Rechtgläubigkeit und keine Ketzerei geben und am Ende alles drunter und drüber gehn würde.

Nach dieſer Andeutung der Denkungsart und Verhältniſſe Cranmers wird man ſich nicht wundern, wenn er aufmerkſame Beobachter und Feinde hatte, die mit ſpähenden Blicken jeden ſeiner Schritte und Tritte verfolgten; daß ſich, ſobald man nur hier eine Parthei argwöhnte, dort eine Gegenparthei formirte, und ſobald man nur hier Operation vorausſetzte, dort wirklich ernſtlich dergleichen anfing.

An der Spitze derſelben ſtand der Herzog von Norfolk, ein kalter, ſtolzer und fanatiſcher Mann und genauer Freund von More, an den ihn auch in der itzigen Zurückgezogenheit des Exminiſters die Gleichheit ihrer Denkungsart knüpfte, und der ebenfalls noch immer zwiſchen ihm und dem Könige Verbindung unterhielt.

Cranmers perſönlicher Feind, weil er nicht von Adel war, konnte er ihm die Gunſt, worin er beim Könige ſtand, die Dienſte, wodurch er dieſe erlangt hatte, und die Redlichkeit und Unbeſcholtenheit ſeiner Sitten, wodurch er ſie erhielt und alle Angriffe auf ihn unthunlich machte, um ſo weniger verzeihen; ein eifriger Verehrer der Altgläubigkeit und der Mönche, haßte er ihn nun noch mehr, weil er in Deutſchland mit Luther und andern Freunden der Reformation gelebt, weil man als bekannt annahm, daß er ebenfalls ein Freund derſelben ſei, und weil man vorausſetzte, daß er ſie in England befördere. Dieſe Geſinnungen konnten nicht ohne Aeuſſerung bleiben, und die Aeuſſerungen eines ſo wichtigen Mannes (den der König freilich nicht ſonderlich achtete, der aber doch durch Rang und Verwandtſchaft mit der Königin in Anſehn ſtand) konnten nicht unbemerkt bleiben,

und es hätte keines ſo feinen Kopfes, als Gardiners, bedurft, um ſie wahrzunehmen und zu benutzen.

Dieſer Biſchoff, einer der verſchmitzteſten Schufte, die jemahls unter einer Biſchoffsmütze geſteckt haben, hatte längſt einen heimlichen Haß gegen Cranmer genährt, der ſich auf den Widerwillen, den der Schurke allemahl gegen den Redlichen hegt, gründete, und den der Neid über die Begünſtigungen des Erzbiſchoffs ausgebildet hatte. Grundſätze waren ihm alle Mittel, die zum Zweck führen; daher war er bei dem Könige ein eben ſo eifriger Antipapiſt als Ketzermacher und ſchalt bei dem Herzog von Norfolk auf den Druck, den die ächtkatholiſche Kirche und die Geiſtlichkeit erfahren müſſe, und auf den Einfluß, den gewiſſe Leute ſich erſchlichen hätten; gegen Cranmer war er unter vier Augen ſtolz und grob, und im Beiſein des Königs überhäufte er ihn mit Bewunderung und kriechender Schmeichelei. Hinter ſeinem Rücken ſtrömte er gegen Heinrich vom Lobe des Erzbiſchoffs über, das er jedoch gar künſtlich mit bittern Nebenanmerkungen von Zeit zu Zeit zu durchweben verſtand.

Die Verbindung zwiſchen Norfolk und Gardiner war ſchnell und innig. More hatte zwar keinen eigentlichen Antheil daran; er war gleichwohl das Inſtrument, wodurch man das Verderben Cranmers bei dem Könige zubereiten wollte.

Obwohl More in gar keiner Verbindung mehr mit dem Könige und dem Hofe ſtand; obwohl er ſie für die Zukunft abſichtlich vermied, ſo ſuchte ihn dennoch Heinrich, vielleicht eben deshalb, zuweilen auf, weil er eine kalte, ſich immer gleiche ſcherzende Laune hatte, ihm alſo bei der Abendmahlzeit manche Erſchütterung des Zwerchfells machte und ihm nach Tiſche auf ſeinem Altan eine aſtronomiſche Vorleſung hielt, woran Heinrich damahls viel Geſchmack fand.

Spaßmacher haben von jeher, ſelbſt auch bei den Großen, ein Recht behauptet, alles zu ſagen, was ihnen gut dünkte, ohne die Folgen befürchten zu dürfen, die harte Wahrheiten oder Unwahrheiten auf den ſtets Ernſthaften nur zu oft zurückfallen laſſen. In dem Beſitze dieſes Rechts behauptete ſich More auch noch fortwährend bei Heinrich. Daher kamen öftere Diſpüten über ſein Betragen bei ſeiner Eheſcheidung, wogegen ſich More oft entſchieden erklärt hatte, — über ſein Verfahren

gegen den Papſt und die Geiſtlichkeit, weshalb er abgedankt hätte, — und über die itzige Begünſtigung der Proteſtanten, die er in ſeiner Einſamkeit wollte beobachtet haben. Wenn dann beſonders bei dem letzten Punkte der Streit zu ernſtlich zu werden anfing und der König einige Empfindlichkeit blicken ließ, ſo endete ein witziges oder unwitziges Impromptû die Unterredung, und der König ſchied meiſtens lachend von ihm — jedoch nie ohne einen Zuſatz zu ſeiner Erbitterung gegen Proteſtanten und ihre Freunde.

Einſt hatte ihn More ziemlich ſtark damit geneckt, daß er einen Mann zum Erzbiſchoff gemacht habe, der ſo lange mit den Proteſtanten in vertrauten Verbindungen geſtanden und ohne Zweifel noch darin ſtehe; er hatte ihm die frühere Geſchichte Cranmers erzählt, und Heinrich war dießmahl mehr als je nachdenklich darüber geworden. So fand ihn Gardiner, er erfuhr die Urſach ſeines Tiefſinns und machte es ſich nun zur Pflicht, einen Kommentar über jenen Text auszubreiten, der dann ins hellſte Licht ſetzte, daß Cranmer nicht nur der Ketzerei ſelbſt zugethan ſei, ſondern ſie auch auf das eifrigſte unter der Hand beförderte.

Heinrich verſank in tiefes Nachſinnen, in welchem Argwohn und Zutrauen, Empfindlichkeit und Achtung, fanatiſcher Despotismus und Vernunft, die böſe und gute Natur mit einander kämpften. Der Verſucher merkte dieß und fuhr um ſo emſiger fort, das Feuer anzuſchüren. Aber über dem anſcheinend glücklichen Fortgang vergaß er, die Rolle genau zu halten, die er angenommen hatte, und ließ eine voreilige Schadenfreude, eine den tiefſten Haß ſo deutlich bezeichnende Bitterkeit aus allen ſeinen Urtheilen und Beweiſen hervorblicken, daß ſelbſt Heinrich darauf aufmerkſam wurde. Als Kopf ſchätzte er Gardiner, aber ſein Herz verachtete er ſchon längſt. — „Dieſer „Menſch haßt Cranmern!“ — ſchoß wie Blitzſtrahl durch ſeine Seele, und die beſſere Natur ſiegte über ihren ſtärkern und noch dazu ſo kräftig unterſtützten Feind in dem Augenblicke, da ſie beinah unterlegen wäre.

„Laßt mich allein!“ ſagte er plötzlich mit einem finſtern Blicke zu Gardiner — und der Teufel hob ſich von dannen.

Heinrich kam nun bald zu dem Entſchluſſe, mit Cranmer ſelbſt über dieſe Beſchuldigungen zu reden. Er erſann einen Plan, ihn auszuforſchen,

auf deſſen Feinheit er ſich nicht wenig zu gute that, und worüber er die Abſicht, in welcher er ihn ausforſchen wollte, ziemlich vergaß. Gegen Abend befahl er, daß ein Kahn zum Spazierfahren bereit ſein ſollte, beſtieg ihn ohne Gefolge und ließ ihn die Themſe herunter nach der Gegend von Cranmers Landhauſe hin rudern.

Es war ein heiterer ſchöner Abend, Luft und Waſſer ſtill und ruhig, und in der Seele des Königs wurde es auch immer friedlicher, je mehr er ſich dem Wohnorte der Redlichkeit nahte. Die Domeſtiken des Erzbiſchoffs hatten von fern die bekannte Gondel des Königs bemerkt und es ihrem Herrn angezeigt, der auch eiligſt, ſeiner Gewohnheit in ſolchen Fällen gemäß, ans Ufer hinging, um den Königzu begrüſſen und ihn in ſeine Wohnung einzuladen.

Heinrich lehnte es ab. „Der Abend ſei ſo „ſchön,“ ſagte er, „er möge lieber zu ihm in ſeine „Gondel kommen und das Vergnügen der Spa„zierfahrt mit ihm theilen.“ Der König ließ ihn an ſeiner Seite Platz nehmen, war freundlicher als gewöhnlich. Ein Beobachter würde freilich einen ungeübten Zwang durch dieſe Freundlichkeit deutlich genug haben hervorblicken ſehen.

Das Geſpräch wurde bald ſpecieller, und Heinrich lenkte es auf die überhandnehmende Kezzerei und äuſſerte ſeine Beſorgniß, daß dadurch immer mehr der Partheigeiſt genährt und wohl gar in der Folge ein bürgerlicher Krieg dadurch veranlaßt werden könne, wie die Erfahrung leider in Deutſchland hinlänglich beweiſe.

„Um dieſem izt, da es vielleicht noch mög„lich iſt, zuvorzukommen," fuhr er fort, indem er Cranmer aufmerkſam zu beobachten ſchien, „bin ich entſchloſſen, die Anſtifter und „Aufrührer aufſuchen und zur Warnung und „Beiſpiel für andere auf das ſchärfſte beſtrafen „zu laſſen. — Jedoch wünſcht' ich vorher zu wiſ„ſen," ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu, „was Ihr von dieſem Entſchluſſe denkt!" Die Art, wie der König insbeſondere dieß letzte vorbrachte, das Starre in ſeiner Geberde, was Gleichgültigkeit ſcheinen ſollte; das Unbeſtimmte in ſeiner Stellung, indem er bald auf dieſe, bald auf eine andere Seite ſich wandte — würde einen jeden andern aufmerkſam gemacht haben. Cranmer hingegen, der nie auf das achtete, was auſſer ihm vorging, antwortete ganz

unbefangen und, ſelbſt ohne das geringſte zu ahnden:

„In Rückſicht der Abſicht, die Ew. Majeſtät „zu erreichen trachten, ſcheint mir dieſer Entſchluß „allen möglichen Beifall zu verdienen. Nur wißt „Ihr, gnädigſter König, daß ich der Meinung „bin, man mache die Sache zu fürchterlich und „dehne die Ketzererklärungen gar zu weit aus. „Daher möchte ich Euch wohl rathen, ja behut„ſam in dieſer Sache zu verfahren, damit Ihr „nicht einen redlichen Forſcher nach Wahrheit „und einen treuen Volkslehrer, der ohne weitere „Rückſicht auf Sektirerei und Normen ſeine Re„ligion allein aus dem göttlichen Worte hervor„holt und ſeine Meinungen mit richtig erklär„ten Ausſprüchen Chriſti und ſeiner Apoſtel, ohne „auf die Zuſätze zufällig hinzugekommener Men„ſchenſatzungen zu achten, beweiſt, ebenfalls unter „die Zahl jener rechnen mögt, zumahl da es nicht „an Anſchwärzungen und Verdrehungen fehlen „dürfte, ſo bald gewiſſe Leute Euren Entſchluß in „Erfahrung bringen werden.“

Der König vergaß nun auf einmahl die Rolle der Feinheit und Verſtellung, die er ſich, um Cranmer recht auszuholen, vorgeſchrieben hatte.

Heftig ſußt er auf und ergriff Cranmer bei der Hand, die er nachdrücklich ſchüttelte.

„Ja, ja! Ihr habt Recht, die giebt es,“ rief er, „und ich muß Euch nur ſagen, daß man Euch „ſelbſt bei mir hat anſchwärzen und verderblicher „und aufrühriſcher Grundſätze bezüchtigen wol„len! — Und nun wiederholte er ihm die Erzählung Gardiners von ſeiner Verbindung mit den Proteſtanten und ſeiner projektirten Ausbreitung in England.

Cranmer hörte dieß alles mit grösser Ruhe bis zu Ende. Dann geſtand er ohne Rückhalt mit derjenigen Einfalt und Offenheit, die faſt nie ihre Wirkung verfehlt, daß der erſte Theil dieſer Angabe richtig ſei. „Allein,“ meinte er, „in Freundſchaft mit Jemandem leben heiſſe ja „noch nicht in allen ſeiner Meinung ſein und „noch weniger dieſe Meinung verbreiten wollen. „So wie er in Abſicht der Herrſchaft des Pap„ſtes von der bisher gemeinen Meinung einiger„maßen abweiche — und das billige ja der König „ſelbſt — ſo weiche er auch in andern Lehren „hin und wieder davon ab. Dieſe getraue er „ſich aber alle ſonnenklar aus der Bibel zu bewei„ſen;“ — und ohnfehlbar würde er ſogleich zu

dieſen Beweiſen übergegangen ſein, wenn nicht Heinrich, der ſeine Demonſtrationen eben ſo fürchtete als ehrte und ſchon geneigt war, ihn gerechtfertigt zu ſehn, ſich dieß auf ein andermahl vorbehalten hätte.

In Abſicht des zweiten Punkts — daß er ſich nämlich einen Anhang zu verſchaffen ſuche, um ſeine Lehrſätze auszubreiten — erbot ſich der Erzbiſchoff zu der ſtrengſten Unterſuchung. Es werde alsdenn ohnfehlbar nichts anders als ſein Wunſch, daß das Volk die Bibel möge leſen dürfen, an den Tag kommen, den der König aus ſeiner eigenen Aeuſſerung zur Genüge kenne.

Die Kraft der Wahrheit verfehlte dießmahl bei Heinrich ihre Wirkung nicht, da ſie mit ſeinem Wunſche übereintraf. Er bezeigte ſich völlig befriedigt und verlangte nun noch von Cranmer, daß er dieſe ganze Unterredung geheim halten ſolle, bis er ſelbſt ihrer erwähnen werde. Dieß traf zu ſehr mit Cranmers Denkungsart überein, als daß er ſich dagegen hätte ſträuben ſollen, und Heinrich kehrte ſpät am Abend befriedigt und vergnügt nach Hauſe zurück.

Einige Tage nachher ſagte ein königlicher Kämmerer dem Erzbiſchoff an, daß die Königin

von

von einer Tochter geneſen ſei und der König ihn zum Pathen beſtimmt habe. Die Tauffeierlichkeit der jungen Eliſabeth, die der König zugleich zur Prinzeſſin von Wales erklärte, (wiewohl man ihm vorſtellte, daß ein nachfolgender Prinz ihr dieſen Titel wahrſcheinlich ſtreitig machen dürfte) wurde mit der möglichſten Pracht und den lebhafteſten Aeuſſerungen der Freude des Hofes und der ganzen Nation vollzogen, und Heinrich nahm dieſer Gelegenheit wahr, ſehr derb und nachdrücklich — wiewohl nur im allgemeinen — diejenigen auszuhunzen, die ſich mit dem niederträchtigen Gewerbe der Verläumdung befaßten, und mit einem derben Fluch zu betheuern, daß er es keinem rathen wolle, bei ihm dergleichen, in Rückſicht ſeiner Freunde, zu verſuchen! „Der Kopf „möchte ihm bei meiner Seele am längſten feſt „geſeſſen haben!“ ſagte er und wandte ſich unwillkührlich zu Gardinern — Den Erzbiſchoff hingegen überhäufte er mit Freundſchaftsbezeugungen und ſtellte ihn der ganzen Verſammlung als das Muſter eines ehrlichen Mannes und ſeinen werthen Freund vor.

Die erſte Hitze des päpſtlichen Zorns war indeſſen verdampft, und die Ueberlegung hatte ſchon angefangen, der Politik des heiligen Vaters derbe Verweiſe dafür zu geben, daß ſie ſich zu einem ſo unüberlegten Schritte habe verleiten laſſen; als die zurückgeſandte Bulle und mit ihr zugleich Briefe von dem Könige von Frankreich und Vermittlungsvorſchläge in denſelben anlangten.

Der ohnmächtig wieder zurückgefallene Donnerkeil gewährte auf der einen Seite einen eben ſo niederſchlagenden Anblick für die päpſtliche Gewalt, als die Vorſchläge und Verſprechungen Franzens auf der andern wieder die Hofnung, in Güte weiter zu kommen, neu belebte. Er beſchloß daher, den Gedanken an iene für izt wenigſtens ganz aufzugeben und von dieſen zu erwarten, was Wahrſcheinlichkeit oder richtiger Möglichkeit zu erwarten erlaubten.

Hatte Clemens durch dieſe Betrachtung ſeine Betriebſamkeit bis auf die herannahende Zuſammenkunft mit Franz zu Marſeille vertröſtet; ſo wurde dieſe Zwiſchenzeit in deſto geſchäftigern wechſelſeitigen Unterhandlungen von Heinrich und Franz hingebracht. Franz wandte alles an, um Heinrich zu bewegen, ſeiner erſten Einladung zu-

folge, ebenfalls ſich bei der Zuſammenkunft in Marſeille einzufinden, und Heinrich gab ſich alle Mühe von der Welt, Franz ſelbſt von dieſer Zuſammenkunft mit Clemens abzuhalten; indem ſein Unwille gegen den Papſt und ſeine groſſe Vorſtellung von der Intriguenſucht und Hinterliſt dieſes Biſchoffs ſeine ältere Beſorgniß, daß er Franz von der Freundſchaft mit ihm abziehn werde, zu einem ängſtlichen Argwohn erweckte.

Beider Bemühungen blieben indeß gleich fruchtlos, nur daß der König von Frankreich durch die dringendſten Bitten endlich ſo viel gewann, daß Heinrich ſich entſchloß, Biſchoff Gardiner, Ritter Bryan, und einen gewiſſen Doktor Bonner (einen eben ſo grundgelehrten als rohen und ungeſitteten Menſchen) als Geſandten nach Marſeille zu ſchicken; mehr um den König von Frankreich und den Papſt zu beobachten, als mit ihm in Unterhandlung zu treten.

Früher als dieſe Geſandtſchaft war der Papſt in Marſeille angekommen und hatte ſchon ein langes und ein breites mit Franz über dieſe Angelegenheit Raths gepflogen, der dann nicht unterlaſſen hatte, ſeine Ueberredungskunſt in allen Formen und in ihrer ganzen Stärke an der

Aengſtlichkeit und Unentſchloſſenheit des ſchwachen Clemens zu verſuchen. Endlich hatte er ſo viel erhalten, daß der Papſt verſprach, Heinrichs Wünſche in Abſicht ſeiner Eheſcheidung völlig zu befriedigen, und nur behalte er ſich zur Rettung der Ehre ſeiner päpſtlichen Würde und Gewalt vor, die Sache noch kurz vor einem Konſiſtorium in Rom zu unterſuchen, wovon er jedoch die dem Kaiſer ergebenen Kardinäle ausſchlieſſen werde. Dieſe Verabredung ſollte übrigens — wie der ängſtliche Clemens zur unverbrüchlichen Bedingung machte — für izt ein tiefes Geheimniß zwiſchen ihnen beiden bleiben, und die Geſandten Heinrichs mit allgemeinen Freundſchaftsverſicherungen abgefertigt werden.

Der König von Frankreich war voller Freuden über dieſen glücklichen Erfolg ſeiner Negociation. Schon ſah er ein feſtes Bündniß zwiſchen dem Papſt, Heinrich und ihm; ſchon weidete er ſich an der gutherzigen Vorſtellung, eine Spaltung der Kirche verhindert, und an der rachſüchtigen und eigennützigen Vorſpieglung ſeiner Phantaſie, mit dieſen vereinigten Kräften ſeinen Feind Karl zu Grunde gerichtet und ſein Reich in

Süden eben ſo ausgedehnt, als in Norden und Weſten geſichert zu haben.

Die Geſandten langten an und wurden dem Papſt vorgeſtellt, der ſie gütig aufnahm und ihnen viel Verbindliches ſagte, und insbeſondere ſeine immer dringender werdenden Wünſche, eine dauernde Freundſchaft mit dem Könige Heinrich zu ſchlieſſen, deutlich, wiewohl in allgemeinen Ausdrücken an den Tag legte. Er wünſchte daher nichts ſehnlicher," ſo ſchloß er ſeinen Vortrag, „als daß dieſe unglücklichen Mishelligkeiten „endlich einmahl beigelegt werden könnten; — „und verſicherte mit einer feierlichen Betheurung, „daß er von ſeiner Seite zu allem, was Gewiſ„ſen und Ehre erlaubten, bereit ſei — und herz„lich gern — zu den Vorſchlägen, die Heinrich „etwa deshalb thun möchte, die Hand bieten „wolle ꝛc. ꝛc." —

Auf dieſen Vortrag waren die Geſandten nicht gefaßt. Man hatte Klagen, Beſchwerden und Drohungen erwartet, und war auf die Erwiedrung derſelben inſtruirt. Heinrich hatte ausdrücklich befohlen: ſie ſollten kein Haar breit nachgeben; wenn er ſchimpfe, noch einmahl ſo derb ſchimpfen, und wenn er ja ſich mit einer Dro-

hung hervor wage, ſie mit einer doppelt ſo nachdrücklichen zu Boden ſchlagen.

Dieß freundliche, gefällige und zuvorkommende Betragen des Papſtes ſetzte daher die Geſandten in Verlegenheit. Gardiner, als der erſte, war zum Wortführer beſtimmt, und ſo wenig es ihm ſonſt in ſolchen Fällen zu fehlen pflegte, ſo vermochte er doch izt nicht, etwas anders als abgebrochene Floskeln hervorzuſtottern.

Das Bewuſtſein, wie ſehr er Mistrauen verdiene, — was ſchwache und zweideutige Menſchen nie verläßt — führte Clemens auf die Vermuthung, daß die Geſandten wirklich Mistrauen in ihm ſetzten, und deshalb ſich nicht beſtimmt erklären wollten. Er fuhr daher fort, die Aufrichtigkeit ſeiner Aeuſſerungen zu betheuren, und berief ſich dabei auf das Zeugniß des Königs von Frankreich.

Dieß ſetzte Gardiner nur noch mehr in Verwirrung; er kam auf die Gedanken, daß ſchon ein Verſtändniß zwiſchen beiden gegen Heinrich ſtatt finde, daß man dieſen Weg einſchlüge, ſie zu überliſten, und dieſe und ähnliche Vorſtellungen nahmen ihm vollends das wenige von Gegenwart des Geiſtes, was ihm noch übrig war — Er

ſchwieg — ſah auf den Papſt — auf die Hofleute — ſah ſich endlich nach ſeinen Begleitern um, mit demjenigen abſichtloſen Anſtarren, woran Wille und Bewuſtſein auch nicht den geringſten Antheil haben.

Allein Bonner, der von einem ſolchen Gemüthszuſtande auch nicht die entfernteſte Vorſtellung hatte und dieß Umſehn für eine Auffoderung hielt, überdem auch längſt ſchon mit dieſer Unterredung unzufrieden geweſen war, — trat hervor und ſagte dem Papſte in ſeinem ihm eignen rauhen und zankenden Tone: „dieſe glatten „Worte könnten alles nichts helfen, und er möge „nur nicht denken, daß er ſeine beleidigenden „Handlungen damit gut machen werde. Der „König ſei äuſſerſt unzufrieden und aufgebracht, „und habe ihnen befohlen, ihm anzukündigen, daß „er ſein Verfahren mit ihm vor einer allgemeinen „Kirchenverſammlung unterſuchen laſſen werde.“

Jetzt war die Rolle der Verlegenheit an dem Papſte, — er hatte nur kaum noch ſo viel Faſſung, daß er zur Antwort geben konnte: er müſſe ſich über dieſen Vortrag erſt mit den Kardinälen berathen, ehe er etwas darauf antworten könne; — indeſſen vermuthe er vorläufig, der Ausſpruch

werde dahin ausfallen: daß dieß gar nicht angehe,“ — und hiemit wollte er die Audienz endigen, indem er die Geſandten auf den andern Tag wieder zu ſich beſchied.

Allein Bonner, der die Schwäche des Feindes merkte, war gar nicht willens, den Sieg, den er ſchon halb in ſeinen Händen glaubte, wieder fahren zu laſſen. Er fiel daher ſogleich wieder mit einem ungeſitteten Hohnlachen ein:

„Ich glaube auch wohl ſo viel von der Sache „zu verſtehn als Eure Kardinäle, und da denke ich, „es werde wohl angehn! — Auch hat mir der „Erzbiſchoff von Canterbury an Ew. Herrlichkeit „den Auftrag gegeben, daß er geſonnen ſei, wider „Eure unrechtmäſſige Aufhebung ſeines Richter„ſpruchs ebenfalls an ein allgemeines Concilium „zu appelliren.“

Izt fuhr der Zorn mit ſolcher blitzſchnellen Kraſt in Clemens Adern und Nerven empor, daß er in der heftigſten Wuth hervorbrach:

„Unverſchämter! — Elender Menſch! wie „kannſt du es wagen, ſo zu reden?“ rief er. „In „dieſem Augenblicke will ich dich ergreifen und „in einen Keſſel mit ſiedendem Oele werfen laſſen,

„daß deine armſelige, verworfne Seele zur Hölle „fahre, wohin ſie gehört“ —

Bonner wollte in ähnlichem Tone, dem Befehl ſeines Königs gemäß, erwiedern; allein der Ritter Bryan nahm ihn beim Arm und führte ihn zur Thür hinaus. Die Audienz endigte ſich in der gröſten Verwirrung, und Clemens wollte nachher von den engliſchen Geſandten durchaus nichts mehr hören, ſo viel Mühe ſich auch Franz gab, den Fehltritt derſelben mit der Unkunde ihrer Verabredung und ſeiner Geſinnung für Heinrich, ſo wie mit der natürlichen Ungeſittetheit Bonners und der Unzufriedenheit ſeiner Gefährten darüber zu entſchuldigen.

Die Geſandten traten unverzüglich ihre Rückreiſe an. Heinrich lachte bei der Relation von Bonners Betragen, nannte es brav und zeichnete ihn von der Zeit an durch Beförderungen und ſelbſt durch manche Gunſtbezeugungen aus. Ueber die päpſtliche Drohung aber ergrimmte er nicht wenig und ſchwur, daß er den Uebermuth dieſes unverſchämten Pfaffen noch ſo demüthigen werde, daß er ſein Lebenlang an König Heinrich denken ſolle.

Auch der Papſt reiſte, voll der heftigſten Erbitterung, nach Italien zurück, nachdem er Franz

auf das heiligſte verſichert hatte, daß er nun gar keine Vorſchläge zur Ausſöhnung weiter anhören, am wenigſten von ſeiner Seite auch nur den kleinſten ſcheinbaren Schritt dazu thun werde, und eben daher ſeine mit ihm genommene Abrede gänzlich aufhebe.

Es iſt die Natur jeder Art von Bauernſtolz, vor allen aber des geiſtlichen, eher alles aufzuopfern, als das, was er ſeinem Stande und ſeiner Würde gebührende Achtung nennt. Auf das gefliſſentlichſte bemüht er ſich, den Verdacht zu entfernen, daß die Empfindlichkeit, die man äußere, perſönlich ſey, und giebt ſeine Würde als Menſch nur zu leicht preis, um die eines an ſich nichtigen Attributs mit der eiferſüchtigſten Aufmerkſamkeit zu beſchützen. Die kleinſte Verletzung reizt leicht bis zur Unverſöhnlichkeit, wenigſtens wird nur tiefe Demüthigung, oft doch nur ſchwach und mißlich, das Verſehen wieder gut zu machen im Stande ſein.

Ob Franz hievon eben ſo wie wir überzeugt war, iſt aus manchen Gründen zu bezweifeln, vor allem da er, der ernſtlichen Verſicherung des Pap-

ſtes ohnerachtet, die Hofnung, eine feſte Ausſöhnung zwiſchen ihm und Heinrich zu bewirken, keinesweges aufgab. „Wenn Heinrich ſich bewegen ließe, ſeinen ſteifen Nacken nur etwas zu beugen,“ meinte er, „ſo würde der Papſt ohne Zweifel ganz nachgeben und er ſeine großen und reizenden Projekte noch erfüllt ſehen.“

Zu dem Ende erſchien dü Ballay noch einmahl in London, um Heinrich eine ausführliche Erörterung über den Vorfall in Marſeille zu geben.

Dü Ballay hatte bei ſeinem frühern Aufenthalte in London Gelegenheit gehabt, den Charakter Heinrichs genau zu ſtudiren, und beſaß Gewandtheit genug, um ſeine Darſtellung der Sache — die Schilderung der guten Stimmung des Papſtes vor der Ankunft ſeiner Geſandten, und der Verabredung, die ſchon zwiſchen ihm und dem Könige von Frankreich getroffen war — dieſem gemäß einzurichten.

Er wuſte Cromwell wenigſtens in ſo fern zu gewinnen, daß dieſer ihm nicht entgegen arbeitete, und Cromwell verſtand ſich dazu um ſo leichter, weil er es nach der Lage der Sachen für unmöglich hielt, daß eine völlige oder wenigſtens eine dauer-

hafte Vereinigung zu Stande gebracht werden könne.

Cranmer liebte die Vielgeſchäftigkeit ſo wenig, daß er alle Einmiſchung in Staatsangelegenheiten gänzlich vermied, überdem die Sache für ſo ganz gewiß abgethan hielt, daß er nicht begreifen konnte, wie man darüber nur noch einige Worte verlieren könne.

Anne lebte ganz dem Vergnügen und der Befriedigung ihrer Eitelkeit, und nachdem ſie ihren Zweck erreicht hatte, war es ihr im höchſten Grade gleichgültig, ob es einen Papſt gebe — ob der König mit ihm in Frieden ſei oder nicht. —

Heinrich war ſich alſo ſelbſt überlaſſen, und daher gelang es dem feinen und geſchmeidigen dü Ballay dann auch leicht, ihn wenigſtens dahin zu bringen, daß er ſich noch einmahl, aber freilich nur leidend zu einer Verhandlung hergab; — indem er nämlich einwilligte, daß Franz das Geſchäft eines Vermittlers fortſetzen könne, zugleich aber hoch und heilig betheuerte, er werde weder einen Geſandten nach Rom oder irgend einen andern Ort dazu ſenden, noch auf irgend eine andere Weiſe nur auf das entfernteſte ſich ſelbſt hineinmiſchen.

Sobald du Ballay dieſen Beſcheid erhalten hatte, eilte er mitten im Winter, mit Lebensgefahr, nach dem feſten Lande, um Franz dieſe freudige Botſchaft zu überbringen, und ſodann in Rom ſelbſt das glücklich angefangene Werk auch einer glücklichen Vollendung zu nähern.

Nicht ohne Beſorgniß, mit dem Unwillen des heiligen Vaters noch einen harten Kampf beſtehen zu müſſen, näherte er ſich den heiligen Hügeln des Vatikan. Allein auch hier fand er ſchon eine günſtige Vorbereitung. Eine erhebliche Parthei im Conclave hatte, aus Abneigung gegen den Kaiſer, die Parthei des Königs von England genommen und Clemens ſchon oft die Vorwürfe gemacht, daß er durch Unentſchloſſenheit England eben ſo verlieren werde, wie ſein Vorgänger Leo aus zu raſcher Entſchloſſenheit Deutſchland verloren habe. Aehnliche Vorwürfe bei ſeiner Zurückkunft von Marſeille hatten ihn dießmahl ſtärker als je getroffen. Er gerieth jezt in eben ſo große Beängſtigung, als er ſich vorher trotzig und ſtolz bewieſen hatte, und zeigte daher bei der erſten Unterredung mit dem franzöſiſchen Geſandten eine eben ſo unerwartete als erwiedernde Geneigtheit, ſeine erſte Verabredung mit Franz zu erfüllen.

Kaum aber bemerkten die Kardinäle von der kaiſerlichen Parthei dieſe Stimmung, als ſie dem Papſt vorſtellten, wie höchſt unwahrſcheinlich es ſei, daß Heinrich, nach dem letzten Vorfalle, ſich noch auf etwas einlaſſen werde; daß er unmöglich mit einem Abgeſandten traktiren könne, der nicht die mindeſte Vollmacht habe, und daß er ſich doch wenigſtens erſt einen Revers von Heinrich verſchaffen ſolle, worin dieſer bezeuge, daß er mit den Verhandlungen des franzöſiſchen Geſandten zufrieden ſein wolle.

Bei einem ſo ängſtlichen und argwöhniſchen Manne als Clemens konnte dieß nicht ohne Wirkung bleiben. Die Gegenparthei ſo wenig als der Geſandte ſelbſt konnte dagegen etwas einwenden, und dů Ballay fertigte ſogleich einen Boten nach England ab, um den verlangten Revers ſich zu verſchaffen. Clemens ſetzte, nicht ohne Einwirkung der kaiſerlichen Parthei, einen Termin an, bis zu welchem er zur Haltung ſeines gegebenen Worts ſich anheiſchig mache, und dieſen freilich ſo kurz, daß, zumahl in dieſer Jahrszeit, gar leicht ein Zufall die Rückkehr des Boten innerhalb deſſelben unmöglich machen konnte.

Heinrich hätte, durch das günſtige Schreiben des dû Ballay geblendet, ſich nicht geweigert, den Revers auszuſtellen; aber der gefürchtete und gehoffte Zufall ereignete ſich, und der Bote war nicht an dem beſtimmten Tage in Rom zurück. Sogleich erging, auf die dringende Vorſtellung, auch wohl Drohung der kaiſerlichen Geſchäftsträger, eine päpſtliche Erklärung, die die Ehe Heinrichs mit Katharinen für völlig gültig und ungeſchieden erklärte, und unter den ſtolzeſten kirchlichen Drohungen ihm anbefahl, ſeine Gemahlin ohne Weigerung und Verzug wieder anzunehmen.

Dû Ballay erſchrak aufs heftigſte beim Anblick derſelben, und da zwei Tage nachher die Erklärung Heinrichs in Rom ankam, ſo gerieth er faſt in Verzweiflung. Er beſtürmte den Papſt und das Konſiſtorium mit den dringendſten Bitten, ſeine Erklärung gegen Heinrich wieder zurückzunehmen; im Konſiſtorio ſelbſt entſtanden die lebhafteſten Debatten darüber; der Papſt kam in das ſchrecklichſte Gedränge, worin er ſich vielleicht jemahls in ſeinem Leben befunden hatte. — Allein endlich behielt die kaiſerliche Parthei durch die Drohungen, womit ſie ihn ſchreckte, die Oberhand. Die päpſtliche Bulle blieb in ihrer Wirkung, und dû Ballay

entfernte ſich, voll des heftigſten Unwillens, aus Rom.

Es iſt unmöglich, die Wuth zu beſchreiben, in welche Heinrich gerieth, als die Nachricht von dieſem Vorgange nach London kam, und die durch die Beſchämung darüber, daß er ſich noch einmahl dieſer Mishandlung ausgeſetzt hatte, bis zur Unerträglichkeit gereizt wurde. Da es ihm unmöglich war, ſie unmittelbar den empfinden zu laſſen, der es verdiente, ſo griff er die an, die es nicht verdienten, aber von ihm erreicht werden konnten. Er verwünſchte die Dienſtfertigkeit des Königs von Frankreich, tobte auf das heftigſte gegen ſeine geheimen Räthe, daß ſie ihm nicht beſſer gerathen, und verſchonte ſich ſelbſt nicht mit Vorwürfen über ſeine eigene Einfalt.

Was ſeinen Zorn noch vermehrte, war die Wirkung, welche der Ausſpruch des Papſtes auf Katharinen machte. Sie erklärte beſtimmt und laut, daß ſie nun eher ihr Leben laſſen, als ihr Recht auf Heinrich aufgeben werde. Sie wurde heiterer, geſelliger — Das Unglück hatte ihren Stolz ſo ganz hinweg genommen, daß die wiederkehrende Heiterkeit ihr ein einnehmendes und liebreiches Anſehn gaben. Die Landleute in ihrer Gegend verſammelten

ten ſich oft um ihrem Schloſſe und gaben ihr die auffallendſten Beweiſe ihrer Zuneigung, und die misvergnügten Geiſtlichen verehrten ſie als eine Märtyrerin.

Heinrich ließ ihr andeuten, ſich von ihrem bisherigen Wohnorte auf ein entfernteres Schloß zu begeben. Allein ſie erklärte geradezu: ſie werde den Aufenthalt, der ihr gefalle, nicht verlaſſen; beſchwerte ſich, daß ſie als eine Gefangene gehalten werde, und verlangte bald nachher ſogar die Erlaubniß, nach London kommen zu dürfen.

Vielleicht wäre auf Cromwell, eben weil er ſein thätigſter Rathgeber bisher geweſen war, auch der gröſte Theil von dem Unwillen des Königs gefallen, wenn er nicht gleich auf eine geſchickte Art ſeiner Begierde ſich zu rächen hätte Mittel an die Hand zu geben gewuſt. Er rieth ihm, durch einen Parlementsſchluß zuförderſt noch einmahl ſeine Eheſcheidung und ſeine alleinige Oberherrſchaft in allen geiſtlichen Angelegenheiten beſtätigen, ſo wie von der Geiſtlichkeit jede Kommunikation mit Rom aufheben zu laſſen.

Heinrich billigte dieſen Vorſchlag vollkommen, und machte ſogleich Anſtalten, ihn ins Werk zu ſetzen. Aus ſeinem eigenen Gehirn fügte er noch

die Artikel hinzu, deren Charakteriſtiſches man nicht verkennen wird: „daß nämlich Katharinens Toch„ter ausdrücklich für unehelich und alſo für unfä„hig zur Erbfolge erklärt werden; daß ſich die gan„ze Nation zur Annahme ſowohl dieſer Anordnung „als Anerkennung ſeiner geiſtlichen Alleingewalt „durch einen Eid verpflichten, und daß endlich bei der „ſtrengſten Ahndung durchaus einem jeden unter„ſagt werden ſolle, über ſeine Scheidung und Wie„derverheirathung zu reden und zu urtheilen.„

Das Parlement bewies durch eine weitläuftige Deduktion aus der Geſchichte und den Grundgeſetzen des Reichs die Rechtmäſſigkeit dieſes Verfahrens und beſtätigte es freudig und ſelbſt als eine Wohlthat für die engliſche Nation. Des Volks Stimme harmonirte dießmal allgemein mit der ſeiner ſogenannten Stellvertreter, und Heinrich ſah ſich durch die unwillkührliche Gewalt der Zufälle, ſo ganz ohne ſein Zuthun, auf eine Höhe des Despotismus gehoben, wovon er einige Jahre vorher noch gar keine Vorſtellung hatte.

Die gewagten und ſo glücklich ausgeführten Eigenmächtigkeiten Heinrichs, deren lange, bis zum Ende ſeines Lebens reichende Kette, hier nur eigentlich beſtimmt ihr erſtes Glied zeigt, verhärteten

von nun an ſeinen ſchwankenden und lenkſamen Charakter immer mehr zu einem ſtörriſchen und unbiegſamen Eigenſinn, der ihn freilich immer noch ein ſchwaches Spiel andrer bleiben ließ, aber eben durch dieß nicht immer zu unterdrückende Selbſtgefühl nur in andern Fällen um ſo widerſpänſtiger machte und ein eiferſüchtiges Mistrauen als ſeine ſtete Geſellſchaft unterhielt.

Bei der Trennung des Parlements leiſteten alle weltliche Glieder deſſelben in einer feierlichen Sitzung den neuen Huldigungseid, und von den Biſchöffen und Prälaten war nur ein einziger, der ſich dagegen erklärte. Die niedere Geiſtlichkeit ſchwieg und krümmte ſich, aber konzentrirte ſich deſto genauer, ie mehr ſie den Druck von oben fühlte und ihm nicht entgegen zu arbeiten vermochte.

Der bedrängte Aberglaube ſucht ſich gemeiniglich des Aberglaubens ſelbſt zu ſeiner Rettung und Rache zu bedienen; daher war der Mönchseinfluß von ieher ſo beträchtlich auf den großen Haufen, und Pfafferei ſuchte ſtets durch Auf-

wieglung des Pöbels, was ihr die Vernunft oder Machtgewalt zu entziehn ſuchte, wieder an ſich zu reißen. Hier iſt ein ewiges Wirken im Finſtern, ein Aufpaſſen und Anzetteln, und die Rubrik „Pfaffiſche Betrügerei“ möchte wohl in den Annalen der Menſchheit bei weitem die gröſte werden.

Religion an ſich iſt hieran ſehr unſchuldig, und durch ſie, ſo lange ſie rein und unverfälſcht iſt, dergleichen zu bewirken oder dazu Veranlaſſung zu geben, würde eine völlige Unmöglichkeit ſein. Aber eben hieraus ſieht man, wie ſo manches Wunderbare in die Religion gekommen iſt, und warum man ſich ſo ſehr dagegen ſträubt, es wieder aus derſelben zu entfernen. Die Neigung und das Intereſſe ungebildeter Menſchen für das Wunderbare und Abentheuerliche hat allen Greuel katholiſcher und nichtkatholiſcher Misbräuche dieſer Art ausgeheckt, und wenn man heut zu Tage den Herrn Jeſus von Angeſicht zu Angeſicht ſieht (ſo daß man Weſten nach der Farbe der ſeinigen trägt) und mit den Geiſtern zu Abend iſſet, ſo iſt dieß nur eine armſelige Nachäfferei der Erfindung jenes berüchtigten Bauermädchens, der Eliſabeth Bar-

ton, die mit dem heiligen Geiſt ſelbſt in einem vertraulichen Umgange ſtand.

Dieſe Eliſabeth Barton, oder, wie ſie auch ſonſt wohl genennt wird, das Mädchen von Kent, war die Haushälterin des Pfarrer Richard Maſter, ein hübſches, geſundes und, wie alle Leute des Orts eingeſtanden, auch ſehr geſcheides Mädchen. Die Chronique ſcandaleuſe des Orts wollte indeſſen behaupten, alles dieß wiſſe Niemand beſſer als der Pfarrer, weil er ſie — von Kindheit an bei ſich gehabt und vielen Fleiß auf ihre Erziehung gewandt habe; ſie machte ſogar ihrer Gewohnheit nach allerlei hämiſche Bemerkungen über die Art der Kenntniſſe, worinn er ſie beſonders unterwieſen, und die, wie ſie meinte, in das Fach geheimer Wiſſenſchaften und verborgener Kräfte der Natur gehöre. Es iſt gleichwohl noch bis auf den heutigen Tag un ausgemacht geblieben, ob an dieſen Unterweiſungen Pfarrer Maſter, oder ſein Freund, der Kanonikus Backing, den größern Antheil hatte.

Um die Zeit nun, wie ſich ſo bedenkliche Wolken an dem geiſtlichen Himmel Englands zuſammenzuziehen begonnten, erſcholl auf einmahl das Gerücht, die muntere Eliſabeth ſei mit einer un-

glücklichen Krankheit befallen (die mit den ſogenannten hyſteriſchen Zufällen, der Beſchreibung nach, Aehnlichkeit hatte) und die wohlgebildeten Glieder ihres ſchönen Körpers oft gewaltſam hin und her riße, bis ſie endlich matt, wie eine Fliege, auf den Boden hinfalle und in einen bewuſtloſen Zuſtand, den manche für Schlaf halten wollten, verſinke.

In unſern Zeiten, wo dergleichen nichts ungewöhnliches iſt, würde man kaum darauf gemerkt haben; damahls aber machte die Sache großes Aufſehn. Die allgemeinſte Meinung war, ſie ſei ohne Zweifel von irgend einem böſen Geiſte beſeſſen; andere, die für witzige Köpſe gehalten wurden, äuſſerten mit zweideutigen Geberden: der Pfarrer und ſein Freund, der Kanonikus, möchten wohl gar zu viel mit ihr ſtudirt haben; und einige wenige, die man Ketzer ſchalt, ſchüttelten ernſthaft die Köpfe und meinten, es möchte wohl eine Folge der drückenden Luft ſein, die durch die bedenklichen Wolken, beſonders in den Häuſern der Geiſtlichkeit, erregt wäre, und man könne nicht wiſſen, was dahinter ſtecke —

Kaum hatten ſich dieſe Meinungen und Vermuthungen einander durchkreuzt, als ein Gerücht erſchien, dem zufolge man aus vertrau-

ten Aeuſſerungen des Pfarrers ſelbſt für gewiß behauptete: Eliſabeth habe, während ihrer Zufälle, Erſcheinungen und halte oft lange Reden, die ſehr wichtigen Inhalts und ſogar prophetiſch zu ſein ſchienen. Sie ſpräche dann bald von den heiligen Engeln, bald von der Mutter Maria, bald gar vom heiligen Geiſte, die ſie beſucht und ihr eine Offenbarung und Prophezeiungen im Vertrauen mitgetheilt hätten.

Heut zu Tage würde man über dieß letzte Vorgeben gelächelt haben, weil man dergleichen durch den thieriſchen Magnetismus vernünftiger zu erklären weiß! — Damahls aber kannte man dieß große Geheimniß der Natur noch nicht, und alſo hielt man ſich an ihre Ausſage, und wiewohl jene Ketzer den Kopf nur noch ärger ſchüttelten, ſo wurde doch auf der andern Seite die Begierde, ſich durch den Augenſchein ſelbſt von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, auch immer ärger. Anfangs rühmten ſich einige einzelne genaue Bekannte des Pfarrers dieſer Gunſt — dann mehrere entferntere — dann ganze Geſellſchaften; — und endlich ward das Haus dieſes guten Mannes — zu ſeiner und des Mädchens großen Beſchwerde,

wie er wenigſtens jedem neuen Ankömmling klagte — gar nicht mehr leer.

Nun redete man nicht weiter von ihren Zufällen, ſondern von ihren Reden und Prophezeiungen. Während der Verzuckungen, die ſie faſt zerriſſen, hielt ſie lange Reden wider die Sittenverderbniß der Zeit — wider Revolutionsſtürmer — wider Neologen, Irrgläubige und Ketzer, drohte mit allen Landplagen Egyptens, und ſagte das Schickſal von Sodom und Gomorrha — woran auch hauptſächlich Neologen und Aufklärer Schuld geweſen ſein ſollten — auf das beſtimmteſte für England vorher.

Es iſt nicht anders zu erwarten, als daß bei dem immer zunehmenden Aufſehn und dem immer ſtärker werdenden, für ihn ſo beſchwerlichen Zulaufe der ehrliche Pfarrer alle ſeine Gehirnsfaſern in Bewegung ſetzte, um ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch man dieſem Uebel abhelfliche Maaße leiſten könne. Daher ließ er denn, ſeiner eigenen Erzählung zufolge, nicht ab mit Beten und Faſten, bis ſich die Mutter Maria — nach andern aber der heilige Geiſt — ſeiner und des Mädchens erbarmte, und ihr bei einem ihrer Beſuche eröffnete, daß ſie von dieſen Zufällen ge-

heilt werden würde, wenn ſie an einem beſtimm⸗ten Tage zu der Mutter Gottes Bilde in einer andern Pfarrkirche eben dieſes Pfarrers wallfahrtete.

Natürlicher Weiſe erregte dieß eine ſehr allgemeine und geſpannte Erwartung. An dem beſtimmten Tage verſammelten ſich in und vor der Kirche mehrere tauſend Menſchen, um dieſe wunderbare Kur anzuſehen, wovon man ſich tauſendfache Begriffe machte, weil man gar keinen davon hatte. Die Kranke wurde, von dem Pfarrer begleitet, in die Kirche getragen und vor dem Altar niedergelegt. Sogleich überfiel ſie einer der heftigſten Anfälle, die ſie je gehabt hatte; ſie redete enthuſiaſtiſcher als je von böſen Zeiten — vom Königstode u. ſ. w., und endlich ſagte ſie denn auch, daß ihr der heilige Geiſt ſo eben andeute, unter der Bedingung, daß ſie Nonne werde, könne ſie darauf rechnen, durch die Fürſprache der heiligen Jungfrau geheilt zu werden. —

Der Paroxysmus war vorüber; — ſie ließ ſich einkleiden und war von dieſem Augenblicke an für immer hergeſtellt.

Die Zufälle hatten aufgehört, aber die Verbindung mit den höhern Weſen dauerte fort und

wurde nur noch genauer und erheblicher. Je enger ſich die Freundſchaft zuſammenzog, deſto mehr nahm auch das Bedürfniß der Mittheilung zu, und da Beſuche bei jenen überirdiſchen Weſen doch immer auch ihre eignen, uns, wie ſie ſelbſt, verborgenen Unbequemlichkeiten haben mögen, — ſo etablirte man eine Korreſpondenz. Insbeſondere war dieß der Fall bei der heiligen Maria Magdalena, deren mit goldenen Buchſtaben geſchriebene Briefe durch Engel vom Himmel gebracht wurden. Der heilige Geiſt und die Mutter Maria ſetzten gleichwohl ihre Beſuche eifrig fort. Weil aber für ſo hohe Gäſte es offenbar nicht anſtändig geweſen ſein würde, durch die gewöhnliche Thüre in Eliſabeths Zelle zu gehen, ſo kamen ſie auf einem geheimnißvollen Wege durch die Wand, die ſich auf die Stimme der Engel, die die Begleitung ihrer überirdiſchen beſuchenden Freunde ausmachte, eröffnete.

Nun muß man nicht glauben, daß dieß nur blos von Hörenſagen, oder etwa aus dem Munde der Eliſabeth ſelbſt, ins Publikum und alſo auch zu unſerer Wiſſenſchaft gekommen ſei. Es begaben ſich unzählige Menſchen aus allen Ständen zu ihr ins Kloſter, wohnten ſehr oft den Un-

terredungen bei, wo ſie mannigfaltige angenehme harmoniſche, aber ſehr ſchwache und unverſtändliche Töne hörten, die ſie aber freilich, als der Sprache der Geiſter unkundig, nicht verſtanden, und ſich von Eliſabeth dolmetſchen laſſen muſten.

Die Zahl der Bewunderer dieſer Quaſi-Heiligen wuchs täglich, und es fanden ſich darunter Männer, von denen man es nicht erwartet hätte. Es wurden ihre Prophezeiungen dem päpſtlichen Geſandten mitgetheilt und der unglücklichen Katharina von Arragonien Briefe von der Maria Magdalena durch die Hand ihres Freundes, des Biſchoffs von Rocheſter, vorgelegt, der ſie ſehr ernſtlich aufmerkſam machte, daß der Inhalt dieſer authentiſchen Briefe ſie zu neuen Hofnungen und zur Standhaftigkeit nicht nur berechtige, ſondern auch verpflichte.

Dieſer Inhalt war nun gerade daſſelbe, was als das Reſultat der Unterredungen mit den übrigen Heiligen und Geiſtern angegeben wurde. Weil nämlich jene erhabenen Weſen in dem Wahne ſtanden, die Königin Anna ſei eine eifrige Proteſtantin, und ſie alſo für die erſte und einzige wirkſame Urſach alles Ungemachs, was der katholiſchen Religion drohte, ſo wie der Spaltung mit

dem Papſte, hielten; ſo beſtanden alle ihre mündlichen und ſchriftlichen Aeuſſerungen in Drohungen, daß der König von Gott verlaſſen werden und ein trauriges und ſchreckliches Ende nehmen müſſe, wenn er ſich nicht wieder von Annen trennen und Katharinen, dem Ausſpruch des Papſts gemäß, als ſeine rechtmäßige Gemahlin anerkennen werde.

Dieſe Komödie war geraume Zeit ſo fortgeſpielt worden, ohne daß man man ſich von Seiten des Hofs die Mühe gemacht hätte, ſich darum zu bekümmern. Izt aber bei der Einführung des neuen Huldigungseides wurden die Drohungen der Heiligen ſo laut und unmanierlich, daß Heinrich ſich denn doch etwas darüber ereiferte und die Geiſterſeherin nebſt ihren beiden irdiſchen Freunden, in Hofnung, durch dieſe auch zur nähern Bekanntſchaft der geiſtigen zu gelangen, beim Kopf nehmen und vor das Gericht der Sternkammer führen ließ. —

Hier entdeckte ſich denn bald der Schreiber der Maria Magdalena, die geheime Thür in der Wand, welche die himmliſchen Abgeſandten ſo wundervoll zu öffnen verſtanden, und alle die andern erbärmlichen Maſchinen, die zu die-

ſer Farçe gebraucht worden, ſo wie das ganze Komplott der Akteurs und ihrer aufrühriſchen Abſichten.

Die Entdeckung brachte ſo manche lächerliche, ſogar läppiſche Poſſen an den Tag, daß ſie Heinrich in gute Laune ſetzten, anſtatt ſeinen Zorn zu reizen. Insbeſondere fand er reichlichen Stoff für ſeinen Witz in den geheimen Beſuchen, die die Heiligen oder Geiſter durch die Wand bei ihrer Freundin abgelegt hatten. Daher wollte er in keine ſtrenge Beſtrafung willigen, und nachdem er das Urtheil der Sternkammer verworfen, ſetzte er eins von eigener Erfindung an deſſen Stelle, — nach welchem ſie in der Pauls-kirche während der Predigt ſich zur Schau ſtellen und nach geendetem Gottesdienſte ein Bekenntniß ihrer Betrügereien laut und vernehmlich vorleſen ſollten.

Dieſe Gelindigkeit hatte indeß die Beſtraften nur gereizt, an ſtatt ſie zu beſſern. Sie breiteten unter dem Volke insgeheim aus, daß dieß Bekenntniß falſch und erzwungen ſei, und ſuchten nun ein förmliches Komplott mit mehr Emſigkeit und Kühnheit als bisher anzuzetteln. Aber kaum ahndete Heinrich hievon etwas, ſo verlor ſich ſeine lachende Laune, und ein deſto

ungeſtümerer Zorn trat an ihre Stelle. Die Folge davon war, daß ſie einſtweilen in den Tower geworfen und vor der nächſten Parlementsſitzung des Hochverraths bezüchtigt, Eliſabeth und ihre genauſten Freunde zu Tyburn hingerichtet, einigen andern aber nur auf Annens dringende Fürbitte das Leben geſchenkt wurde.

Die in Wirkſamkeit geſetzte Rechtspflege iſt wie eine verzehrende Flamme, die die heterogenſten Körper ergreift — den ſtinkenden Schwefel verzehrt und das edle Metall nicht verſchont, — weil ſie beide einigen Feuerſtoff haben.

Die Unterſuchung war mit jener Exekution nicht abgeſchloſſen. Das Parlement hatte in einer eignen Verurtheilungsbill die Namen derer angezeigt, welche mit in die Sache verwickelt waren, und die alſo auch zur Verantwortung oder zur Beſtrafung gezogen werden ſollten. Unter dieſen fanden ſich die Namen zweier Männer, die durch ihren Stand und ihre Würden ſowohl, als durch das öffentliche Anſehn, worin ſie auch bei der edlern Volksklaſſe ſtanden und ſelbſt

bei dem Könige bisher geſtanden hatten, von den übrigen auffallend unterſchieden waren. Unter dieſe gehörten vor andern Sir Thomas More und Fiſher, Biſchoff von Rocheſter. Beide waren dafür bekannt, daß ſie die Eheſcheidung Heinrichs nicht gebilligt; der erſtere, weil er es mit dem Kirchenrecht und der Orthodoxie hielt; der letztere, weil er ein erklärter Freund und Anhänger Katharinens und ein Prieſter im ausgedehnteſten Sinn dieſes Worts war. Der König kannte die Grundſätze beider und hatte Fiſhern von jeher gehaßt, Moren jedoch ſeiner andern Talente wegen manches überſehen und ihn ſelbſt eine geraume Zeit ſehr freundſchaftlich behandelt.

Dieß hatte nun freilich auf den kalten und anſpruchloſen More nie einen Eindruck gemacht, und wie wenig er auf die Dauer dieſer königlichen Gunſt für die Zukunft rechnete, beweiſt eine ſeiner eignen Aeuſſerungen. Einſt hatte ihn Heinrich in ſeinem Hauſe beſucht und war lange mit ihm, Arm in Arm verſchlungen, in ſeinem Garten ſpazieren gegangen. Als er ſich endlich hinweg begab und More von ſeiner Begleitung zurückkehrte, kam ihm einer ſeiner Verwandten, ein junger lebhafter Mann, entgegen gelaufen und

rief in froher Begeiſterung: „Sir, was ſeid Ihr
„für ein glücklicher Mann, daß Ihr ſo mit dem
„Könige umgehen könnt!“ —

More lächelte. „Hütet Euch wohl,“ ſagte
er, „mein Sohn, mich darum zu beneiden. —
„Wenn der König, ſo gewogen er mir itzt ſein
„mag, in dem itzigen Kriege gegen Frankreich ein
„Kaſteel mit meinem Kopfe zu gewinnen wüſte,
„er würde dieſen Abend nicht mehr auf meinen
„Schultern ſitzen.“

Bei dieſer Ueberzeugung konnte denn wohl die
königliche Gunſt an den Grundſätzen eines Mannes,
der ganz Grundſatz war, keine Aenderung
machen; aber eben ſo muſte auch dieſe eiſerne Gemüthsart
endlich bei einem Könige, der keine
Grundſätze achtete, weil er ſelbſt keine kannte,
das Band des Wohlwollens abſchneiden. — Sie
müſte dieſe Wirkung ſchon eher gehabt haben, wenn
nicht ein ſo kleinlicher Geiſt auch von kleinen Nebenfaden
gewiſſer gefälliger angenehmer Talente
oft feſter gehalten würde, als andere ſelbſt von
den ſtarken Banden der Gleichheit der Denkungs-
und Sinnesart.

Allein ſeit einiger Zeit waren auch dieſe eben ſo
leicht zerriſſen, als ſie geſponnen waren. More
hatte

hatte den neuverordneten Eid zu leiſten von ſich abgelehnt, und da hiezu nun gerade auch bei Gelegenheit der Inquiſition der Eliſabeth Barton angezeigt wurde, daß auch er ſich bei ihr eingefunden und ſich von ihr prophezeien laſſen, ſo ſetzte Heinrichs argwöhniſche Gemüthsart ſchnell dieſe beiden Dinge zuſammen und ließ ihn von dieſer Zeit an More in einem ſchwarzen, gehäßigen Lichte erblicken.

Ueberall nach dem erſten Eindrucke ſchnell zufahrend, wollte er ihm hierüber ohne weiters den Proceß machen laſſen. Nun zeigte ſich aber gleich bei der erſten Erkundigung aus einem Briefe More's, den er über dieſen Gegenſtand an den Staatsſekretär Cromwell geſchrieben hatte, zu ſeiner vollkommenſten Rechtfertigung, wie er über jene Betrügerei denke. Gleichwohl muſte die Unterſuchungskommiſſion Heinrich fußfällig bitten, ſeinen Namen aus der Anklagebill wegſtreichen zu dürfen, und würde es dennoch ſchwerlich dahin gebracht haben, wenn ſie ihn nicht aufmerkſam darauf gemacht hätte, daß ſeine Weigerung, den neuen Huldigungseid zu leiſten, einen weit ſicherern und ſchicklichern Vorwand, ihm den Proceß zu machen, gäbe.

Noch an demſelben Tage wurde More ent⸗boten, vor dem Lord Kanzler zu erſcheinen, bei dem er eine Comitte' des geheimen Raths fand, die ihn, in Rückſicht ienes Eides, an den Wil⸗len des Königs und den Parlementsſchluß erin⸗nerte, und ihn nochmahls zur Leiſtung deſſelben aufforderte. „Auſſer dieſen Verpflichtungen, die „er mit allen Unterthanen gemein habe," fuhr der Canzler fort, „verbinde ihn noch beſonders „die vorzügliche Gnade, die ihm der König von „jeher erzeigt (und worüber er ſich ſehr weit⸗„läuftig verbreitete), ſo wie ſein eigner großer „Ruhm und das hohe Anſehn, worin er bei der „ganzen Nation ſtehe. Er habe daher den Auf⸗„trag, ihn im Namen des Königs dringend zu „erſuchen, durch ſeine Weigerung kein Aergerniß „zu geben und ſich in dieſer Angelegenheit, wor⸗„an Sr. Majeſtät beſonders viel liege, gefällig „gegen die Wünſche derſelben zu bezeigen."

More bezahlte dieſe Höflichkeit mit gleicher Münze — gab ſodann aber ſeine Verwunde⸗rung zu erkennen, daß der König dieß Verlan⸗gen an ihn ergehen laſſe, da er ſeine Grund⸗ſätze hinlänglich kenne und in der Welt nichts

vorgekommen ſei, warum er ſie hätte verändern ſollen. —

„Nun ſo muß ich denn,“ fuhr izt der Kanzler auf, „im Namen des Königs Euch für den „treuloſeſten und undankbarſten Unterthanen erklä„ren und Euch hiemit, gleichfalls auf Befehl „Sr. Majeſtät, andeuten, daß Ihr Euch auf die „ſtrengſten Ahndungen und die ganze furchtbare „Laſt des königlichen Zorns gefaßt machen mögt, „dafern Ihr nicht auf der Stelle gehorcht.“

„Das will ich gern,“ ſagte More ruhig, „aber gehorchen kann ich nicht, denn ich halte die „Forderung für unrechtmäſſig.“

„Ihr reſpektirt alſo die Parlementsbill „nicht?“ rief der Kanzler.

„Gar ſehr,“ ſagte More, „denn ſie iſt ein „zweiſchneidiges Schwerd, das entweder mein „Gewiſſen oder mein Leben zerſchneidet.“

Jetzt rief bald dieſer, bald jener von den geheimen Räthen auf ihn ein, — zuletzt alle auf einmahl; — ſie überhäuften ihn mit Schmähungen, daß er das Parlement läſtere — nannten ihn ſtolz, unverſchämt — unvernünftig —

More lächelte und ſchwieg, bis das Ungewitter etwas vorüber war; dann fuhr er mit ſeiner gewöhnlichen Mäſſigung fort:

„Wozu, Mylords, ereifert Ihr Euch doch ſo „ſehr? Ich tadle ja die, welche die Akte abge„faßt haben, eben ſo wenig, als die, welche den „Eid geleiſtet haben — Nur ich — ich kann „ihn nicht leiſten, weil es mein Gewiſſen nicht „erlaubt. Den Artikel, die Thronfolge betref„fend, wollte ich noch allenfalls beſchwören, wenn „man mir erlaubte, ein eignes Formular zu ma„chen; — denn dieß enthält Ausdrücke, die mir „anſtöſſig ſind“ —

Ein neues Getöſe unterbrach ihn, und würde ihn ganz betäubt haben, wenn Cromwell den Kanzler nicht erſucht hätte, demſelben durch einen Autoritätsſpruch ein Ende zu machen, weil er ſelbſt auch einmahl zu reden wünſche. Der Kanzler verwies nun die Beiſitzer zur Ordnung, die er jedoch nur mit Mühe herzuſtellen im Stande war.

Cromwell glaubte bei Wolſey ehemals die Bemerkung gemacht zu haben, daß er durch ſeinen Stolz und äuſſern Anmaſſungen und Bedrückungen ſich eigentlich ſelbſt zu Grunde gerichtet habe;

daher hatte er es ſich von Anfang ſeiner Günſtlingslaufbahn an zur ſtrengen Vorſchrift gemacht, ſich gegen dieſen Fehler durch die entgegengeſetzte Tugend für immer zu ſichern. Mit der Rolle eines großmüthigen Retters und Beſchützers hatte er auf dem Schauplatze der groſſen Welt debütirt, und nun fuhr er mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit fort, überall den Schonenden und Beſchirmenden zu ſpielen und nur höchſtens gegen die Mönche einige Ausnahme zu machen.

Er hatte von jeher, wie es ſchien, etwas darin geſucht, ein Freund des groſſen More zu heiſſen, und redete ihn alſo izt um ſo mehr mit dieſer ihm nachgerade zur andern Natur gewordnen Humanität in Ausdruck und Betragen an; er wiederholte ihm die Freundſchafts- und Achtungsverſicherungen, die er ihm bei jeder Gelegenheit zu machen pflegte, und bat ihn auf das dringendſte und mit dem ſtärkſten Anſchein von Theilnehmung und Beſorgniß, die Sache doch noch einmahl zu überlegen und nicht ſo ganz kalt von der Hand zu weiſen. Da er aber auch durch alles dieß keine andre Antwort erhalten konnte,

ſo endete er mit allen Aeuſſerungen einer ſchmerzhaften Verlegenheit:

„Ihr wißt, Mylord, wie ſehr ich Euch liebe, „und dadurch, hoffe ich, werdet Ihr meine Zu„dringlichkeit entſchuldigen. Mich erſchrecken die „Folgen, und ich ſchwöre es Euch bei Gott dem „Allmächtigen, ich wollte lieber, daß mein eigner „Sohn den Kopf verlöre, als daß Ihr Euch ge„weigert habt, dieſen Eid zu leiſten.“ —

More wurde nun fürs erſte auf vier Tage in der Weſtminſter-Abtei in Verhaft gehalten, während welcher Zeit die dringendſten Vorſtellungen aller Art Heinrich beſtürmten. — Aber war es eine argwöhniſche Beſorgniß, ſein Beiſpiel und ſein groſſer Ruf könne üble Folgen haben; oder war es blos die unwillkührliche Wirkung eines blinden Unwillens, die unbiegſam entgegenſtrebte; — weder Cranmer, noch Cromwell, noch der Herzog von Norfolk vermochten etwas auf ihn zu wirken. Am vierten Tage befahl er, More in den Tower zu bringen, wohin ihm ſeine witzige Laune folgte und ihn auch da noch gegen den Unmuth ſicherte, als man ihm Bücher und Schreibmaterialien nahm und ihn durch die

Langwierigkeit der Gefangenſchaft zu Tode martern zu wollen ſchien.

Ein gleiches Schickſal hatte ſein Freund Fiſher, auf welchen die Härte, die ſchon More erfahren muſte, doppelt ſchwer fiel, — da ihn weder perſönliche Achtung noch Recht zu ſchützen vermochte. Entriß man jenem Bequemlichkeit, ſo verſagte man dieſem die Nothdurft und ließ den ſiebenzigjährigen Greis elend und hülflos auf einem Bündel Stroh, mit einem zerriſſenen Kittel bedeckt und von der Laſt der Jahre und körperlichen Schwäche erſchöpft, mit jedem jammervollen Tage ſeinem Tode ſehnlicher entgegen ſchmachten, ohne jedoch ſeinen feſten Sinn zur Leiſtung des verlangten Eides unter den zerquetſchenden Arm der Eigenmächtigkeit beugen zu können.

Bei einem Monarchen, der ohne Plan und allgemeine Entwürfe blos nach Gefühlseindrücken handelt, ſagt man, müſſe ein überlegender und vorſichtiger Miniſter ſeine Plane deſto ſicherer ausführen können. Wolſeys Allmacht war ein Beweis mehr für dieſe Bemerkung, Cromwells Miniſterſchaft gleichfalls im Allgemeinen, nur

daß dieſen die Einfälle des Königs ſchon zu⸗ weilen, wo nicht ganz hinderten, doch wenigſtens aufhielten und gröſſere Behutſamkeit und Sorg⸗ falt, den rechten Zeitpunkt zu treffen, nothwendig machten, was ihn jedoch bei ſeiner groſſen Ge⸗ wandtheit des Geiſtes nie erheblich in Verlegen⸗ heit ſetzte.

Hatte er je von der Stimmung des Königs und äuſſern Umſtänden für ſeine Abſicht, auf den Trüm⸗ mern der geiſtlichen Gewalt ſeine Gröſſe zu bauen, einen günſtigen Zeitpunkt erwartet, ſo konnte er den itzigen nicht überſehn und unbenutzt vorbei laſſen. Heinrichs ſo ſehr erwachter Unwille ge⸗ gen die Mönche auf der einen Seite, auf der an⸗ dern die Bedrohungen eines Kriegs mit dem Kai⸗ ſer bei erſchöpfter Kaſſe, und vor ſich die noch nicht geendete — wenigſtens bei dem Volke noch nicht vergeſſene Meuterei des Prieſters Maſter und ſeines ſchlauen Gehülfen, führten die Idee, gerade izt wenigſtens einen Verſuch zur Erſchütte⸗ rung der alten Kloſtermauern zu wagen, nicht unnatürlich herbei und verſprachen ihm bei Heinrich eine günſtige Aufnahme und Unterſtützung, und bei dem Volke in der Ausführung wenigſtens keinen Widerſtand.

Er irrte ſich nicht in ſeiner Erwartung. Anfangs zwar ſtutzte Heinrich einen Augenblick; denn Klöſter hatten bisher in ſeiner Vorſtellung noch mit zur Religion gehört. — Aber ſeine Erbitterung dagegen ergriff nur deſto ſchneller die Vorſtellung von erhöhter Gewalt, vermehrten Einkünften und Befriedigung der Rachbegierde ꝛc. ꝛc. — Auf der Stelle wollte er ſie alle aufheben! —

Nun muſte Cromwell ſelbſt Schwierigkeiten machen, und dieſe griffen bei dem wetterwendiſchen Heinrich wieder ſo ſchnell ein, daß eine dadurch erweckte religiöſe Aengſtlichkeit ſich kaum den erſten Verſuch abgewinnen konnte, — ihn durchaus darauf dringen ließ, nur vorerſt einige kleinere und ärmere Klöſter aufzuheben, die ohngefähr hunderttauſend Pfund an Grundſtücken zu den königlichen Domänen lieferten, aber wohl ein Heer von zehntauſend, gröſtentheils Bettelmönche, in Freiheit ſetzte.

Die vermehrten Einkünfte gefielen Heinrich nicht übel; gleichwohl war ihm bei dieſen Schritte doch noch immer nicht ſo ganz wohl zu Muthe. So ſehr er auch die Proteſtanten haßte, ſo hat-

te er doch von ihnen die Publicität fürchten und achten gelernt, und es war immer noch ſein Wunſch, bei den kühnen Schritten wider Papſt und Kaiſer die Stimme berühmter Gelehrten auf ſeiner Seite zu haben. — In dieſer Abſicht hatte er durch einen Biſchoff Sampſon ein Buch zur Vertheidigung ſeiner Würde, als einziges Oberhaupt der engliſchen Kirche, und des Eides der Supremacy, gleich nach Ablegung deſſelben ſchreiben laſſen. Jetzt, da ihn die Aufhebung der Klöſter auf dem Herzen drückte, lag ihm mehr als je daran, daß dieß Buch überall Wirkung machen möchte, und er ſchlug daher einen Weg ein, der ſeiner charakteriſtiſchen Beſchaffenheit ſowohl als ſeiner Folgen wegen nicht übergangen zu werden verdient.

Indem er umher ſann, wer unter den damahls berühmteſten Männern wohl am erſten und nachdrücklichſten für dieſe Abſicht wirkſam ſein könnte und würde, führte ihn ein unglücklicher Einfall wieder zunächſt auf ſeinen Vetter Pole, der izt in Venedig lebte, mit dem Papſt und verſchiednen Kardinälen, wie er wuſte, in Verbindung ſtand, und deſſen Ruhm, ſeit ſeinem Aufenthalte im Auslande, noch um ein groſses gewachſen war —

Wenn dieſer das Buch öffentlich empföhle! — die Idee ergriff ihn ſo ſtark, daß er gleich, ohne bei ſeinem letzten Auftritt mit ihm, bei den bekannten Grundſätzen deſſelben und ſo manchen andern Bedenklichkeiten, welche die itzigen Verhältniſſe deſſelben ſo leicht erregen konnten, nur einen Augenblick nachdenkend zu verweilen — einen Courier mit einem Exemplare dieſes Buchs und einem freundlichſten Anſchreiben an Pole abſchickte.

Noch nicht ſo hatte Pole jenen Auftritt mit Heinrich vergeſſen, und die Erinnerung an den ſchrecklichen Zorn des Königs und ſeine Gefahr hatte, in Verbindung mit dem Bewuſtſein nunmehriger Sicherheit, jene Furcht, die ihn aus England iagte, in einen bittern Haß gegen den König verwandelt, der nur ſo eben durch die Nachricht von More's und Fiſhers Schickſale, die er beide ſehr hoch ſchätzte, aufs neue gereizt und belebt war. Dieſer Brief, ſo glimpflich und freundſchaftlich er auch abgefaßt lautete, erregte bei ihm den heftigſten Unwillen, den er ohne Aufſchub und Rückhalt in ſein Antwortſchreiben überſtrömen ließ. Je mehr er darüber dachte, deſto mehr fühlte er ſich durch dieſe Zu-

muthung beleidigt und beſchimpft, und da er ſich izt in einem ſichern und wehrhaften Zuſtande wuſte, ſo beſchloß er, iene ehemahls erhaltene Beſchimpfung zugleich mit dieſer auszulöſchen.

In dieſer Abſicht ließ er dem erſten Brief an Heinrich gleich einen zweiten nachfolgen, worin er ihm noch ſtärker und derber, ſeiner Meinung nach, die Wahrheit ſagte und ihn auf das nachdrücklichſte erinnerte, zu ſeiner Pflicht und zum Gehorſam gegen den Papſt und die Kirche zurückzukehren; zugleich ſchrieb er an Sampſon und recenſirte ihn und ſein Buch mit ſo vieler Bitterkeit, Anmaſſung und Unanſtändigkeit, daß man es in unſern Tagen, bei aller Uebung und Fertigkeit in dieſen Künſten, kaum würde weiter treiben können.

Aber auch hiedurch war ſein Zorn und ſeine Rachbegierde noch nicht gekühlt. Auf ihre Veranlaſſung ſchrieb er einen Brief voll Bitterkeit an den Kaiſer, worin er es ihm zur Gewiſſenspflicht machte, die Beſchimpfung ſeiner Tante nicht ungeahndet zu laſſen; und arbeitete mit großer Emſigkeit an einem Werke zur Vertheidigung des Papſtes und ernſtlichen Rache der frevelhaften Unternehmung Heinrichs, das auch bald unter dem

Titel: De unitate eccleſiaſtica, ans Licht trat, und das er ſelbſt Heinrich mit der Verhöhnung zuſchickte: hier ſei die Schriſt, die er von ihm verlangt habe, und er wünſchte, daß ſie ſo glücklich ſein möge, den höchſten Beifall zu erlangen.

Unter allem, was Heinrich in ſeiner fünfundzwanzigjährigen Regierung erlebt hatte, war ihm ein ſolcher Fall noch nie vorgekommen, und ſein Erſtaunen überſtieg daher auch alle Empfindungen dieſer Art, die er bisher gehabt hatte. An dieß ſchloß ſich die höchſte Erbitterung, die nur dadurch noch verſtärkt wurde, daß er dieſen Menſchen, der ſeiner ſo dreiſt ſpottete, in Sicherheit, noch dazu in Sicherheit durch den Schutz ſeiner ärgſten Feinde, des Papſtes und des Kaiſers, wuſte, daß er ſogar argwohnte, das an einem natürlich furchtſamen Menſchen ihm ſo unbegreifliche Betragen habe ſelbſt ſeinen Grund in geheimen Anſtiftungen dieſer Feinde, die doch, ſo wie ihr Werkzeug ſelbſt, auſſerhalb dem Bezirk ſeiner Macht ſich befanden.

Wer mag beſtimmen, was für einen ſeltſamen Exceß ſich ſeine natürliche Heftigkeit erlaubt haben würde, wenn ihn nicht Cromwell beiläufig hätte bemerken laſſen: jede Aeuſſerung ſeines Ver-

druſſes würde ohne Zweifel eben für jenes' Komplott ein Triumph ſein, worauf ſie izt lauerten, und den ſie denn leicht durch eben dieß Werkzeug, wodurch ſie ihn ſo grob gereizt hätten, auch öffentlich an den Tag legen würden.

Dieſer Waſſerguß löſchte die hervorlodernde Flamme, aber konzentrirte die Hitze unter der Aſche nur noch mehr und beförderte ihre Wirkung nach innen. Rache muſte er haben — Pole in ſeine Gewalt bekommen — Die Erfindung war von ihm ſelbſt und ganz ſo fein und verſteckt, als man von der Gewandtheit ſeines Geiſtes erwarten konnte.

Er antwortete Pole in verbindlichen Ausdrükken, verſicherte ihn, daß er ſein Buch mit Wißbegierde durchgeleſen und viel Belehrung daraus gezogen habe. Ein und das andere ſei ihm indeſſen noch dunkel geblieben, und da es ihm ernſtlich am Herzen liege, über einen ſo wichtigen Gegenſtand mit ſeinen Vorſtellungen aufs Reine zu kommen, ſo bäte er ſeinen lieben Vetter, ſelbſt zu ihm zu kommen, um ihm dieſe dunkeln Stellen zu erklären.

Dieſer Fuchspelz, ſo glatt und glänzend er ſchien, war doch überall ſo kurz und ſo ſchlecht an-

gelegt, daß des Löwen Rachen und Klauen deutlich zum Vorſchein kamen, ſo daß Pole des ſcharfen Auges ſeiner weltklügern Freunde nicht einmal bedurft hätte, um ſie zu bemerken. Heinrich hatte daher noch den Verdruß, auch dieſen Kunſtgriff misglücken zu ſehn.

Mit kaltem Stolz lehnte Pole den Antrag ab und fügte hinzu, daß er nicht für ihn, ſondern für das Publikum geſchrieben habe, um den ſchädlichen Folgen ſeines Beiſpiels entgegen zu wirken. Von ihm ſei er überzeugt, daß er dieſe Schritte nicht aus Gründen des Nachdenkens, ſondern aus Leidenſchaft und Nebenabſichten gethan habe; und er riethe ihm daher noch einmal freundſchaftlich — da er doch nun ſeine Abſicht erreicht habe — wieder zur Ueberlegung zurückzukehren und von den Maasregeln abzulaſſen, bei deren weiterm Verfolg er ſich ohne Zweifel in die gröſte Gefahr ſtürzen werde.

Wo blieb jezt der Fuchspelz auf dem Rücken des Löwen? — Der Ergrimmte riß ſich empor, und da ſeine Klauen den eigentlichen Gegenſtand ſeiner Wuth nicht zerfleiſchen konnten, ſo wühlten ſie Steine aus dem Boden, um ſie nach ihm zu

ſchleudern — Allein auch dieſe fielen ohnmächtig vor dem nieder, den ſie zerſchmettern ſollten, und erhöhten dadurch ſeinen Triumph eben ſo ſehr, als ſie den Zorn des Schleuderers demüthigten.

Pole wurde durch ein offnes Manifeſt von Heinrich des Hochverraths bezüchtigt und angeklagt, aller ſeiner Pfründen in England ſchimpflich entſetzt, und die Penſion, die er bisher noch vom Hofe gehabt hatte, eingezogen; — aber zugleich wurde Pole vom Papſt und Kaiſer öffentlich in Schutz genommen, ihm die verlorne Penſion reichlich erſetzt, und er überdem noch mit dem Kardinalshut beehrt.

Vielleicht war dies die lezte päpſtliche Handlung Clemens des Siebenten. Der Tod warf die dreifache Krone von ſeinem Haupte auf ſeinen Sarg, und indem er das hochheilige Oberhaupt der ganzen Chriſtenheit mit ſeinem mächtigen Zauberſtabe in einen Aſchenhaufen verwandelte, nahm er zugleich einen der verächtlichſten und unglücklichſten Menſchen aus der Reihe der Lebendigen, die je die Oberfläche der Erde betreten haben.

Mit

Mit einer Empfindung, die ſich dann einfindet, wenn ein widriges Thier unſere Nachbarſchaft verläßt, athmete Heinrich bei dieſer Nachricht einmahl aus voller Bruſt frei auf, und um dieſen Zeitpunkt zu benutzen, ließ er in einer ernſtlichen Proklamation allen ſeinen Unterthanen befehlen, weder in Schriften noch in mündlichen Unterredungen in Zukunft den Biſchoff von Rom Papſt zu nennen, — bei ſchwerer Ahndung! —

Nur die hungernde Schaar der vertriebnen Bettelmönche und einige alte Graubärte in den Winkeln ihrer Zelle runzelten die Stirn über dieſe Verordnung, und einige der höhern Geiſtlichkeit ſchrieben heimlich an den neuen Papſt Paul den Dritten, um ihn eben ſo gegen Heinrich aufzuhetzen, als ſie gegen dieſen gleisneriſch ſeinen Muth und ſeine Entſchloſſenheit bewunderten.

Dieſe Achſelträger betrogen ſich jedoch gröblich, wenn ſie das für Wirkung ihrer Aufmunterung hielten, was ſchon längſt vorgefaßter Entſchluß bei Paul war. Dieſer Mann, bisher einer der eifrigſten Anhänger des Kaiſers im Conclave, hatte ſich ſchon oft über die Unentſchloſſenheit Clemens ereifert und höhnend geäußert, er an ſeiner Stelle wür-

de den aufrührischen Sohn der Kirche ganz anders zu Paaren treiben! Sobald er auf dem heiligen Stuhle Platz genommen hatte, waren alſo auch dieß die Vorſtellungen, die ſeine Thätigkeit beſchäftigten. Seine erſte Autoritätshandlung ſollte ſein Anſehn auf einmahl in ſchreckender Größe der Welt vor Augen ſtellen. Mit grimmiger Geberde griff er nach dem Wetterſtrahle des Banns und Interdikts, ſchwang die gewaltige Rechte und war im Begriff, ihn nach dem Haupte Heinrichs zu ſeinem — wie er in ſeiner päpſtlichen Unfehlbarkeit wähnte — unvermeidlichen Verderben zu ſchleudern, wenn nicht in dieſem Augenblick der heilige Chor der Kardinäle demüthig ſich neigend vor ihn getreten wäre und ihn auf den magiſchen Zauber mit Nachdruck aufmerkſam gemacht hätte, den die abſolute Königsgewalt um die Küſte Englands gezogen habe.

Paul konnte, ſelbſt in dieſer Hitze ſeines Eifers, ſich nicht verhehlen, daß unter dieſen Umſtänden das Abwerfen des Wetterſtrahls unnütz ſei, weil er wahrſcheinlich in den Ocean zurückſinken und verlöſchen dürfte. Daher legte er ihn für izt wieder nieder, jedoch in ſteter Bereitſchaft, um unter glücklichern Aſpekten keine Zeit zu verlieren.

Das Gerücht von der wider den König ausgefertigten Bannbulle kam indeſſen nach England, und parturiunt montes — Man harrte und rüſtete ſich, ſie zu empfangen; man bereitete vor — und harrte wieder — endlich ſiehe da, naſcitur ridiculus mus — Aus dem kreiſſenden Berge des Kirchenbanns kroch das Mäuslein eines päpſtlichen Breve's hervor, worin dem unglücklichen Fiſher der Märtyrerlohn der Kardinalswürde in ſein jammervolles Gefängniß im Tower überbracht wurde.

Wer den Stoß mit dem Degen erwartet, dem macht der Stich einer Nadel einen, wo nicht eben ſo heftigen, doch eben ſo empfindlichen Schmerz. Heinrich ereiferte ſich über dies Breve um nichts weniger, als er nur immer über die Bannbulle und ein Interdikt ſich hätte ereifern können. Fiſher, der ein Jahr lang unter ſeinem Elende begraben geweſen, wurde nun noch einmahl hervorgezogen, ihm noch einmahl der Eid der Supremacy vorgelegt, und da er ihn noch jetzt ſtandhaft zu leiſten verweigerte, klebte einige Tage nachher ſein faſt erſtarrtes Blut auf dem Platze vor dem Tower. Das eisgraue Haupt des achtzigjährigen Greiſen ſtarrte auf einer hohen Stange über der Brücke von Lon

don und ſchreckte den Blick eines jeden zur Erde, der dieſen Weg nicht vermeiden konnte.

Noch tönte eine dumpfe Klage in den Hallen der Klöſter, und in den Paläſten der Prälaten herrſchte eine todte Stille; als ſich das Volk, aufs neue truppweiſe, ohne zu reden, auf dem Platze vor dem Tower anſammelte und unverwandt nach der Pforte der ſchreckenvollen Feſte hinſtarrte — Endlich öffnete ſie ſich, und es ſchlich heraus, gekrümmt und verfallen, nur mühſam auf einen Stab geſtützt, Thomas More, mit Wache umringt, nach dem Ufer der Themſe zu. Sein bleiches Geſicht war durch ſtarke Spuren einer auszehrenden Krankheit entſtellt; aber Heiterkeit und Fröhlichkeit war noch eben ſo, wie ehemals, über daſſelbe, wie der Sonnenſchein auf einem Grabe, ausgebreitet.

Der Kahn fuhr die Themſe entlang, und an den Ufern folgte ſtill und ehrfurchtsvoll die Menſchengruppe nach Weſtminſterhall, wo More vor das Gericht der königlichen Bank auf Befehl des Königs geführt wurde, um ſich gegen eine fiskaliſche Anklage zu vertheidigen.

Der Generalprokurator hatte gegen ihn angebracht, daß er aus Partheilichkeit gegen die Königin die zweite Heirath des Königs gemisbilligt, aus einer verſteckten Hartnäckigkeit die Parlementsakte, den Eid der Supremacy betreffend, nicht reſpektirt, und während ſeiner ganzen Gefangenſchaft, alles Zuredens ohnerachtet, bei ſeiner Verwerfung derſelben verharret ſei; daß er unter dieſer Zeit verrätheriſche Briefe an den Biſchoff Fiſher geſchrieben, und daß man daher zwiſchen ihnen beiden ein Komplott gegen den König und das Vaterland annehmen könne.

Sobald der Prokurator ſeine lange Anklage, in welcher er durch Bitterkeiten und Härte zu erſetzen ſuchte, was ihr an Gültigkeit, Wahrheit und Beweiſen abging, geendet hatte, nahm ſogleich der Lord Kanzler das Wort:

„Ihr werdet hieraus zur Gnüge einſehen, „More, wie gröblich Ihr den König beleidigt habt. „So unverkennbar Ihr hienach des Hochverraths „ſchuldig ſeid, ſo glaube ich dennoch Euch von „der Gnade Sr. Majeſtät Verzeihung verſprechen „zu dürfen, wenn Ihr von Eurer frevelhaften „Hartnäckigkeit abweichen und Euch in den höch„ſten Willen fügen wollt.“

Mit ſeiner gewöhnlichen Faſſung, nur mit etwas mehr Ernſt in Stimme und Geberde, als man ſonſt an ihm bemerkte, erwiederte More: „Er „ſei dem Lord Kanzler und den übrigen Lords für „dieſe Aeuſſerung ihrer guten Wohlmeinung ver„pflichtet; allein er hoffe zu Gott dem Allmächti„gen, daß er ihn nicht ſo tief werde ſinken laſſen, „daß er verleugne, was er für Recht erkenne — „und da man ihm erlaubt hatte, ſeine Vertheidi„gung vorzutragen; ſo bewies er die Unzulänglich„keit und Falſchheit iener Beſchuldigungen mit „Ruhe und lichtvoller Deutlichkeit zu einer ſol„chen Evidenz, daß der Fiskal darüber in ſichtli„che Verlegenheit gerieth und, ohne darauf etwas „zu erwiedern, das Abhören ſeiner Zeugen in Vor„ſchlag brachte, die denn freilich nicht geringe, „wiewohl mit ſeiner Vertheidigung wenig zuſam„menhängende Beſchuldigungen, eine immer är„ger als die andere, vorbrachten.“ Kaum war dieß Verhör geendigt, ſo hub der Kanzler unmittelbar an, den Urtheilsſpruch über More, als einen überwieſenen Hochverräther, auszuſprechen.

Die offenbaren Unwahrheiten, falſchen und meineidigen Zeugniſſe, die gegen ihn vorgebracht

waren, hatte More bisher, ohne einige Aeuſſe-
rung von Unruhe ertragen; aber dieſen Fehler in
der Form, den hier der Kanzler machte, konnte
er nicht ohne Rüge hingehn laſſen:

„Mylord," unterbrach er ihn mit einiger,
wiewohl kaum merkbarer Bewegung, „damahls,
„als ich noch die Verwaltung der Geſetze dirigirte,
„war der Gebrauch in ſolchen Fällen, daß man
„vor dem Ausſpruche des Todesurtheils den Ge-
„fangenen noch einmahl befragte, ob er noch ir-
„gend etwas dagegen vorzubringen wiſſe?"

„Habt Ihr noch etwas vorzubringen, Sir?"
ſagte der Kanzler beſchämt und ſtockend —.

„Nichts, Mylord, als was ich ſchon vorhin
„auf meine Anklage erwiedert habe. Die Zeug-
„niſſe ſind falſch. Beweiſe habe ich freilich nicht.
„Aber wenn ich ein Mann wäre, der den Eid
„nicht achtet, ſo würde ich hier nicht als ein Be-
„klagter vor Euch ſtehn, wie Ihr alle wißt, My-
„lords — Ihr ſeht, daß ich keinen Eid leiſten
„will, den ich für unrecht halte, ſelbſt wenn mein
„Leben als ein Preis darauf geſetzt iſt. — Aber
„wenn der, den jene Zeugen da geſchworen haben,
„und ihre Ausſage wahr iſt; ſo möge ich nie-
„mahls Gottes Angeſicht ſchauen!" —

Der Lord Kanzler ſchlug die Augen nieder, — hob ſie bis an die Decke in die Höh, — dann in dieſe und wieder von da in jene Ecke des Zimmers. — Die richtenden Lords ſtekten verlegen die Köpfe zuſammen — auf der Gallerie unter den Zuſchauern entſtand ein dumpfes Gemurmel — More ſaß erwartend mit heiterm, ruhigem, unverwandtem Blick auf den Kanzler. —

Die Verlegenheit dieſes erſten Schützers der Gerechtigkeit ſtieg aufs höchſte. — Endlich wandte er ſich an den Lord Oberrichter von England und fragte ihn öffentlich um ſeine Meinung: „ob dieſe Einwendung des Gefangenen „die Gültigkeit der Anklage vermindern oder ſie „gar unwirkſam machen könne?"

Der Oberrichter ſaß da in ſeinem weiten Seſſel, ohne ſich zu bewegen, das ſchwerfällige Haupt auf den linken Arm geſtützt. Die gefühlloſeſte Gleichgültigkeit lag auf ſeinen groben Geſichtszügen, wie der Froſt auf der Wintergegend; der todte Blick ſtarrte gerade vor ſich hin — er ſchwieg einige Sekunden — dann hob ſich die dicke Oberlippe, mit einem matten Stoſſe, an der linken Seite in die Höh, und eine eiſerne, eintönige Stimme ließ die Worte hören:

„Mylords, bei der heiligen Juliane, ich muß „aufrichtig geſtehn, — wenn die Parlements„akte nicht widerrechtlich iſt, ſo iſt auch auf mein „Gewiſſen der Beklagte von der peinlichen An„klage nicht loszuſprechen!“ —

„Seht Ihr, Mylords, Seht Ihr,“ rief der Lord Kanzler mit einer ungeduldigen Heſtigkeit — „Ihr hört, was Mylord Oberrichter ſagt!“ — und nun, als ob er fürchte, es möchte noch eine Einwendung ſich zwiſchen dieſen Orakelſpruch und den darauf zu bauenden Richterſpruch eindrängen, fuhr er unmittelbar fort, das Todesurtheil auszuſprechen:

„Daß Beklagter, Thomas More, maſſen er „des Hochverraths bezüchtigt und überwieſen, „von dieſer Gerichtsſtätte nach dem Tower zu„rückgebracht werden, und von da auf einer „Flechte durch die Stadt nach Tyburn geſchleiſt, „dort aufgeknüpft werden und hängen ſolle, bis er „halb todt ſei — dann, noch lebendig herunterge„nommen, verſtümmelt und ſein Leib ihm aufge„riſſen, — die Eingeweide verbrannt, ſein Leib „geviertheilt, — iedes der Viertheile an einem „Thore Londons aufgehangen und ſein Kopf auf

„der Londner Brücke zur Schau geſtellt werden „ſolle. Und das von Rechts wegen!“ —

Die Stimme des Kanzlers bebte und wurde unverſtändlich gegen das Ende ſeines Ausſpruchs; — ein unwillkührlicher Schauer riß die Geſichter der richtenden Lords abwärts und wandte die Zuſchauer auf der Gallerie in ſchneller bewußtloſer Angſt nach der Thür zu; als ob ein jeder dieſem Urtheil für ſich entfliehen wollte. Der Lord Oberrichter veränderte ſeine Stellung nicht, wie das Geſetzbuch vor ihm auf dem Tiſche. More ſah ruhig wie vorhin in dem Kreiſe der Richter umher.

Es war eine fürchterliche Pauſe. Endlich wandte der Oberrichter langſam ſein Geſicht nach More.

„Habt Ihr nun noch irgend etwas dem Ge„richte vorzutragen,“ ſagte er, „ſo redet, wir „ſind bereit Euch anzuhören.“ —

„Ich habe nichts mehr zu ſagen, Mylords,“ erwiederte More, indem er aufſtand und ſich auf ſeinen Stab ſtützte — „Nur noch ein kleiner „treuer Wunſch zum Abſchiede. — Als der heil. „Stephanus den Märtyrertod litte, ſtand, wie „Ihr wißt, Paulus daneben, munterte dazu auf

„und bewachte die Kleider derer, die ihn zu Tode „ſteinigten. Und doch ſind beide izt gleiche Hei„lige im Himmel und theilen die ſeligen Freuden „des Anſchauens Gottes — Ihr, Mylords, ſeid „izt meine Richter, Ihr habt mich zum Tode ver„urtheilt — warum ſollte auch ich nicht zu Gott „hoffen, daß wir uns dennoch einſt im Himmel „wieder finden und der ewigen Freuden mit ein„ander theilhaftig werden? — Wenigſtens glaubt „mir es, daß ich Gott inbrünſtig für Euch anfle„he, vor allen aber für meinen Herrn, den Kö„nig, daß er über ihn walten und ihm treue „Rathgeber ſenden möge!“

More wandte ſich und ging und eine Todtenſtille begleitete ihn — man führte ihn nach dem Tower zurück und trug das Beil, das Zeichen ſeiner Verurtheilung vor ihm her, und eine dichte Schaar Volk begleitete ihn in ſtiller Trauer.

So kam er an den Eingang des Towers — Auf einmahl entſtand einige Unruhe unter dem begleitenden Volke. Hier machte man Platz, dort drängte man ſich deſto dichter zuſammen — Angeſpannte Neugier verbreitete ſich von Auge zu Auge, einer drängte ſich auf die Schultern des andern — und bleich, mit flammendem Blick

und fliegenden Haaren, und kraftlos, ohne Athem, ſtürzte daher More's Tochter, Margarethe, — das Volk und die Wache traten ehrerbietig zurück — und Margarethe ſtürzte in ſeine Arme: „Mein „Vater! o mein Vater!“ rief ſie, und der Schmerz erſtickte ihre Stimme — Sie ſank vor ihrem Vater nieder auf die Kniee und verhüllte ihr Antlitz in ſeinen Mantel.

„Gott ſegne dich, meine Tochter!“ ſagte More. Sein Blick war heiter, wie vorher, und ſeine Stimme glitt ruhig und ſicher, wie der Strom eines Bachs, indem er es ſagte. — „Gott ſegne dich, meine geliebteſte Tochter!“ ſagte er und legte ſeine Hand auf ihren Kopf.

Noch einmahl riß ſich Margarethe in die Höhe und ſtürmte im wütenden Schmerz an ihres Vaters Buſen — nur ein dumpfer Laut zwiſchen Jammern und Seufzen drängte ſich aus ihrer Bruſt; — tauſend Küſſe ſchloſſen mit unwiderſtehlicher Gewalt die Lippen ihres Vaters, ſo ſehr er ſich auch zu reden bemühte.

Kein Auge war trocken, als das Auge More's. Er drückte ſeine Tochter ſanft an ſich und ſuchte dann ſich etwas von ihr loszumachen. „Mäſſige „dich, meine Tochter,“ ſagte er, was ich auch

„immer leide, ſo geſchieht nichts ohne Gottes „Willen; und ob ich gleich unſchuldig leide, ſo „müſſen wir uns doch geduldig und ohne Murren „unterwerfen.“

Nach dieſen Worten öffnete er ſeine Arme, und Margarethe riß ſich von ihnen und eilte einige Schritte abwärts. Aber auf einmahl ergriff ſie der wütende Schmerz aufs neue und riß ſie unwiderſtehlich zurück. Sie eilte ihrem Vater nach, ſtürmte wilder als vorher durch das Gedränge des Volks und umfaßte ihn mit ſolcher Heftigkeit, als ob ſie ſich auf ewig mit ihm in Eins vereinen wollte. —

Plötzlich ließ dieſe Ueberſchwemmung nach, ſtumm und bleich ſank ſie an ſeinen Buſen hin und hing in ſeinen ſchwachen bebenden Armen — im Begriff, vor Kummer zu ſterben.

Ernſt und ſchweigend blickte More auf ſie herab; — eine große Thräne — die einzige — floß über ſeine Wange — er hob ſie in die Höh, und einige Freunde eilten herbei, um die Unglückliche hinweg zu führen — More ging mit heiterm Blick ſeinem Kerker zu. —

Wo iſt nur der Schein, eine Veranlaſſung, den nicht ein unverſtändiger und eingebildeter

Hofſchranz zu benutzen ſuchte, um dem Ziele ſeiner Wünſche, der Gunſt des Monarchen, um einen Finger breit näher zu kommen? Daß Heinrich noch immer wünſchte, More möchte ſich nach ſeinem Willen bequemen, wuſte jedermann — Was konnte alſo ſicherer befördern, als wenn man noch eine Sinnesänderung bei ihm bewirkte? — und einem ſelbſtgefälligen Höfling iſt ja nur eine Kleinigkeit, was vernünſtigen Männern einen Unmöglichkeit ſcheint.

More ſaß einſam in ſeinem Gefängniſſe und harrete ſeinem Todestag entgegen; — ſiehe, da trat zu ihm einer von jenen zierlichen Herren und hob eine lange Rede an, worin er ſich auf das eifrigſte bemühte, More zu beweiſen, daß es thöricht ſei, zu ſterben, wenn man leben könne, und daß es bei ihm (More) ſtehe, durch eine elende Kleinigkeit ſein Leben zu erhalten; — er dürfe nur ſeine Geſinnung ändern und den ihm vorgelegten Eid leiſten.

More achtete kaum auf das Geſumme dieſes Inſekts um ihn her und hatte ſich aufs neue in ſeinen ſtillen, ruhigen Betrachtungen vertieft. Der Hofſchranz, in dem Wahn, daß er ſeinem Vortrag nachdenke, wartete einige Au-

genblicke, und da er keine Antwort erhielt, drang er aufs neue mit Fragen in More: „ob er ſeinen „Gründen nachgedacht, und ob er ſich entſchlieſſen „könne, ſeine Geſinnungen zu ändern?“

„Ich habe ſie ſchon geändert,“ ſagte More, des Geſchwätzes überdrüſſig — und der Höfling flog auf den Flügeln der Freude und der Hofnung zum Gefängniß hinaus, um dieſe Nachricht dem Könige zu hinterbringen.

Heinrich ſtutzte einen Augenblick; aber in dem Moment, da er ſich der Freude überlaſſen wollte, riß ihn die Unwahrſcheinlichkeit, daß dieſer Menſch More ſo umgekehrt haben ſollte, aus den Armen derſelben.

„Worin, Sir, worin hat er denn ſeine Ge„ſinnungen geändert?“ fuhr er heftig und mit ſtarker Stimme gegen den Höfling heraus — „Was hat er angeführt? Worin hat er ſie geändert?“ —

„Ja, das hat er eigentlich gar nicht geſagt,“ — erwiederte der Höfling nach einigem Zögern — langſam und bedenklich, — „aber worin kann“ —

„Nicht geſagt? nicht geſagt?“ rief Heinrich und warf mit den Schrecknissen ſeines Zorns den armen Wicht, der ſchon aus den Wolken herabge-

fallen wär, vollends in den Boden. „Ihr ſeid „ein Narr mit Euren Geſinnungen, — er wird „Euch was aufgeheftet haben! — den Augenblick „wieder zurück in den Tower! und fragt genauer „nach! — und iſt es eine Albernheit, wie ich „vermuthe, ſo kommt mir nicht wieder vor „Augen!" —

Pfeilſchnell eilte der Edelmann nach dem Tower zurück und tröſtete ſich im Voraus für ſeine verunglückte Hofnung, im Fall ſie wirklich ganz zu Grunde gehn ſollte, mit der Freude, daß er izt eben wenigſtens dem verderblichen Zorn des Königs entronnen ſei. —

Mit der Miene der Verlegenheit, die einem ohnehin geiſtloſen, albernen Geſichte das erbärmlichſte Anſehn von der Welt giebt, trat er zu More und ſtotterte, „daß der König fragen lieſſe, „worin er denn eigentlich ſeine Geſinnungen ge„ändert habe?" —

„Das will ich Euch ſagen, Sir," erwiederte More lächelnd, „ich hatte vorher den Vorſatz ge„faßt, mir vor meiner Hinrichtung den Bart ab„nehmen zu laſſen, um vor dem Volke eben ſo zu „erſcheinen, wie ich ehemahls gewohnt war; nun „aber habe mich entſchloſſen, daß mein Bart

„einer-

„einerlei Schickſal mit meinem Kopfe haben ſolle „— Uebrigens, Sir, iſt es ſehr unrecht, daß „Ihr das, was ich Euch freundſchaftlich anver„trauet, ſogleich dem Könige wieder hinterbringt. „Man wird ſich vor Euch zu hüten haben." —

Der Höfling gerieth in Wuth und wollte ſich für den Verluſt ſeiner Hofnungen an More durch Beleidigung ſchadlos halten. Allein Sir Kingſton, der Kommendant des Towers, Mores Freund, der gerade zugegen war, bat ihn, ſich hinweg zu begeben, und Heinrich jagte ihn vom Hofe, zum Lohn für ſeinen verunglückten Dienſteifer.

Dieſe Poſſe hatte gleichwohl bei Heinrich die Hofnung aufs neue belebt, daß More vielleicht noch zur Unterwürfigkeit bewegt werden könne; — und ſeiner Denkungsart gemäß erwartete er dieß von der ſchnellen ihn überraſchenden Todesfurcht. Zu dem Ende verzögerte er die Beſtimmung ſeiner Hinrichtung von einem Tage zum andern und ſandte endlich ganz früh des Morgens, einen Ritter zu ihm ins Gefängniß, der ihm andeutete, daß heute um neun Uhr Morgens

ſeine Hinrichtung angeſetzt ſei, und daß er ſich alſo dazu anſchicken möge.

Der Ritter beobachtete ihn genau, allein er würde keine Veränderung gewahr. Mit ſeiner gewöhnlichen Miene und Ton erwiederte More:

„Deß wird es nicht bedürfen, denn der König „hat mir ja hier Zeit und Muſſe genug dazu gelaſ„ſen. Uebrigens danke ich Euch für die angeneh„me Nachricht, die Ihr mir gebracht habt, und „bitte Euch, auch Ihrer Majeſtät meine demüthi„ge Dankbarkeit für dieſe — wahrlich die gröſ„ſeſte Ihrer Wohlthaten abzuſtatten.“

„Wenn Ihr das ſchon für eine Wohlthat an„ſeht,“ ſagte der Ritter etwas befremdet, „ſo „werdet Ihr auch die Gnade gewiß erkennen, „nach welcher der König, in Rückſicht der hohen „Würde, die Ihr im Reiche bekleidet habt, Euer „Urtheil dahin mildert, daß Ihr mit dem Beile „hingerichtet werden ſollt.“

„Ja, ja, ich erkenne ſie gewiß!“ erwiederte More mit ſeiner heiter ſpottenden Miene, „indeß wünſcht ich denn doch, daß der liebe Gott „meine Kinder und Freunde vor einer ſolchen kö„niglichen Gnade und Milderung behüten möge.“

Der Ritter ſah ihn bedenklich an — und fuhr dann, den Kopf ſchüttelnd, fort — „Noch eins, „Mylord, iſt des Königs Wille an Euch, daß „Ihr nämlich bei Eurer Hinrichtung auf dem „Blutgerüſte nicht etwa noch viele Worte machen „mögt.“

„Gut, daß ichs weiß — Ich hatte wohl die „Abſicht, eine kurze Anrede zu halten — aber „gewiß nichts vorzubringen, was den König oder „irgend einen Menſchen auf der Welt beleidigen, „oder nur eine unangenehme Empfindung machen „könne. Indeß der König will es, und ich kann „auch dieß gar leicht unterlaſſen — Dagegen „hätte ich aber auch noch eine Bitte an Ihre Ma„jeſtät, und ich erwarte von Eurer Gefälligkeit, „Sir, daß Ihr Euch dafür verwenden wer„det.“ —

„Er werde ſie gewiß pünktlich ausrichten,“ verſetzte der Ritter voll Erwartung.

„Es iſt nichts weiter, als daß meiner Tochter „Margarethe möge vergönnt werden, bei mei„ner Beerdigung zugegen zu ſein.“

„Dieſer wird es nicht bedürfen,“ fiel ihm der Ritter ein, „da Se. Majeſtät ſchon huldreichſt „bewilligt haben, daß Eure Frau und Kinder

„und alle Eure Freunde, wenn ſie wollen, dieſer „Feierlichkeit beiwohnen dürfen“ —

„O wie viel Dank bin ich nicht Ihrer Maje„ſtät ſchuldig!“ rief More, und ſein Lächeln miſchte ſich dießmahl, wie es ſchien, mit etwas Bitterkeit — „daß ſie ſchon zum Voraus für mein unbedeu„tendes Begräbniß eine ſo gnädige Vorſorge zu haben geruhen!“

„Auch wird es Euch frei ſtehen, Eure Frau noch „einmahl“ — indem der Ritter dieß ſagte, ſtürzte More's Gemahlin mit vielem Geräuſch in den Kerker und fiel mit einem heulenden Weinen über ihren Mann her — dann riß ſie ſich wieder in die Höhe, ging, die Hände ringend, im Gefängniß auf und nieder, und überließ ſich einem ſo ungeſtümen und wilden Affekt, und More ſaß dabei ſo ruhig — daß der Ritter betroffen von ihr auf ihn und von ihm wieder auf ſie blickte, ohne mit ſich eins werden zu können, worüber er am meiſten betroffen ſei? —

So gingen einige Minuten vorüber, als Lady More mit Heftigkeit ſich an die Seite ihres Gemahls ſetzte, ihre Augen trocknete, und ſich nun ihr Schmerz in einem Strome von Klagen und Vorwürfen unaufhaltſam ergoß —

„All mein Lebtage hat man Euch für ſo ei„nen weiſen Mann ausgeſchrieen — und izt zeigt „Ihr Euch als ſo einen entſetzlichen Thoren,„ rief ſie, und ein Wort jagte das andere, und die Heftigkeit ihrer Geſtikulation machte, daß der Ritter einige Schritte näher trat, um dem armen Gefangenen im Nothfalle beizuſtehn — „da habt „Ihr nun ſchon ſo lange in dieſem elenden ſchmutzi„gen Loche von Gefängniß geſeſſen, unter Ratten „und Mäuſen, und könntet frei ſein, und könntet „der Gunſt des Königs genieſſen, wenn Ihr nicht „ſo ein Narr wäret, das zu verweigern, was doch „alle Lords im ganzen Königreiche und alle ehr„würdige Biſchöffe gethan haben! Herr Gott im „Himmel! und nun wollen ſie Euch das Leben gar „nehmen! Da ſollt Ihr wie ein gemeiner Miſſe„thäter hingerichtet werden, und doch beſteht Ihr „auf Eurem Kopf! — und habt ſo ein hübſches „Haus, eine Bibliothek, — eine Bildergallerie „— einen Garten, habt da die herrliche Baumſchu„le — es fehlt Euch an nichts in der Welt, und „hättet das nun noch mit Eurem Weibe und Kin„dern genieſſen können! Wenn ich nur begreifen „könnte, was Ihr eigentlich darunter ſuchtet — „und was es Euch denn in der Welt anginge! —

„Du großer Gott! und Euer armes Weib und „Kinder“ — und nun löſte ſich die Rede in ein unartikulirtes Geheul auf, ſie hielt beide Hände vor das Geſicht, ſtand auf und ging aufs neue mit Heftigkeit im Kerker auf und nieder.

More ſaß noch eben ſo ruhig als vorher. Er hatte auch nicht einen Verſuch gemacht, ſie zu unterbrechen. Jezt, da ſich auch dieſer Sturm etwas zu legen begann, nahm er des Zeitpunkts wahr und fragte ſie:

Liebes Kind, ſage mir doch, iſt dieß Haus nicht eben ſo nah am Himmel, als mein eignes?

Sie konnte dieß nicht leugnen.

„Nun ſo ſeh ich doch nicht ein, was denn mein „eignes Haus für ſonderliche Vorzüge hat! Wenn „ich nur einige Jahre erſt unter der Erde gelegen „hätte, und käme dann wieder zurück und wollte „Anſprüche drauf machen, ſo möchte ich doch ſehen, „ob nicht die Perſonen, die darin wären, mir „nicht die Thür weiſen würden — Und nun „wirfſt du mir auch vor, daß ich das Leben ſo leichtſinnig hingäbe — ſag mir doch, würdeſt du den für „einen gewiſſenhaften und vernünftigen Handelsmann halten, der die Ewigkeit um tauſend Jah„re erkaufte?„ —

Er drang auf eine Antwort —

„Nun, wenn du das nicht thuſt, ſo kannſt du „doch mir warlich keine Vorwürfe machen, denn „wenn ich des Königs Willen erfüllte, ſo verlör „ich die Ewigkeit und wüſte wahrhaftig doch nicht, „ob ich noch einen einzigen Tag hier dafür mit „Sicherheit haben würde.„

Lady More antwortete nun mit einem nur noch heftigern Weinen und Klagen, und More bat den Ritter, ſie hinweg zu begleiten, der ſie nur mit Mühe und beinah mit Gewalt aus dem Kerker wegführen muſte.

Sobald die Lady und der Ritter hinweg waren, zog More ein prächtiges Kleid an, was er ehemahls als Kanzler bei feierlichen Gelegenheiten getragen, um, wie er ſagte, auch durch ſein Aeuſſeres den Zuſtand ſeines Innern anzudeuten. So fand ihn Sir Kingſton, der zu ſeiner Begleitung erſchien, und es entſtand unter ihnen über dieſen Aufputz ein freundſchaftlicher Wortwechſel. Kingſton nannte es eine Verſchwendung, weil dieß Kleid ſeinem Scharfrichter anheim fallen würde, und More meinte „wenn auch das ganze Kleid „von Gold ſei, ſo würde es noch immer keine zu

„groſze Belohnung für den Mann ſein, der einen „ſeiner ſehnlichſten Wünſche erfülle.“

Kingſton überzeugte ihn doch endlich nicht ohne Mühe, daß ſein Weib und Kinder, denen er ohnehin nicht viel hinterlaſſe, näheres Anrecht daran hätten — und daß dieſem Menſchen ein paar Goldſtücke auch ein groſzes Geſchenk ſein würden.

Er nahm nun ſein gewöhnliches Kleid wieder, und um neun Uhr verließ er den Tower, ein rothes Kreuz in der Hand haltend und von Zeit zu Zeit ſeinen Blick zum Himmel empor hebend. —

Auch dieſer letzte Gang ſollte nicht ohne Prüfung ſeiner Kälte und unerſchütterlichen Ruhe ſein. Hier drängte ein Weib aus dem dichten Haufen hervor, hielt ihm einen Becher mit Wein entgegen und drang heftig darauf, daß er davon trinken ſollte — More ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Chriſtus trank in ſeinem Leiden keinen Wein, ſon„dern Eſſig!“ — Dort ſchrie ihn ein andres Weib an und verlangte noch Papiere und Briefe von ihm zurück, die ſie ihm bei einem Proceß übergeben und nicht wieder erhalten zu haben behauptete — „Habt nur noch eine Stunde Geduld, liebe „Frau, ſagte er, und der König wird mich von der „Sorge für dieſe Papiere und allen andern Sorgen

„befreien“ — Ein drittes Weib lief ihm nach und ſchrie ohn Unterlaß: „das iſt recht! das iſt die „Strafe dafür; Ihr habt mir damahls Unrecht „gethan, wie Ihr noch Lord Kanzler waret„ — „Wenn ich izt entſcheiden ſollte, würde ich eben ſo urtheilen!“ ſagte er — und nun war der Zug bis an das Blutgerüſte gekommen.

Indem er hinaufſteigen wollte, wandte er ſich an Kingſton, der traurig mit geſenktem Haupte neben ihm ſtand. — „Helft mir doch hinauf, lie„ber Sir,„ ſagte er — „für das Herunterkom„men, da will ich denn wohl ſorgen.„

Er war oben und ſchauete einige Sekunden über das Volk hin. „Betet für mich„ rief er, „und ſeid verſichert, daß ich auf den allein ſelig„machenden katholiſchen Glauben ſterbe, und Treue „gegen meinen Gott und meinen König mit in „meinen Tod nehme.„

Er kniete nun nieder und betete laut einen Pſalm — dann wandte er ſich an den Scharfrichter, der im Begriff war, ihn um Verzeihung zu bitten —

„Sammle deine Herzhaftigkeit, Mann„ ſagte er, indem er ihn umarmte, „und verrichte deine „Amtspflicht unerſchrocken. Ich habe einen ſehr

„kurzen Hals; nimm dich alſo in Acht, daß du „nicht ſchief haueſt — es iſt nur deiner eignen „Ehre wegen!“ —

Er kniete nun nieder und legte den Kopf auf den Block! — Als aber der Nachrichter hinzu trat, richtete er ſich noch einmahl in die Höh: „Wartet noch einen Augenblick, mein Freund, bis „ich meinen Bart in Sicherheit gebracht habe; — „der hat keinen Hochverrath begangen!“ —

Sein Nacken lag nun wieder auf dem Blocke, und ein raſcher Hieb warf den Kopf daneben! —

Iſt Geiſtesgröße ohne Gefühl und Leidenſchaft, oder war kalte, dumpfe Unempfindlichkeit — ſelbſt vielleicht etwas Eitelkeit in dem, was man als die höchſte Stärke der Seele bewundert? — Die Feder ſtockt — ich wage nicht zu urtheilen.

Während dies ſchreckliche Schauſpiel öffentlich gegeben wurde, ſaß Heinrich mit Cranmer in einen lebhaften Diſput verwickelt über die ſtreitige Lehre vom heiligen Abendmahle. Seitdem ehemals Luther in der kräftigen Widerlegung der Schrift Heinrichs über die ſieben Sakramente ſeine Auseim

anderſetzung dieſes Artikels beſonders hart angegriffen hatte, war dieſer von ihm vorzüglich in Schutz genommen, und ein beträchtlicher Theil ſeiner Abneigung gegen die Proteſtanten hatte ohne Zweifel in ihrer Abweichung von dieſem Lehrbegriff ihre erſte Urſache.

Dieß war der empfindlichſte Punkt an Heinrich, deſſen Berührung nur mit der gröſten Behutſamkeit gewagt werden durfte, und je älter er wurde, deſto mehr nahm dieſe Reizbarkeit zu, ſo daß in den ſpätern Jahren die ärgſten Bedrückungen aus dieſer Quelle entſprungen ſind, und ſein Haß gegen die Sakramentirer ihn zuletzt ganz unbehandlich machte.

So ein ſtreitbarer und hitziger Disputirer Heinrich auch übrigens war, ſo ſetzte ihn denn doch die rieſenmäßige Vorſtellung, die er von Cranmers Gelehrſamkeit hatte, gegen dieſen allemal in Nachtheil. Er war nie ſo abſprechend und hitzig gegen ihn und ließ ſich auch ehe durch den Sinn fahren und Gegengründe vortragen; wiewohl er gemeiniglich, ohne weitere Rückſicht auf ſie zu nehmen, neben denſelben vorüber ging.

In dem Fortgange des Geſprächs über dieſen Gegenſtand berief ſich Cranmer auf einige Schrif-

ten der proteſtantiſchen Gottesgelehrten, und dieß gab Heinrich Veranlaſſung, über dieſe ſich zu ereifern; indem ihm nämlich verſchiedne Klagen Gardiners und andrer ſeines Gleichen über die, trotz aller Cenſurgeſetze, täglich zunehmende Verbreitung der Schriften dieſer Art in England lebhaft gegenwärtig wurden.

„Sagt mir nur," rief er, „Mylord Erzbi„ſchoff, wie mache ich das, daß das Einſchleichen „ſolcher Schriften verhütet werde? Wo ſie gefun„den werden, laß ich ſie verbrennen — ich ſtrafe „mit Gelde — mit Leibesſtrafe — ich habe ſchon „manchen von Haus und Hof und Weib und Kind „deshalb gejagt, in finſtern Kerker eingeſperrt, „und dennoch iſt das Teufelsgeſchmeis nicht aus„zurotten! —" und nun verlor er ſich in eine ungeſtüme Klage über die ſchlechte Befolgung ſeiner Befehle, und verweilte endlich bei einer weitläuftigen Lobrede auf die Verwaltung More's, deſſen Strenge in der Ketzerverfolgung er unter ſeine vorzüglichſten Verdienſte rechnete, vor allem aber dankbar erkannte, daß er von ihm zuerſt auf die wichtige Strenge in der Cenſur aufmerkſam gemacht worden ſei. —

Cranmer hob nun an ſich weitläuftig und mit vieler Gründlichkeit über die Verkehrtheit ſolcher Maasregeln auszubreiten. Das Reſultat davon war, daß Verbot von Büchern und geſchärfte Cenſur zu nichts helfe, als die Neugier noch mehr zu reizen und die Menſchen in der Erfindung von Hintergehungen zu üben; daß alle Härte und Bedrängniß ein Märtyrer-Anſehen geben und nur mehr Proſelyten machen, und daß Freiheit, über dergleichen Gegenſtände zu denken und ſelbſt zu prüfen, nicht nur Recht ſondern auch Pflicht für einen jeden vernünftigen Menſchen ſei. — „Hie„von," meinte er, „wären ſelbſt die geringen Stände nicht ganz auszuſchließen, weil die Abſicht des Schöpfers Aufklärung und Veredlung der Begriffe ſei, durch welche allein Aberglaube und Pfafferei und alle damit zuſammenhängende Schädlichkeit aus der Welt geſchafft werden könne." — „Hievon ſei er ſo feſt überzeugt," ſetzte er zum Schluß hinzu, „daß er Se. Majeſtät noch einmahl dringend ermahnen müſſe, in dieſem Stücke ganz beſonders Ihrer Regentenverpflichtung eingedenk zu ſein, und als Oberhaupt der Kirche dem Volke vor allen Dingen das freie Bibelleſen zu vergönnen, wodurch allein eine beſ-

ſere und vernünftigere Erkenntniß verbreitet wer- den könne.“

„Ei was!“ rief Heinrich, „das ſind Neuerun- „gen! Bleibt mir damit weg! Ihr wißt, was ich „davon halte — Wunderliche Grillen! Sollen „denn Schuſter und Schneider und Bauer und „Ruderknecht Gottesgelehrte und Doktoren der „Theologie werden? Und mit Eurer Aufklärung „und Veredlung, Doktor, kommt Ihr mir immer „mit — Ich weiß gar nicht, was das Zeugs ſoll. „Die verfluchten Kerle, die Gelehrten, die kann kei- „ne menſchliche Macht bändigen, und der Pöbel iſt „auch kaum in Ordnung zu halten! Würde ſchön wer- „den, wenn ſie nun noch alle Gelehrte würden! Man „ſieht ja, wie es hergeht in Deutſchland, wo ſie „die Bibel leſen und fortgebildet werden! Nein, „Doktor, das riecht nach Luther und Konſorten — „Gott ſoll mich verdammen, wenn Ihr mit dieſem „närriſchen Zeuge nicht das ganze Königreich zu „Proteſtanten machen würdet!“ —

Indem trat Cromwell in das Zimmer des Kö- nigs, und da Cranmer bemerkte, daß er Staats-, insbeſondere auswärtige Angelegenheiten mit dem Könige zu verhandeln habe, ſo zog er ſich ſeiner Ge-

wohrheit gemäß zurück und hing den niederſchla-
genden Bemerkungen nach, wozu ihm der aber-
mahlige verunglückte Verſuch bei Heinrich Veran-
laſſung genug an die Hand gab.

Cromwell legte nun dem Könige ſeine Depeſchen
vor, die gröſtentheils das unangenehme Verhält-
niß betrafen, in welchem ſich jezt Heinrich gegen
den Kaiſer befand, und aus welchem das Reſultat
war, daß Karl immer ernſtlichere Anſtalten mache,
Heinrich anzugreifen; daß man Urſach habe, ihn
zu fürchten, und alſo gegen ihn auf ſeiner Hut zu
ſein. Dieß war bald ins Licht geſezt; allein woher
nun Geld zur Zurüſtung gegen einen Feind neh-
men, der ein ſo groſſes, ſo geübtes Kriegsheer habe,
und in jedem andern Betrachte furchtbar ſei? Wo-
her jezt, da, wie gewöhnlich, in der Kaſſe des
Königs ſich gänzliche Ebbe befinde? —

Es giebt für jede Verlegenheit ein Mittel, nur
nicht immer gleich ſicher und oft allein durch die
ſchlauſte Behutſamkeit und vorſichtigſten Rückſichten
mit Erfolg anwendbar. Eine fortgeſetzte Aufhe-
bung der Klöſter öffnete eine einladende und unver-
ſiegbare Hülfsquelle. Allein das Volk urtheilte
hierüber ſchon ſeit einiger Zeit nicht zum beſten.

Die Mönche ſuchten unaufhörlich im Finſtern und Verborgnen zu wirken, machten die ſchrecklichſten Beſchreibungen von dem Verderben, was Religion und Kirche bedrohe; machten überall glaubend, daß der König und ſein Gehülfe, Cromwell, die Abſicht habe, die Religion ganz auszurotten — da er die päpſtliche Kirche verfolge und die Proteſtanten ebenfalls drücke — Ja es lieſen ſchon Nachrichten aus verſchiednen Theilen des Reichs ein, ſetzte der Staatsſekretär hinzu, nach welchen heimliche Meutereien und ſelbſt ſchon wichtige Gährungen zu befürchten wären, und wenn das ſo fortgehe, ſo dürfte leicht, zugleich mit dem Angriffe von außen, ein innerer Aufſtand ſich ereignen und die Angriffe des Kaiſers dadurch ſehr erleichtert werden.

Heinrich gerieth in Zorn, Verlegenheit und Unmuth — Er wollte alles zerſtören, alles überwältigen, aber da war es mit dem Wollen nicht gleich ausgerichtet. Es erforderte Ueberlegung und guten Rath — und dieſer war ſehr theuer — hätte ihn Cromwell nicht noch endlich angeſchafft, ſo möchte es leicht ganz daran gefehlt haben — Seine Vorſchläge gingen dahin:

„Daß allerdings die Aufhebung der Klöſter ernſtlich betrieben werden müſſe. Aber um die Ge-

Gemüther vorzubereiten, halte er eine Viſitation der Klöſter fürs beſte; er ſei überzengt, daß ſich darin ſo viel Greuel entdecken würden, daß es dem Oberhaupte der Kirche an gültigem Vorwande auf keine Weiſe mangeln könne. Um aber den Mönchen entgegen zu arbeiten und ihrer Ohrenbläſerei Einhalt zu thun, halte er für das einzige zweckmäßige Mittel, ihnen die Bibel in die Hände zu geben, damit ſie ſich ſelbſt überzeugen könnten, daß ihnen von jenen vieles aufgeheftet worden, wovon ſich kein Wort darin finde — dem Kaiſer würde man übrigens den empfindlichſten Streich beibringen, wenn ſich Heinrich mit den proteſtantiſchen Fürſten in Deutſchland, ihrem ehemahligen Geſuche gemäß, in ein Bündniß einlaſſe."

Heinrich hatte gegen alles dieß keine Einwendung. Als eine Zugabe äußerte er: daß es ſehr wirkſam ſein werde, wenn die Prieſter angehalten würden, über den Eid der Supremacy zu predigen, und dieß war es auch, was zuerſt in Ausübung ging, und worin Gardiner, auf Befehl des Königs, in London ſelbſt mit einem guten Beiſpiele vorleuchtete.

Damit die Bibel möglichſt bald bekannt und geleſen werden möchte, wurde verordnet, daß in jeder Pfarrkirche auf Koſten des Pfarrers und der Gemeinde mehrere Exemplare angeſchafft und zum öffentlichen Gebrauche aufgeſtellt werden ſollten.

Die Viſitation wurde angeſetzt und dies Geſchäft Cromwell, unter dem Titel eines Generalviſitators, aufgetragen, und zu gleicher Zeit trat man mit den deutſchen Fürſten in neue Traktaten.

Nun glaubten die Proteſtanten, die Sonne ſei für immer hell und erquickend, zur Sichrung eines ſchönen Tages, für ſie aufgegangen. Mehrere Geiſtliche dieſer Parthei, die meiſtens eine ſcheue Entfernung vom Hofe beobachtet, näherten ſich ihm, und durch Cranmer und Cromwells Einfluß trat ſelbſt einer als Kaplan in die Dienſte der Königin, deren Gunſt er gar bald zu erlangen und ſie ſelbſt für Beförderung der Reformation, ſo viel es bei einem ſo ſorgloſen Charakter möglich war, geneigt zu machen ſuchte.

Aber eben dadurch wurde die andere Parthei, an deren Spitze der Herzog von Norfolk und Gardiner ſtanden, um ſo wachſamer und argwöhniſcher, und unterließ nicht, bei Heinrich ein Gleiches zu befördern. Sie wurde nun emſiger, je mehr die Berichte von der angefangenen und mit Eifer fortgeſetzten Unterſuchung der Klöſter, die täglich lächerlicher, widriger und abſcheulicher einliefen, den König für dieſe Unternehmung einnahm, und dem Papſtthum und der Pfafferei furchtbarer und gefährlicher drohte.

Cromwell hatte verſchiedene Kommiſſionen ernannt, die unter ſeiner Oberaufſicht an dieſem wichtigen Werke arbeiteten und daher alles anwendeten, ſeine und des Königs Abſicht zu befördern, und von denen in dieſer Rückſicht die Klöſter, ſelbſt ihre heiligſten Winkel keine Schonung zu erwarten hatten.

Je mehr ſich das Ungewitter über den Zinnen der Klöſter zuſammenzog, deſto höher ſtieg die Angſt der Mönche in ihren Mauren, und deſto mannigfaltiger wurden die Verſuche an Mitteln, das drohende Unglück abzuwenden. Manche glaubten den ſicherſten Weg einzuſchlagen, wenn ſie ſich an die Kommiſſarien oder auch an

Cromwell ſelbſt wendeten, und ihnen ihre Beſorgniſſe und Bitten, von anſehnlichen Geſchenken und Verſprechungen unterſtützt, zu Füſſen legten. Man hörte ſie dann auch iedesmahl willig und freundlich, verſprach ihnen Gerechtigkeit, nahm die Geſchenke und ließ den Unterſuchungen ihren Lauf, oder rechnete ihnen wohl gar nachher dieſe Bemühungen, ſich zu retten, als Verbrechen an, und nahm daher, unter dem Schein des Gerechten, Veranlaſſung, deſto ſchärfer mit ihnen zu verfahren.

Cromwell befand ſich bei dieſem ganzen Geſchäfte in ſeinem eigentlichen Elemente. Gewaltſamkeit, Habſucht und Intrigue vereinigten ſich ſo ſorgfältig und thätig, daß es ſchwer zu entſcheiden iſt, welches von ihnen mehr Antheil an ſeinem und ſeiner Helfershelfer Verfahren hatte. Ueberall drängte man ſich ein mit Liſt und Gewalt, durch Beſtechung oder nächtlichen Einbruch, durch Verſprechungen oder Drohungen, und verkündigte laut mit den ſchrecklichſten und oft übertriebnen Darſtellungen, was man ingeheim entdeckt oder unter dem Siegel der Verſchwiegenheit erfahren hatte. — Wo man nichts entdeckte, erfand man, und ging kein Kloſter, ohne

ihm Schandthaten aufzubürden, keine Halle, ohne Greuel darin wahrgenommen zu haben, vorüber. Klug und für die gute Sache der Vernunft in vielem Betrachte wohlthätig, war übrigens der Weg allerdings, den man einſchlug. Alle Künſte, die Pfafferei und Möncherei iemahls erſanden und gebrauchten, kamen an den Tag und wurden izt auf das geſchickteſte gegen ſie benuzt. Man beraubte ſie ihrer eignen Waffen, um mit dieſen ſelbſt deſto ſicherer gegen ſie zu kämpfen und ſie um ſo ſchneller ihrem Untergange zu nähern.

Die Aufmerkſamkeit der ganzen Nation war in der ſtärkſten Anſpannung auf dieſe auſſerordentliche Begebenheit gerichtet. Die ſeltſamen Gerüchte, die unordentlich von Ohr zu Ohr lieſen, erhizten ſie noch mehr, ſo daß man für rathſam fand, die Leitung derſelben ſelbſt zu übernehmen, und eine falſche Richtung ſo ſicher als möglich zu verhüten. Zu dem Ende wurden von Zeit zu Zeit Berichte von der Unterſuchung öffentlich bekannt gemacht, worin wahres und falſches ſo künſtlich mit einander verbunden wurde, daß es freilich unmöglich blieb, ſie als erdichtet zu beweiſen, wiewohl Erdichtungen oder dichteriſche Ver-

ſchönerungen bei ihrer Zuſammenſetzung nicht geſpart waren.

Hier hatte man den Abt eines Konvents bei ſeiner Beiſchläferin überraſcht und in ſeiner Zelle die Kleidung eines Laienbruders gefunden, worin ſeine Geliebte ihn gewöhnlich zu beſuchen pflegte; der Abt hatte ſogleich aus Schreck und Schaam, und der ganze Convent aus Furcht ähnlicher Entdeckungen eine Abtretung des Kloſters an den König unterzeichnet.

Dort hatte man in einem Nonnenkloſter ſo viele Spuren natürlicher Fruchtbarkeit entdeckt, daß ſchon von ſelbſt das Stift verlaſſen wurde, wenn man die daraus entfernte, die ihr ſprechender Zuſtand für das Gelübde der Keuſchheit unverkennbar Lügen ſtrafte.

Heute hatte man mehrere Unglückliche bei der Ermordung ihrer Kinder belauſcht, und morgen eine Schaar geiler Buben an der lebendigen Begrabung eines verführten Opfers ihrer Lüſte verhindert.

Wo eine ſtrenge äuſſere Zucht ſtatt fand, war die Sittenloſigkeit im Innern, zwiſchen den ſtarren und todten Wänden der Kloſterzellen, deſto zügelloſer und ſchauderhafter. Man führte die

ausführlichſten Beweiſe an, wo Männer mit Männern, Weiber mit Weibern, Menſchen mit Thieren die unverkennbarſten und ewigen Geſetze der Natur verhöhnten oder die eingekerkerte Natur mit konvulſiviſcher Gewalt über ihre eigenen Gränzen hinaus raſete.

Erweckten dieſe Berichte Abſcheu und empörten ſie das Gefühl der Sittlichkeit, wo nur noch der kleinſte Ueberreſt davon da war; ſo wirkten andre, die zugleich mit den Belegen erhärtet wurden, auf Vernunft und gereizte Selbſtheit und erregten das Gefühl des Lächerlichen und Verächtlichen auf gleiche Weiſe.

In dieſem heimlichen Gewölbe hatte man eine falſche Münze entdeckt; ihre Werkzeuge wurden öffentlich ausgeſteckt und vor ihren Produkten gewarnt. Vor einem andern Kloſter war eine Reihe berühmter Heiligenbilder aufgepflanzt, und das Räderwerk vorgezeigt, durch welches ein verſteckter Mönch die oft angeſtaunten Wunder deſſelben verrichtet hatte. Die künſtlichen Puppen muſten öffentlich noch einmahl alle ihre Wunder wiederholen und wurden dann dem Feuer überantwortet.

Nicht mehr Achtung bewies man gegen die ehrwürdigſten Reliquien. Der wunderthätige Gürtel der Mutter Maria wurde, und zwar im Original, an drei bis vier Orten vorgezeigt — mehr als drei, vier Köpfe der heiligen Urſula machten alle Anſprüche auf den Platz, den doch auch bei den erhabenſten Heiligen bisher nur immer einer beſitzen konnte; und aus der Anzahl der Knochen, die dieſem oder jenem Heiligen angehören ſollten, hätte man mit leichter Mühe einige Dutzend Körper dieſer Art zuſammenſetzen können. Das ewige Blut Chriſti ward, nach den ſicherſten Proben, alle acht Tage aus friſchem Entenblute neu geſchaffen, und die Vergänglichkeit des ewigen Lichts hatte man in einer Nacht erforſcht, wo das gewöhnliche Zugieſſen des Oels verhindert war.

Faſt bei allen Klöſtern ſah man Feuer lodern, die Heiligenbilder, Knochen und andre Reliquien verzehrten. Die Mönche ſchlichen trüb und verſtohlen umher und ſahen mit jammervollem Blick dieſen ſchrecklichen Auto da fe's zu — das Volk ſtaunte anfangs und jauchzte nachher, und lief dieſen wie allen übrigen Schauſpielen nach.

Hätte es der König hiebei gelaſſen, ſo würde er ſeine Abſicht nicht verfehlt haben. Allein ſich in beſtimmten Schranken erhalten, — mit abgemeßnen Schritten ruhig fortgehn — das war nun Heinrichs Sache einmahl nicht, und ſein rauher Sinn fand überall Gelegenheit, durch raſche Unbeſonnenheit umzuſtoſſen, was Klugheit wachſam vernichtet hatte. Ein Beiſpiel hievon diene ſtatt vieler.

Einen armſeligen Mönch, dem auch ſein Heiliger geraubt war, hatte der Schmerz ſo hingeriſſen, daß er auf den König ſchalt und öffentlich erklärte, die Gewalt, die er ſich anmaßte, ſei unrechtmäßig, und nur die Knechtſchaft könne ihn für das Oberhaupt der Kirche erkennen. Man ergriff den Unglücklichen, und Heinrich, dem es berichtet wurde, hatte den Einfall: man müſſe ihn mit ſeinem Heiligenbilde zuſammen verbrennen, damit er doch den Troſt habe, in den Armen ſeines Geliebten zu ſterben. —

Die Unterſuchung war beendigt, und nun erging eine Aufforderung an alle Ordensgeiſtlichen weiblichen und männlichen Geſchlechts, ihre Klöſter und ihr Ordensgelübde zu verlaſſen, — wozu ihnen eine Kleidung und ein geringes Ge-

ſchenk an Gelde angeboten wurde. Manche, aber nur wenige, bedienten ſich dieſer Freiheit; die meiſten hielt gewohnte Bequemlichkeit, Schaam, Unwille, Erbittrung und Rachbegierde, die die Unterſuchungskommiſſion in ihnen zur lichten Flamme angefacht hatte, zurück. —

Auch auf dieſe Ereigniſſe war man vorbereitet und auf Mittel gefaßt. Zuerſt verſuchte man Verſprechungen großer Belohnung, reichlichen Unterhalts und mannigfaltiger andern Erbietungen. Es lockte einzelne, aber damit war wenig geholfen. Man wollte ganze Klöſter an ſich bringen; — aber die Aebte und Pröbſte ſaßen gar zu bequem und warm; — wer konnte es ihnen verargen, daß ſie Bedenken trugen, noch einmahl auf gut Glück auszugehn. — Noch war der Vorrath von klugen Anſchlägen Cromwells nicht erſchöpft. Wollten die Prälaten aus ihren Polſterſtühlen ſich nicht durch Lokkungen, ſo mußten ſie ſich durch Schreckniſſe hinaus bringen laſſen. Ein Kommiſſär begab ſich zu dieſem, ein andrer zu einem andern und hinterbrachte ihnen im Vertrauen, daß eine Klage wegen Ehebruch oder gar noch ärgern Schändlichkeiten gegen ſie im Werke ſei, und

daß ſie ihr nur entgehen könnten, wenn ſie ihre Klöſter dem Könige freiwillig überlieſſen. — Eine ſolche Klage abzuwarten, ſie beruhe auf Recht oder Unrecht, hatte viel Gefährliches — Man erwählte meiſtens die Flucht als das Sicherſte. —

Bei den Nonnen veränderte man den Umſtänden gemäß die Maasregeln etwas. Es wurden geübte und erfahrne Männer in den Künſten, die weiblichen Schwächen zu erſehn und zu nutzen, unter der Hand ausgeſandt, um ſich Gunſtbezeugungen zu erſchleichen, die man dann, wo nicht öffentlich vor Gericht ſtellen, doch zu Schreckungen gegen ſie gebrauchen könne. Auch dieß glückte hin und wieder, jedoch nur bei den jungen, und da dieſe in den Konventen eben deßhalb ſchon die ſchwächere Stimme hatten, ſo fand man doch immer noch viel Hartnäckigkeit und Hinderniſſe auf jedem Schritte.

Drohung gränzt ſo nahe an wirkliche Gewaltthätigkeit, daß es faſt unmöglich iſt, von jener zu dieſer nicht unwillkührlich hinüber zu ſchreiten. So ließ ein erzürnter Kommiſſär die Nonnen zu Gaſtow, die allen dieſen Verſuchungen widerſtanden hatten, aus dem Kloſter jagen, und ein ande-

ter die Mönche in dem Karthäuſerkloſter zu London, ihrer Hartnäckigkeit wegen, ſämtlich nach den Gefängniſſen zu Newgate führen und ſie dort ſo in Hunger und Elend ſchmachten und mishandeln, daß mehrere auf das jammervollſte ihren Geiſt aufgaben.

Dieſe Vorfälle machten Aufſehn, und Heinrich, ſchon längſt dieſes langſamen Ganges überdrüſſig, griff nun zu ſeinem gewöhnlichen Inſtrumente, wodurch er ſeinen despotiſchen Einfällen oder den Anſchlägen des Miniſters Kraft zu geben pflegte. Er berief ein Parlement, deſſen Ausſprüche ohne alle Schwierigkeit ſeinen Wünſchen entſprachen.

Während Heinrichs ſchwankender Geiſt von der Unruhe, die durch alle dieſe Umſtände veranlaßt war, aus einem leidenſchaftlichen Zuſtand in den andern umher getrieben wurde, nahte ſich die, deren Lebensruhe er ſo ſchrecklich geſtört hatte, mit immer zunehmender Heiterkeit dem Zeitpunkte, wo, über Veränderung und Wechſel, über Unrecht und Druck erhaben, keine Thräne mehr fließt,

keine Klage mehr erſtickt wird und kein Seufzer in ſich ſelbſt zergehen darf. Katharine war ihrer Aufloͤſung nahe und Heinrich gerieth in eine ſichtliche Unruhe, als er die Nachricht davon erhielt. Vielleicht war dieß der erſte und ſtaͤrkſte Moment der Gewiſſensunruhe, die er Jahrelang geheuchelt hatte; allein es war auch nur ein Moment, und da ein Bote mit einer hoͤflichen Anfrage an ſie abgefertigt war, uͤberließ er ſich ſeinen gewoͤhnlichen Vorſtellungen. Erſt die Nachricht von ihrem Tode und ein Brief, den ſie in den letzten Stunden ihres Lebens diktirte, und der ihr Vermaͤchtniß enthielt, machte einen zweiten, dem vorigen aͤhnlichen rege, der aber ſchon ſchwaͤcher und von noch kuͤrzerer Dauer war.

Der Brief Katharinens enthielt, dem Weſentlichen nach, folgendes:

„Mein theurer Herr, Koͤnig und Gemahl!“

„So habe ich Euch immer genannt, ſo habe „ich Euch immer geehrt und geliebt, und ſo will „ich Euch immer nennen, verehren und lieben, „bis zu dem letzten Odemzuge, der mein kummer„mervolles Leben mit hinwegnehmen wird. Ich „bin meiner Aufloͤſung nahe, und ich freue mich „daruͤber, denn Gott hatte mir ſchwer aufgelegt

„zu tragen — aber nun kommt der Ruhetag!
„denn daß mich Gottes Güte nicht verſtoſſen
„wird, wie Ihr mich verſtoſſen habt, mein Herr
„und Gemahl, das weiß ich gewiß!“ —

„Aber Ihr habt mir oft vorgeworfen, daß ich
„Eure Ruhe ſtöre und Euch das Leben verbittere
„— das wird ja nun auch aufhören, und Ihr
„werdet Eures Lebens und Eures Glücks froh
„werden können! — ungeſtört!“

„Ungeſtört? — Ach Gott! wenn dem ſo
„wäre! Ihr hattet Gewiſſensbiſſe über Eure Hei„rath mit mir, Eurem treuen, gehorſamen —
„rechtmäßigen, ehrlichen Weibe — Gebe doch
„Gott, der Allmächtige, daß Ihr nie Gewiſſens„biſſe empfinden mögt über Eure itzige Ehe!“

„Ich ſcheide gern aus der Welt; — denn
„was könnte mich daran feſſeln! — ich ſcheide
„ruhig aus der Welt! für mich! — denn ich bin
„mir keiner Schuld bewuſt! aber nicht ganz ruhig
„für Euch! Sollte keine Schuld auf Eurer Seele
„liegen? — ſolltet Ihr Euch keiner böſen That
„bewuſt ſeyn?“ —

„Denkt nicht, mein König und Gemahl, daß
„ich Euch Vorwürfe machen oder einen Groll in
„meinem Herzen gegen Euch mit aus der Welt

„nehmen werde. — Ich verzeih Euch jeden Kum-
„mer, jede Kränkung; ich verzeihe Euch das
„Unrecht, was Ihr mir angethan habt — und
„was mich vor der Zeit ins Grab bringt — weil
„ich Euch liebe, weil es meine Pflicht iſt. — Ihr
„habt Euer Herz verhärtet gegen die Leiden Eures
„unglücklichen Weibes; es iſt überſtanden. —
„Seid nun aber nicht unempfindlich gegen die
„Bitten Eurer ſterbenden Freundin. Sorgt für
„das Heil Eurer Seele! denn, glaubt mir, Ihr
„wandelt auf gefährlichen Wegen; und ich möchte
„Euch doch dort gern wieder finden, wo Ihr mir,
„und mir allein angehören werdet — da ich Euch
„hier einer andern überlaſſen muß!“

„Und nun laßt mich Euch noch an unſer ge-
„meinſchaftliches Kind, unſere Marke, erinnern,
„— und Ihre Wohlfahrt Euch auf die Seele
„binden. — Ihr habt ſie mir genommen, und
„meine Augen können nicht durch ihren Anblick
„brechen, mein Leben nicht in ihren Armen ver-
„gehn — das mag mit unter die Leiden gehören,
„die ich Euch ſchon verziehen habe. Aber ich höre,
„daß Ihr ſie ſo gut als verſtoßt, daß ſie Eurer —
„jener Andern! — überlaſſen iſt, daß ſie ge-
„drückt, aus einem Winkel in den andern geſtoſſen

„wird. O Gott! wenn Ihr Menſchlichkeit und „Chriſtenpflicht verleugnet, ſo erſtickt doch wenig„ſtens die Vaterliebe nicht! Ein Löwe hegt ja ſein „Junges, und ein Tiger zerreißt ſeine Brut „nicht — und Ihr laßt Euer Kind umkommen — „oder iſt es nicht Euer?“ —

„Doch nein, ich thue Euch wohl Unrecht! „Eure Feinde haben Euch beläſtert, damit ich mit „einem Fluche über Euch aus der Welt gehen „ſoll! — Ihr werdet ein guter Vater für Eure „Tochter ſein, ſie wie Eure Tochter halten und „lieben, und ihr nichts entziehen, was ihr von Gott „und Rechts wegen zugehört!“

„Und ſo habt Ihr denn hier noch meinen letz„ten Willen. Gebt meinen drei Fräuleins, die „mir treu gedient und bis in den Tod beigeſtan„den haben — gebt ihnen eine Ausſtattung und „verbindet ſie in chriſtlicher Ehe mit rechtſchafnen „und biedern Männern, und meinen Dienern „laßt — darum bitte ich Euch — noch einen „Jahrlohn über das, was ſie zu fordern haben, „auszahlen. — Sie ſind alle ehrliche Männer, „die nie den Reſpekt gegen mich aus den Augen „geſetzt und mir treu gedient haben.“

„Nun

„Nun ſcheide ich alſo von Euch — denn der „Tod meldet ſich an — Lebt wohl, mein Herr „und Gemahl! Noch einmahl: tragt Sorge für „das Wohl Eurer Seele und verlaßt unſre Marke „nicht! Mein Herz ſehnt ſich über alles nach Eu„rem Anblick, und meine gebrochenen Augen ſu„chen Euch vergebens — dennoch Euer treues „Weib bis in den Tod,“

„Katharina, Königin von England.“

Heinrich hatte ſich den Brief vorleſen laſſen, und man wollte einige Unruhe an ihm während dieſer Zeit bemerkt haben, die iedoch öfter Unwille als Rührung zu ſein ſchien. Er ging einſigemahl auf und nieder und ſchwieg. —

Dieſes Zeitpunkts nahm der Bote wahr, ihm anzuzeigen, daß die Verſtorbene fünfhundert Seelmeſſen für ſich beſtellt, auch eine Wallfahrt zu unſrer lieben Frau von Walſingham angeordnet, und den Ort, wo ſie begraben ſein wolle, beſtimmt habe. — Es war ein Kloſter, deſſen Konvent ſtets ihre eifrigen Anhänger und Vertheidiger enthielt und oft deshalb den Unwillen des Königs hatte empfinden müſſen.

Dieſe Nachricht riß Heinrich aus ſeinem tiefſinnigen Schweigen, um mit den heftigſten Aeuſ-

ſerungen der Misbilligung dieſe letzte Verordnung umzuſtoſſen. — Er nannte eine andere Kirche, worin ſie beerdigt werden ſollte — und nun war er heitrer als jemahls. Katharinens wurde nicht weiter erwähnt — und mit Marien blieb es auch, wie es war — vielleicht war ihr Zuſtand dadurch etwas verbeſſert, daß man ſich itzt noch weniger um ſie bekümmerte als ehemahls.

So ſtarb Katharina, die, wiewohl an ſich das friedlichſte Geſchöpf, dennoch die unglückliche Urſach der heftigſten und feindſeligſten Streitigkeiten und ſelbſt einer unheilbaren Spaltung zweier gegen einander noch lange nach ihrem Tode fortarbeitenden Partheien geweſen war. — Sie ſtarb, und keine derſelben betrauerte ſie — noch mehr, einer jeden derſelben hatte ſie zu lange gelebt — hatte ſie im Wege geſtanden, und einer jeden kam daher ihr Tod erwünſcht. Die Proteſtanten hielten ſie für das Haupthinderniß ihrer Ausbreitung — und die Papiſten ſahn ſie als die erſte Veranlaſſung und fortwährende Urſach der Trennung Heinrichs vom Papſt und aller der Neuerungen an, die ſie bisher ſchon in ſo manchem Betracht unangenehm empfunden hatten. Jene hoften, mit ihr ſollte jeder geheime Einfluß des Papſts, des Kai-

ſers und der Pfafferei zu Grabe gehn; — dieſe, nun werde Kaiſer und Papſt ſich dem Könige eher nähern, das Einverſtändniß wieder hergeſtellt und alles in den Status quo wieder zurückgebracht werden können.

Beide betrogen ſich. Das Schwungrad der Veränderung war einmahl in Bewegung; es lief der Richtung nach, die ihm der erſte Stoß gegeben hatte, ohnerachtet das Gewicht über die Seite geworfen war, was die lebendige Kraft zur zufälligen Urſach dieſes Stoſſes gebraucht hatte.

So wenig es daher überall auffiel, über den Tod Katharinens keine Trauer, oder gar Zufriedenheit blicken zu laſſen; ſo gab doch die Aeuſſerung der Freude, die man bei der Königin wahrnahm, Gelegenheit zu ſpottenden und bittern Bemerkungen. Wiewohl man Katharinen nicht nur den wirklichen Beſitz des Guts, was Annens Eitelkeit ſo werth war, längſt genommen, ſondern auch ieden ſcheinbaren Beſitz deſſelben entriſſen — ihr ſelbſt nicht einmahl die Freiheit hatte gönnen wollen, ihr Recht darauf zu behaupten; ſo war es Annen dennoch, ſo lange iene lebte, zuweilen,

als ob ſie dieſe Würde noch mit ihr theilen müſſe, oder als ob ſie die Krone nur als eine Vergünſtigung jener trüge. — Kurz, das Gefühl des Unrechts, wodurch ſie ſie beſaß, konnte auch ihr ganzer Leichtſinn nicht immer unterdrücken. — Es gab Augenblicke, wo es ihr vorkam, als ob ſie gar nicht Königin ſei — weil es noch eine andere gab, die es eher geweſen, und die keine menſchliche Gewalt dahin bringen konnte, daß ſie ſich in ihrem itzigen Reiche, zwiſchen ihren vier Wänden nicht noch ſo nennen ließe. Ihre Eitelkeit war noch immer nicht ganz befriedigt, ſo lange Katharina lebte, und daher war ihre Freude ausſchweifend über den Tod derſelben.

Von dieſem Tage an überließ ſie ſich immer mehr ihrer natürlichen Sorgloſigkeit in ihrer ganzen Art zu leben und zu handeln. Je mehr ſie ſich ſelbſt lebte, deſto weniger lebte ſie für ihren Gemahl und für ihre Würde. Eben weil ſie nun ganz fühlte, daß ſie Königin ſei, vergaß ſie auch ganz, daß dieß noch gewiſſe Verpflichtungen, ſogar Behutſamkeiten und Rückſichten erfoderte, und ihre Aufmerkſamkeit für Heinrich nahm täglich ab, weil ſie ihn nur als das Mittel zu ihrem Zweck be-

trachtete; wie man das Inſtrument hinwirft, wenn das Kunſtwerk vollendet iſt.

Heinrich bemerkte dieß anfangs wenig, weil er ſelbſt ziemlich ſich in eben dieſem Falle befand. Auch er hatte ſeine Wünſche erfüllt — hatte ſich ſogar erſättigt, und nach dem zunehmenden Maaſe dieſer Sättigung war ihm Anne weniger nothwendig — weniger intereſſant geworden. Er fing an nach und nach wieder ſo zu leben, als er vor ſeiner Bekanntſchaft mit ihr lebte, nur daß er gewiſſe Triebe allein noch bei ihr befriedigte —

In der Entbehrung eines andern Gegenſtandes hing ſich ſeine Leidenſchaftlichkeit an die politiſchen und kirchlichen Angelegenheiten. Die Unterſuchung der Klöſter, die izt mit Lebhaftigkeit betrieben wurde, gewährte ſo manche Unterhaltung durch ſkandalöſe und ſeltſame Ereigniſſe, ſo manche Erwartung und Beſchäftigung durch Vergröſſerung der Einkünfte und königlichen Domänen; — die auswärtigen Verhältniſſe mit Franz, dem Papſte, dem Kaiſer und den deutſchen Fürſten wurden immer verwickelter — und — er wollte izt ſelbſt regieren! — Ueber alles dieß hatten die Turniere und die Reigerbeize izt wieder einen neuen, ſeit vielen Jahren nicht bemerkten, Reiz für ihn,

und daher war ſeine Zeit ſo eingeſchränkt, daß er Annen izt ganze Tage allein ließ.

Je weniger er ihrer Geſellſchaft bedurfte, deſto mehr bedurfte ſie andrer. Der Trieb zu gefallen und ihr Hang zur Kofetterie war urch ihre königliche Würde eher geſtärkt als geſchwächt. Die Verehrung, die man dieſer erzeigte, reizte den Trieb, ſie in ein perſönliches Attaſchement zu verwandeln, und die Entfernung, worin die Erhabenheit derſelben zurückſchreckte, weckte nur um ſo ſtärker den Trieb, anzuziehn und feſt zu halten.

So ſammelte ſich täglich mehr ein Kreis heiterer Menſchen um ſie her, in welchem der Umgangston gar bald vom Ungezwungenen zum Vertraulichen überging. Wer ihr gefiel, durfte ſich ihr nahen, ihr eine Galanterie ſagen und auf eine ihr entſprechende Antwort rechnen. Hier galt kein Vorrecht des Standes, und den ſteifen und preciöſen Lord, der ſich in ſeiner Pairswürde gravitätiſch vor ihr hinpflanzte, überhüpfte ihr Blick, indem er einen muntern gewandten Kämmerling im Hintergrunde des Zimmers aufſuchte, und einer ſteifen Mylady ſtand ſie nicht Rede, um einem ihrer Freunde eine Poſſe zu ſagen, oder einen

vollwangigen Edelknaben im Vorbeigehn in die ro-
then Backen zu kneipen.

Alles dieß war jedoch in den Schranken der Sittlichkeit. Von Natur ohne ſtarke Triebe, und auch an ihre Ehepflicht feſt gewohnt, fiel ihr kein Wunſch nach dem Genuß einer verbotnen Frucht ein. Niemand konnte ſich daher rühmen, irgend etwas mehr als einen freundlichen Blick oder flüchtigen Händedruck erhalten zu haben, und Niemandem fiel es auch ein, mehr zu begehren, oder gar ſolche kühnere Wünſche ihr zu eröfnen.

So wenig Heinrich hierauf merkte, ſo genau beobachteten es andre, und ie ſorgloſer ſich Anne ihren Freunden überließ, deſto ſicherer lieferte ſie ſich mit iedem Tage in die Hände ihrer Feinde. Ihr Bruder, der Vicomte von Rochefort, hatte den obern Platz unter den erſten, und deſſen Gemahlin trachtete nach den oberſten unter den letzten. Die boshafteſte Eiferſucht nahm den Fanatismus zu ihrem Gehülfen, und beide webten ein Netz, worin die Sorgloſigkeit ſich um ſo eher fangen muſte, da die Blutsfreundſchaft es webte.

Die Vicomteß Rochefort übertraf Annen eben ſo ſehr an Eitelkeit, als ſie ihr an Schön-

heit und Annehmlichkeit nachſtand. Ihre Prä-tenſionen waren ihrer Eitelkeit angemeſſen, und ſchon von dem Augenblicke an, da Anne noch als Miß Boleyn die Bewundrung des Hofs auf ſich zog, war ſie eine unverſöhnliche Feindin derſelben. Anne wurde Königin, und noch machte ſie Anſprüche auf perſönliche Huldigung, da ſie ſich an denen, die ihrer Würde zukamen, hätte begnügen ſollen. Urſach genug für die Vicomteß, ihren Haß zur Verfolgungsſucht zu erhitzen. Zu einem verzehrenden Grade muſte es daher durch ein Misverhältniß mit ihrem Gemahl gedeihen. Er liebte ſie nicht, weil es nicht möglich war, ſie zu lieben — deſto mehr hing er an ſeiner Schweſter, und Anne, die mit Jedermann vertraulich umging, gebrauchte gegen ihren Bruder die wenigſte Behutſamkeit —

Durch ein ungewöhnliches Schickſal war Anne dazu beſtimmt, in ihren nächſten Verwandten ihre ärgſten Feinde zu finden. Ihre Tante, die Lady Boleyn, eine eben ſo bigotte, als neidiſche, boshafte Alte, hatte ſich ſchon lange an ihrem ganzen Betragen geärgert und ſich insbeſondere von der Königin zurückgeſetzt geglaubt. Auch ſie hatte Annen wegen ihrer Vorliebe für die Pro-

teſtanten in Verdacht und hierüber mit dem Herzog von Norfolk, deſſen Aehnlichkeit der Denkart ihn längſt zu ihrem Vertrauten gemacht hatte, ſchon oft Klagen und Gegenanſchläge ausgewechſelt.

Norfolks Haß gegen Annen vermehrte ſich täglich, weil ſeine Erbitterung auf die Proteſtanten in eben dem Verhältniß zunahm, als die Schritte des Königs gegen Pfafferei und Mönchsweſen raſcher und kühner wurden. Die neuerliche Unterſuchung und Aufhebung der Klöſter hatte ihn ſo mit Galle erfüllt, daß bei aller ſeiner Fertigkeit in Verſtellung und Hofkünſten er dennoch nur mit großer Mühe und durch ſein kaltes Temperament unterſtützt, was in ihm vorging, vor den Augen Heinrichs zu verbergen vermochte. Auch ihm ſchien die Königin die erſte und noch immer fortwirkende Urſach aller dieſer Greuel der Verwüſtung zu ſein, und nur, wenn dieſe über die Seite geſchaft werden könne, aber dann auch ſicher, hofte er, könnten noch beſſere Zeiten erwartet werden.

Gardiner, noch immer ſein Vertrauter und ſein Orakel, beſtätigte ihn in dieſen Erwartungen und in der Vorausſetzung, worauf ſie, ſich ſtützten.

Es bildete ſich durch ſeine hauptſächliche Mitwirkung bald unter dieſen vieren ein Komplott, wovon er die Seele war, und was in der Hölle ſelbſt nicht beſſer hätte gewählt werden können.

Der erſte allgemeine Beſchluß war: der Untergang Annens! Ein einziger Moment hatte ihn feſtgeſtellt, aber die Ausführung hatte eben ſo große Schwierigkeiten, als der Entſchluß ſelbſt leicht zu faſſen geweſen war. Man berathete viel und oft, — entwarf Plane auf Plane; aber ieder muſte auch wieder verworfen werden, weil irgend ein weſentlicher Mangel, oder ein Hinderniß von außen, ihn zur Ausführung unfähig machte.

Das war nun freilich ſchon längſt der zweite allgemeine Beſchluß geweſen, daß Anne durch ihre eigene Unvorſichtigkeit fallen und ihnen ſelbſt die Waffen wider ſich in die Hände liefern ſolle! Daher war es nöthig, ſie noch genauer als bisher zu beobachten und ihr gleichſam eine ſtete Wache zu geben. Eine von den Damen konnte dieß am erſten. Die Vicomteß war ihr durch Alter und durch Verhältniß am nächſten, alſo wurde dieſe dazu auserſehn, daß ſie ſich genauer als bisher an die Königin anſchließen und nicht nur iede ihrer Handlungen und Aeußerun-

gen genau beobachten, ſondern auch durch verſtellte traulichkeit ihre eigentliche Denkungsart noch ſicherer ausforſchen ſolle.

So bereitwillig die Vicomteß das Amt übernahm, ſo zeigte ſie doch bald, daß ſie den Obliegenheiten deſſelben nicht gewachſen ſei. Ihr Geiſt hatte zu wenig Biegſamkeit, ihre Eitelkeit war zu groß und roh, ihre Prätenſionen zu hervorſpringend, und ihr Haß gegen Annen und ihren Gemahl zu wenig ihrem Verſtande untergeordnet, als daß nicht alle dieſe Ecken gar bald Annen hätten eben ſo zurückſtoßen ſollen, als jene ſich ihr näherte. Es entſtanden allerlei kleine Zänke und Mishelligkeiten, die zwar eine gegenſeitige Bitterkeit und Feindſchaft unterhielten und ſtärkten, aber eben deshalb die Vicomteß zur Ausführung ihres übernommenen Geſchäfts nur um ſo unfähiger machten.

Izt bemerkte man, daß der König ſeit einiger Zeit ſich weit öfter bei ſeiner Gemahlin einfand, als vorher, und bei einem ſo erbärmlichen Pfuſcher in der Kunſt zu verbergen und an ſich zu halten, als Heinrich noch immer war, konnte den Augen

zweier erbitterten Weiber und denen eines Prie-ſters die bewegende Urſach unmöglich entgehn.

Johanna Seymour war ſeit einigen Monaten Hofdame der Königin, ein junges Mädchen, deſſen Körperbildung die Natur ſich zu einer Aufgabe für die möglichſte Vollkommenheit gegeben zu haben ſchien. Die höchſte Regelmäßigkeit in dem Bau ihres Geſichts und dem Ebenmaaße ihrer ganzen Figur bildete den ſchönſten Umriß, den vielleicht ie ein betrachtendes Auge umfing. In die blendende Weiſſe ihrer Geſichtsfarbe, welche ſich in den Silberglanz ihres blonden Haars hinüber nüancirte, löſte ſich das ſchönſte Karmin ihrer Wangen auf; eine ruhige Heiterkeit ſchimmerte aus iedem ihrer Blicke, lächelte in ieder Miene, bewegte ſich in jedem ihrer Gliedmaßen. Der Kenner bewunderte ſie als eine vollendete Schönheit, und der Künſtler erſparte ſich nach ihrem Anblicke die Anſtrengung, ſich ſelbſt ein Ideal zu ſchaffen.

Allein dennoch ſchenkte ihr der gefühlvolle Dilettant vielleicht nur einen flüchtigen Blick; dennoch wuſte dieſer ungenügſame Momus ſogar, ſchon nach dieſem flüchtigen Blicke, manches zu tadeln. Er vermißte das, was ihm unendlich mehr iſt

als Schönheit, Geiſt und Grazie in ihrem Geſichtszuge, fand ihre Blicke gleichgültig nnd ſtumm, und nannte ſie eine ſchöne Statue, welcher der bildende Prometheus wohl das menſchliche Leben, aber nicht das Göttliche in dem Menſchen, die Seele, habe verleihen können.

Heinrich ſah ſie und vermochte ſeinen Blick nicht wieder zurückzuziehen — Allein er ſah ſie weder mit dem Auge eines Kenners und Künſtlers, das nur beurtheilt und bewundert, noch mit dem Auge eines Dilettanten, das nur nach Nahrung für das edlere Gefühl des Schönen umherſpäht; — er ſah ſie mit dem Auge des Wollüſtlings, das nur vor Begierde flammt, und deſſen Feuer nur Befriedigung, aber auch ſichere Befriedigung löſcht —

Dieſe Bemerkung gab den Berathungen der Verbündeten eine ſchnelle und ſichere Richtung — „Warum,“ äußerte Gardiner, „ſollte nicht auch dieſe durch die Leidenſchaft des Königs zu Grunde gerichtet werden können — wenn wir uns derſelben bemächtigen und ſie zu unſerm Zwecke benutzen können? Was dort vorgegebne, oder wirkliche Gewiſſensbiſſe wirkten, mag hier Eiferſucht

ausrichten und uns um ſo ſchneller und unwider-ſtehlicher zum Ziele führen!

Nur wenige Momente entwickelten ſolche Ideen in ſolchen Köpfen zu ausführlichen Planen. Um ſicher zu gehen, muſte man ſich auf der einen Seite Johannens Betragen verſichern, und auf der andern Cromwell mit ſich zu vereinigen ſuchen — dann die Eiferſucht des Königs wecken und beleben. Den erſten Auftrag erhielt Lady Boleyn, das zweite übernahm Gardiner ſelbſt, und an dem dritten würde dann ein ieder der Verbündeten nach einer ſpeciellen Vertheilung hinwirken.

Miß Johanne war eine weitläuftige Anverwandte der Lady Boleyn und ihr von ihrer Familie, wie ſie an Hof geſandt wurde, noch beſonders empfohlen. Sehr leicht konnte dieſe daher ſich zu ihrer Rathgeberin und Führerin aufwerfen, ohne Aufmerkſamkeit zu erregen, und ſelbſt Anſpruch auf ihr völliges Vertrauen machen, ohne daß ſie fürchten durfte, mit Befremdung zurückgewieſen zu werden — auch machte ſie ohne weiters von dieſen Vortheilen Gebrauch.

Johanne war eins von den Geſchöpfen, die weder kalt noch warm, weder gut noch böſe ſind. Ihr Verſtand noch unter dem Mittelmäſſigen, ihr

Herz ohne Leidenſchaft, hatte ſie alſo gar keine eigne Strebkraft in ſich ſelbſt und war daher ganz in der Hand, die ſich ihr zu bemächtigen und ſie zu faſſen für gut fand. Sie war übrigens in der römiſchkatholiſchen Religion fromm erzogen, an Meſſe und Paternoſter von Jugend auf gewohnt und in Abſicht ihrer Sitten in hohem Grade tugendſam und unbeſcholten.

So wenig es der verſchmitzteſten Liſt koſten kann, ſich der frommen Einfalt zu bemächtigen; gerade ſo wenig Mühe konnte es der Lady Boleyn machen, Johannen nach ihren Abſichten zu ſtimmen. Sie eröffnete ihr im Vertrauen, daß der König ihr nachtrachte, malte ihr auf das lebhafteſte die Gefahr, die ihre Tugend bedrohe, und ſetzte ſie dadurch ſo in Schrecken, daß ſie ihr gar leicht das Verſprechen, Heinrich auf keine Weiſe anzuhören, abdrang.

Nach zwei, drei Unterredungen dieſer Art, nach jedesmahligem genauen Bericht der Aeußerungen und Verſuche Heinrichs von Seiten Johannens, den Lady Boleyn mit dem lebhafteſten Abſcheu und mit wiederholten Ermahnungen anzuhören pflegte, — ließ ſie jedoch endlich etwas von ihrer Strenge nach. Wenn Johanne klagte, daß ſie

unmöglich den König ganz verhindern könne, ihr nachzugehn und ihr vorzureden; — ſo fing ſie nun an der Meinung zu werden, daß eine zu unhöfliche Hartnäckigkeit auch allerdings unſchicklich und gefährlich ſei; — wenn Johanne ihr von den lebhaften Verſicherungen erzählte, die Heinrich ihr von ſeiner Liebe gegeben habe, und den Schwüren, womit er ſie betheure; — ſo begnügte ſie ſich damit, ihr das Sündliche und Schändliche derſelben in auſſerehelichen Verhältniſſen vorzuſtellen, und da dieß ſo fortging und Johannens Erzählungen immer reichhaltiger und Heinrichs Bewerbungen und Anträge immer emſiger und dringender wurden, ſo meinte ſie endlich: das möchte ganz gut ſein, wenn es Heinrich nur ehrlich meine, denn ſie ſähe nicht ein, warum Johanne Seymour nicht eben ſo gut, als Anne Boleyn Königin werden könne!

Auch für die ſchwächſte Reizbarkeit der Eitelkeit geht ſo etwas nie ganz verloren. Johanne lächelte mit ſichtbarem Wohlgefallen über dieſe Aeuſſerung — und nun fuhr ihre Freundin fort, einen weitläuftigen Vortrag über dieß Thema zu halten, der aus – „Warum denn nicht? Wer weiß, was geſchieht? Man kann nicht wiſſen! — „J! du

lie-

lieber Gott! Unverhofft kommt oft!“ und ähnlichen triſtigen Gründen ſo nachdrücklich zuſammengeſetzt war, daß er Johannen anfing einleuchtend zu werden und ſie für den Rath empfänglich wurde, daß ſie nur gleich das nächſtemahl dem Könige geradezu antworten möchte: „ſie wolle und könne ihn nicht weiter anhören, weil er ein verheiratheter Mann ſei, und ſie ſich alſo durch ſeine Anträge für beſchimpft halten müſſe.“ —

Während daß hier nach dem einen Theile des Plans mit Glück angebaut wurde, war man mit der ſchwierigern Ausführung des Plans auf Cromwell gar nicht müßig, obwohl, jedoch nur dem Scheine nach, nicht ganz ſo glücklich — Dieſer ſchlaue Politiker hatte ſchon von jener Verbindung manches geahndet und ſelbſt beſtimmt in Erfahrung gebracht, und die Gefahr, die ihm perſönlich dadurch erwachſen konnte, ſchien einen Entſchluß unwillkührlich herbeizuführen und ihm eine feſte Richtung zu geben. Auf der einen Seite hing das Komplott mit einem großen Theil des hohen Adels, auf der andern beinahe mit der ganzen Geiſtlichkeit zuſammen. Jene haßten ihn als einen Glücksritter und Günſtling — dieſe als ihren ärgſten Feind und Verfolger, — als einen Schützer der

Proteſtanten. — Jedoch von jeher an nichts in der Welt, als an ſich und ſeinen Vortheil attachirt, war es von Anfang ſeiner öffentlichen Laufbahn an unabänderliche Maxime bei ihm geweſen, immer ſo viel als möglich iſolirt zu bleiben, oder ſich bei entſtehenden Partheien der mächtigen nur zu nähern, ohne ſich zu verbinden, um ſich ſogleich zurückziehn und vor dem Sturz der einen ſo wie der andern ſichern zu können.

Er hatte ſich der Königin geneigt und gefällig gezeigt, ſo lange ſie allmächtig war, ohne übrigens geradezu auf ſie, oder, nach gemeinſchaftlich entworfenem Plane, mit ihr zugleich auf den König iemals wirken zu wollen. Der König hatte ſich von ihr entfernt, und er mit dem Könige, ohne daß es eigentlich auffallen konnte. Es ſtand izt mißlich mit ihr; und unmerklich näherte er ſich der andern Parthei. Ohne ihr iedoch eigentlich beizutreten, gab er ihr unter der Hand Vorſchub und beförderte ihre Abſichten im Stillen, eben ſo merklich für ſie, als er gefliſſentlich der nähern Erklärung Gardiners auszuweichen ſuchte.

Der Biſchof von Wincheſter hatte den Staatsſekretär lange und genau genug beobach-

tet, um ihn richtig zu beurtheilen; er bedurfte keiner deutlichern Erklärung, um ihn zu verſtehn und ſich mit ihm zu verſtändigen. Er theilte ihm in allgemeinen Aeuſſerungen die Hauptidee ſeines Plans mit und erhielt, eben ſo durch die Blume, ein Recht zu der Erwartung, daß er von Seiten des Staatsſekretärs auf fernere Unterſtützung rechnen dürfe.

Nach dieſen Vorbereitungen ſollte nun an die eigentliche Ausführung ſelbſt Hand gelegt werden. Die Rollen wurden vertheilt, und um ſeine Wirkſamkeit deſto ſicherer fortſetzen zu können, ließ ſich Gardiner izt zu einer Geſandtſchaft nach Frankreich in Vorſchlag bringen, erhielt ſie und ging ſogleich dahin ab — bald nachher nahm das Schauſpiel ſeinen Anfang.

Johanne hatte ſich gegen den König ſo pünktlich ihrer Vorſchrift gemäß betragen, daß die gewandteſten Talente ihrer Einfalt ſchwerlich in dieſer Ausführung den Rang würden abgelaufen haben. Sie ſang ihm das auswendig gelernte Lied ſo oft und mit ſo gleicher Ruhe vor, daß Heinrich in die heftigſte Ungeduld gerieth, die ſich endlich in jene finſtre Melancholie hoffnungsloſer Leidenſchaft auflöſte. Erinnert man ſich an

den Eindruck, den eine ähnliche Aeuſſerung Annens ſchon ehemals auf ihn machte, und der Ideen und Wünſche, die dadurch erweckt wurden; ſo wird man ſich um ſo leichter ſeinen itzigen Gemüthszuſtand denken können. Er hatte nun ſchon die Erfahrung gemacht, daß man auch eine rechtmäſſige Frau loswerden könne, wenn man nur einen Vorwand habe! — Aber freilich der Vorwand! — der Vorwand! — Er ſchlich verſchloſſen und inſich gekehrt mit dieſen Vorſtellungen umher, ſuchte nur die Einſamkeit und ſchien ſichtlich ſich in ſich ſelbſt zu verzehren.

Einſt hatte er ſich in dem Dickigt des groſſen, noch von Wolſey angelegten Parks hinter Yorks-Houſe verlohren und hing ienen Vorſtellungen nach, die ihn um ſo mehr quälten, da er ſie keinem zu eröffnen wagte — als ihn ſein Weg vor einem Gebüſch herüber führte, aus welchem ein paar bekannte Stimmen ſein Ohr berührten, die ihn durch die wiederholte Erwähnung ſeines und ſeiner Gemahlin Namens aus ſeinen tiefſinnigen Träumereien weckten.

Nach einigem Horchen erkannte er die Stimme der Vicomteß Rochefort und Lady Boleyn, die in einem ſehr innigen Geſpräche verwickelt waren.

Die letzte führte meiſtens das Wort, und der Inhalt des Geſprächs war eine darſtellende Klage über das leichtſinnige und verdächtige Betragen der Königin — Sie äuſſerte groſſes Aergerniß über die Familiarität, die ſich die Höflinge und ſelbſt ihre Domeſtiken gegen ſie erlaubten — und die doch wahrlich nichts gutes anzeigten —

So (führte die Lady unter mehrern Beiſpielen von geringerer Wichtigkeit an) hatte vor einiger Zeit Maſter Smeton, der Kammermuſikus, in Gedanken am Fenſter geſtanden; die Königin geht vorüber, ſchlägt ihn mit dem Fächer auf den Arm und frägt: „Was ſeid ihr ſo traurig? und da ſie ihn aufmuntert, ſich zu zerſtreuen antwortet Smeton: „was bedarf es „Zerſtreuung? ein Blick von Euch, gnädigſte „Frau, macht mich heiter und glücklich.“ —

Heinrich fuhr es warm durch die Adern — Die Lady ſetzte ihr Geſpräch fort: „Es ſei aber „nicht zu verwundern, daß die Kerls ſich dergleichen herausnähmen, die Königin mache es ſelbſt „nicht beſſer, — da hatte ſie noch geſtern von „weitem zugeſehn, wie die Königin mit Sir Norvis, ihrem Kammerherrn, ſich wohl eine ganze „Stunde ſo vertraulich unterhalten — ſo vertrau-

„lich! — Norvis hatte ſich nachläſſig auf einen „Stuhl gelehnt, und die Königin ſtand vor ihm, „und redete ſo freundlich — und ihre Blicke! „— und dann legte ſie ihre Hand auf ſeinen „Aermel — und dann verbeſſerte ſie etwas an „ſeiner Halskrauſe; — endlich habe ſie (die „Lady) die Neugier angetrieben, ſich näher zu „ſetzen, ſo daß ſie das Geſpräch zum Theil ver„ſtehen können — die Rede war von Norvis „Braut — die Königin neckte ihn, daß er ſei„ne Vermählung ſo verzögere, und drang in „ihn, er ſolle der Sache ein Ende machen. „Norvis meinte: „es preſſire ja nicht!“ und „habe dabei ſo vielbedeutend ausgeſehn — „darauf ſagte die Königin: „ich merke wohl, „warum ihr ſo zögert, ihr denkt gewiß, der Kö„nig ſoll bald ſterben und ſo wollt ihr noch „mit mir Hochzeit machen.“ —

Hier durchfuhr es Heinrich auf einmal mit einer glühenden Hitze, er war im Begriff, ſich durch das Gebüſch zu drängen; — allein die bald auflebende Begierde, noch mehr zu hören, brachte ihm die Beſinnung zurück. Er horchte weiter, und der Odem konnte nur mit Mühe ſich aus der Bruſt hervorarbeiten —

Jetzt hatte die Viscomteß das Wort genommen — Ihre Stimme war gepreßt und unverſtändlich; — ſie redete nur abgebrochen, wie im heftigen Affekt des Zorns oder der Traurigkeit — Sie beſtätigte die Bemerkungen der Lady, und brachte endlich ſeufzend hervor: „daß „ſie ihr das noch allenfalls verzeihen wolle, — „wiewohl ſie den König bedaure, daß er ſo mit „Undank für alle Beſchwerden, die er ihrent„halben geduldet habe, gelohnt werde. — Aber „ſie hege noch einen ſchrecklichen Verdacht, oder „vielmehr ſei es Gewißheit zu nennen — an „ſich jedoch zu ſchrecklich — und gehe ſie ſelbſt „zu nahe an, als daß ſie ihn ihrer Freundin „mittheilen könne."

Heinrich war auf der Folter, die Lady drang in ſie, und nach tauſendfachen Verſicherungen der innigſten Theilnahme und unverbrüchlichſten Verſchwiegenheit brachte ſie es endlich dahin, daß jene ihr Herz öfnete — „ſie habe ſie „nämlich in Verdacht, daß ſie mit ihrem eig„nen Bruder, dem Vicomte, einen verbotnen „Umgang unterhalte."

Hier ſtürzte Heinrich wie ein Wütender durch das Gebüſch — die Damen ſtieſſen ei-

nen heftigen Schrei aus bei ſeinem Anblick und ſchienen gewaltſam erſchrocken. — Heinrich ergriff ſie beide, eine jede bei einem Arm — aber konnte vor Wuth nicht reden — die Damen ſtanden zitternd und ſchwiegen, durch ſeine Wuth izt wirklich aufs heftigſte erſchrocken — Heinrichs glühender Blick fuhr von einer auf die andre; ihre matten und erſchrockenen Blicke flohen von einer Seite zur andern — Endlich erhielt Heinrich die Rede wieder — er fluchte und ſchwur ihnen den ſchrecklichſten Tod, wenn ſie nicht im Stande wären ihre Läſterungen zu erweiſen — Sie fleheten und verſprachen — und beriefen ſich beide auf den Herzog von Norfolk. — Heinrich ließ ſie und eilte dem Schloſſe zu. —

In ſeinem Zimmer fand er Cromwell — er zog ihn in das Kabinet und befahl, den Herzog von Norfolk herbeizurufen. — Cromwell hörte die Erzählung, die Klagen und Verwünſchungen des Königs mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe und Gelaſſenheit an, antwortete auf die hundertfachen Fragen des Königs mit Achſelzucken, mit zweideutigen Aeuſſerungen — „daß „freilich ihr Betragen für eine Königin zu frei „— mannigmahl wohl gar etwas familiär ge-

„ſchienen habe; — indeſſen ſei es eine Folge ihrer „Erziehung — wenigſtens könne man es damit „einigermaſſen entſchuldigen — ganz wohl freilich „nicht — verdächtig bleibe es immer ꝛc. ꝛc.“ —

Der König glühete nur um ſo heftiger, je kälter Cromwell die Sache behandelte, und ſeine Aeuſſerungen und Zweifel bereiteten bei ihm mit jedem Augenblicke mehr die ſchrecklichſte Gewißheit vor.

Der Herzog von Norfolk trat ein, und Heinrich verlangte nun von ihm mit dem heftigſten Ungeſtüm die nähern Erläuterungen und Beweiſe, worauf die beiden Damen provocirt hätten. Norfolk war hierauf vorbereitet und Heinrich nicht in dem Zuſtande, eine genaue Unterſuchung und regelmäſſige Prüfung anzuſtellen. Die ſchrecklichſte Eiferſucht hatte ihn ergriffen, die ein geheimer Wunſch, die Beſchuldigte ſchuldig zu finden, nur noch mehr erhitzte und für jede Nahrung begierig und unerſättlich empfänglich machte. —

So konnte denn gar leicht eine Menge von Anekdoten ähnlicher Art an die Stelle der Erläuterungen treten, und das allgemeine Hof- und Stadtgeſpräch an die Stelle der Beweiſe — Auſ-

ſer Norris und Smeton wurden noch Weſton und Borreton, zwei Kammerjunker, genannt und ihre Beſchuldigungen auf eben ſolche Beweisgründe geſtützt — Die Befürchtung der Vicomteß Rochefort wurde anfangs von Cromwell ſowohl als Norfolk mit Abſcheu verworfen und als Grille eines eiferſüchtigen Weibes angegeben; gleichwohl erinnerte ſich doch der erſte nach und nach einiger verdächtigen Bemerkungen, und zuletzt fiel ihm noch ganz von ohngefähr ein, von einer Kammerfrau der Königin gehört zu haben, daß ſie den Vicomte ganz früh habe auf der Königin Bette ſitzend gefunden —

Noch hatte ſich Heinrich nicht ſammeln können, und dieſer letzte in die Augen fallende Beweis ſchlug ihn vollends zu Boden — Er brach in die heftigſten Verwünſchungen und Flüche aus gegen Annen, gegen ihre Buhlen und ſelbſt gegen ſeine Freunde — daß ſie nicht eher ihn davon benachrichtigt hätten, und es fehlte wenig, daß er nicht die Kläger zugleich mit den Beklagten ſeiner Wuth geopfert hätte.

Nicht ohne Mühe und Gefahr, aber dennoch endlich glücklich, gelang es der Kälte ſeiner beiden Rathgeber, ſeine Hitze etwas zu dämpfen und

ihm anſchaulich zu machen, daß ein zu ſchnelles und unüberdachtes Verfahren nur die Sache verderben, anſtatt ſie gut machen würde. Sie wandten alles an, ihn zur Verzeihung für die Königin zu bewegen, indem ſie gleisneriſcher Weiſe ihre Vergehungen durch jugendlichen Leichtſinn, Erziehungsfehler ꝛc. entſchuldigten. Nur erſt, da alle dieſe Verſuche vergebens waren und Heinrich ſie mit ſeinem höchſten Zorn bedrohte, dafern ſie noch das geringſte hievon erwähnen würden — ließen ſie ab und arbeiteten nun dahin, ihm die Nothwendigkeit gemäßigter und behutſamer Maasregeln begreiflich zu machen. — „Der Kö„nig, waren die Hauptgründe, müſſe ſie erſt „ſelbſt genauer beobachten, müſſe ſich ſelbſt noch „mehr überzeugen — müſſe der Sache kälter „nachdenken — Annens Parthei ſei groß und „mächtig; — ſie hänge ſo genau mit den Pro„teſtanten und andern ketzeriſchen Sekten zuſam„men, daß ein zu voreiliges Unternehmen gegen „ſie wohl gar einige Gefahr haben könne u. d. g.“ —

So wenig alle dieſe Vorſtellungen fähig waren und zur Abſicht hatten, Heinrich zu beruhigen, ſo beſänftigten ſie ihn doch nach und nach. Das

plötzliche Aufſchwellen des Geſchwürs war gehemmt, aber das Gift wirkte nur heimlicher und ſicherer um deſto mehr nach innen zu und eiterte immer tiefer unter ſich.

Anne ahndete von der Gefahr, die ſie ſo nahe und ſo ſchrecklich drohend umgab, nicht das geringſte. Sorglos, wie ein unmündiges Kind in der Mitte einer Räuberbande, die ſchon Vorkehrungen zu einem magiſchen Verſuche mit ſeinem Hirn oder Herzen macht, lebte ſie umringt von einem furchtbaren Komplott erbitterter Feinde, wozu ihr Gemahl ſelbſt gehörte, und wovon ſie nach einem genau entworfenen Plan auf jedem Schritte verfolgt, und wovon jede ihrer kleinſten Handlungen, jede ihrer unbedeutendſten Aeuſſerungen aufgefangen und zu ihrem unvermeidlichen Verderben benutzt wurde.

Die beiden Damen betrieben hauptſächlich dieß ihnen beſonders aufgetragene Geſchäft mit der gröſten Emſigkeit. Jeden Tag nährten ſie die Eiferſucht des Königs mit neuen Bemerkungen und Anekdoten, deren es nicht bedurft hätte,

um ihr ein daurendes Leben und immer wachſendere Stärke zu geben.

Heinrich ſelbſt war der ſchärfſte Beobachter. Die Liebe zu Johannen und die geheimen Wünſche, die dieſe erzeugte und unterhielt, liehen ſeiner Eiferſucht alle hundert Augen des Argus, die alle nur durch Galle, alle daher ſchwarz und widrig ſahn, ſo daß eben die Anne, und gerade das ſorgloſe, vertrauliche und muthwillige in ihrem Betragen, was ſie anfangs für ihn zu einem Engel an Unſchuld und eine Grazie an Reizen machte, ſie itzt in ſeinen Augen als eine ſittenloſe Dirne — eine wollüſtige — lüderliche M—e darſtellte.

So waren einige Wochen hingegangen, und ein ſchreckliches inneres Feuer hatte Heinrichs menſchliche Gefühle nach und nach ganz verzehrt; als ein Brief von Gardiner aus Paris anlangte, worin dieſer ihm mit vielen Umſchweifen und unter einem großen Schall von Entſchuldigungen mit ſeiner Pflicht und ſeinem Gewiſſen — berichtete:

„wie nachtheilig am franzöſiſchen Hofe von der „Königin, ſeiner Gemahlin, geredet werde. Nicht „nur von ihrer itzigen Lebensart erzähle man Din„ge, die er zu wiederholen nicht wage, ſondern

„auch noch von ihrem ehemahligen Aufenthalte am „franzöſiſchen Hofe gingen die ärgerlichſten Anekdo„ten umher. So ſei ſie noch izt unter dem Ekel„namen la Haquenée d'Angleterre allgemein be„kannt, den ſie jedoch nachher, da ſie König Franz „habe kennen lernen, gegen einen andern vertauſcht „habe, woraus ſich auch ſicher genug ſchlieſſen laſ„ſe, auf was für einem edlen Fuß ſie gegen dieſen „König geſtanden ſei. — Er ſchloß mit den heilig„ſten Verſicherungen, daß nur die Pflicht allein „im Stande geweſen ſei, ihn zu dieſem Schritte zu „verleiten, und daß noch immer hinlängliche Urſach „bleibe zu glauben, die Verläumdung habe weit „mehr Antheil als die Wahrheit an dieſen Ge„rüchten und Erzählungen."

Heinrich war eben im Begriff, ſich zu einem Turnier nach Greenwich zu begeben, und die grimmigſte Wuth, die er nur mit der äuſſerſten Anſtrengung in ſeinen Buſen verſchloß, begleitete ihn mit dahin. Die Königin fand ſich ebenſalls, von Johanna Seymour und ihren übrigen Damen und Hofleuten begleitet, ein. Sie war heiter und unbefangen, und wie gewöhnlich zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß ſie den ſchrecklichen finſtern Blick hätte wahrnehmen ſollen, der ſie von dem

Balkon des Königs her mit ſo emſiger Wachſamkeit beobachtete, daß er nur zuweilen ſich von ihr nach Johannen hinſtahl, — wie es ſchien, blos um neue Erbitterung zu ſammeln.

Das Turnier nahte ſich ſeinem Ende, und alles athmete Vergnügen und Heiterkeit, Heinrich ausgenommen; — als Sir Norris von dem Rennen, worin er ſeinen Gegner in den Sand geworfen hatte, zurückkehrte und ſich dem Balkon der Königin nahte, um ſeiner Gebieterin, der Turnierſitte gemäß, ſeine Ehrerbietung zu bezeugen. Die Königin redete mit ihm, gerade ſo wie gewöhnlich, und da er ſehr erhitzt war, reichte ſie ihm ihr Schnupftuch, „daß er ſich den Schweis „damit trocknen möchte," — was ſie ebenfalls ſchon öfter in ähnlichen Fällen auch bei andern gethan hatte.

Plötzlich entſtand ein Gemurmel. „Der König „entfernt ſich!" riefen einige, „er ſah erzürnt „aus!" ſagten andre, — „er fluchte zwiſchen den „Zähnen!" riefen wieder andere. —

„Iſt dem Könige nicht wohl?" fragte die Königin, die nun aufmerkſam geworden war. Aber ehe ſie noch Antwort erhielt, erſchienen einige Reiſige mit dem Befehle: Norris, Smeton,

Weſton und Borreton gefangen zu nehmen. Geräuſch und Aufſehn nahm immer mehr zu — alles lief durch einander. Die Königin erſchrak, die ganze Begebenheit blieb ihr ein Räthſel. — Sie ſah ſich nach dem Vicomte, ihrem Bruder, um, ob dieſer ihr vielleicht Aufſchluß geben könne. Aber in eben dieſem Augenblick wurde auch er gefangen hinweggeführt.

Schrecken und Angſt trieben ſie nun nach ihrem Zimmer zurück, und hier fand ſie einen königlichen Kämmerer, der ihr im Namen Sr. Majeſtät anbefahl, „ihr Zimmer ohne weitere „Ordre nicht zu verlaſſen.“ —

Dieſer Befehl, wovon ſie gar keine Veranlaſſung einſehn und auffinden konnte, löſchte die ſchreckenvollen Eindrücke, die ſie eben erhalten hatte, aus, anſtatt ſie zu vermehren. Sie glaubte, in dieſem Augenblicke die ganze Sache zu durchſchauen, und hielt ſie für einen Spaß von der Erfindung des Königs, den ſie an ſeiner Abentheuerlichkeit und Derbheit unfehlbar zu erkennen glaubte. —

„So?“ rief ſie dem Ueberbringer des Befehls lachend entgegen, „ich ſoll eine Gefangene ſein,

und

„und warum denn? wenn es Sr. Majeſtät ge„fällt?“ —

„Er wiſſe es nicht — der König ſei im hef„tigſten Zorne“ — ſagte der Edelmann mit dem untrüglichſten Ausdrucke der Beſorgniß und Verlegenheit —

„Aber wie lange denn?“ frug Anne ſchon ernſter und nachdenklicher —

„Auch das wiſſe er nicht“ — und mit einem bedauernden Blick auf die Königin verließ er eiligſt das Zimmer —

Eben ſo ſchnell fiel nun die Vorſtellung von der harten und unbiegſamen Gemüthsart des Königs mit doppelter Gewalt über ſie her, und drückte ſie mit der ſchreckenvollſten Beſorgniß zu Boden —

„Gott im Himmel! ich bin verloren!“ — rief ſie mit dem Ausdruck des troſtloſen Jammers und warf ſich in einen Seſſel, der Ohnmacht nahe — ihr Ausruf gab die Loſung für die Zungen ihrer Geſellſchafterinnen und Mädchen; — ein Jammergeſchrei umringte ſie überall; — man lief durch einander — man rang die Hände — man rief nach Hülfe — und dieß alles traf die

geſchwächten Sinne der erſchrockenen Anne ſo ge⸗ waltſam, erhitzte ihre gereizte Phantaſie ſo heftig, daß krampfhafte Verzuckungen ſie in den ſchreck⸗ lichſten Zuſtand verſetzten.

Kaum hatte ſie ſich etwas erholt, ſo lief die Nachricht ein, ſowohl ihr Bruder, als die übrigen Gefangnen ſeien nach dem Tower gebracht, und wiewohl ſie die Urſache von allem dieſem noch nicht wuſte, auch wohl nicht einmal ahndete, ſo fühlte ſie von dieſem Augenblicke an dennoch mit der beſtimmteſten Gewißheit, daß auch ſie einem Un⸗ tergange nicht entgehen könne. —

„Ich werde ihnen bald nachfolgen!“ ſagte ſie mit dem Ausdrucke ſtiller inniger Trauer — und nun begehrte ſie das Sakrament und genoß es mit allen Zeichen von Andacht und Rührung. Sie ſchloß ſich dann in ihr Kabinet ein und ſchrieb einen Brief an den König und an Cromwell —

Bei dieſer Beſchäftigung traf ſie Lady Bo⸗ leyn, die, wie ſie ſagte, durch das Gerücht er⸗ ſchreckt, aus Theilnehmung und Beſorgniß, ſich nach dem wahren Verlauf der Sache zu erkundi⸗ gen, käme — Sie ließ ſich erzählen, was vorge⸗ gangen — erſtaunte, brach in Ausrufungen aus

und ſuchte ſie dann damit zu tröſten, daß ihre Unſchuld ſicher an den Tag kommen werde. „Freilich — freilich — ſei ſie allerdings etwas unvorſichtig geweſen und es werde ſchwer ſein, ſich ſo ganz zu rechtfertigen“ —

„Alſo wißt Ihr die Urſach meiner Gefangen„ſchaft?“ — frug Anne voll ängſtlicher Erwartung.

Nun ſchlug die Lady ihre Hände vor Erſtaunen zuſammen und konnte nicht begreifen, „wie die Königin das noch nicht wiſſe, was die ganze Stadt wiſſe,“ und erzählte ausführlich von der Eiferſucht des Königs und alle die Anſchuldigungen, „die ſchändliche Läſtermäuler gegen ſie ausgeſprengt hätten;“ — und kam durch eine Menge von Umſchweifen und durch ein Gewebe der unerträglichſten Weitſchweifigkeit zuletzt auch auf die Beſchuldigung, ihren Bruder betreffend.

Kaum hatte ſie deſſelben erwähnt, ſo lag Anne vor ihr aufs neue in den heftigſten krampfhaften Verzuckungen, die die Nacht hindurch noch einigemahle, bald ſtärker, bald ſchwächer zurückkehrten und ihren zarten Körperbau mit der fürchterlichſten Anſtrengung hin und her riſſen

Nothwendig muſte dieß auf die feine Organiſation der unglücklichen Königin eine ſehr merkbar nachtheilige Wirkung haben. Sie fühlte ſich am andern Morgen ſehr geſchwächt, aber dennoch erholte ſie ſich in einigen Stunden wieder und ſchien ziemlich ruhig, ſo daß ſie auch ohne Aeuſſerung des Schreckens den Beſuch der Deputation annahm, die ſie in den Tower begleiten ſollte.

Dieſe königliche Botſchaft beſtand aus dem Kanzler, dem Herzog von Norfolk, Cromwell und Sir Kingſton, dem Kommendanten des Towers. Anne redete ſie mit Würde und Faſſung an, verſicherte, daß ſie unſchuldig ſei, und verlangte, mit dem Könige zu reden — wo ſie gewiß im Stande ſein werde ſich zu rechtfertigen — dieß war nun freilich eine eben ſo vergebliche als gerechte Fodrung. Norfolk wies ſie mit Härte zurück und fügte dieſer Weigerung einige Bitterkeiten bei von der Schande, die ſie über ihn, als ihren Onkel, bringe. — Die Königin wandte ſich nun an Cromwell, als ihren Freund — er entſchuldigte ſich mit vieler Höflichkeit, ſchützte den Zorn des Königs vor — verſicherte: eine förmliche Unterſuchung werde ſie noch mehr rechtfertigen — worauf ſie, wie er keinesweges zweifle, es mit der

gröſten Zuverſicht werde können ankommen laſſen — Ein gleiches äuſſerte der Lord Kanzler und gab Sir Kingſton Befehl, ſie in Empfang zu nehmen.

Lady Boleyn klagte und weinte; ſie flehte unter Heulen und Wehklagen, Mitleiden mit der armen verlaßnen Königin zu haben und ſie wenigſtens in ihren Zimmern zu bewachen. Da dieß jedoch alles nicht half, ſo verſicherte ſie, ſie könne ihre liebe unglückliche Königin nicht verlaſſen und ließ den König um Erlaubniß bitten, ſich bei ihr im Tower aufhalten zu dürfen, welches ihr auch (als eine vorher ſchon beſtimmte Verabredung) gar leicht verwilligt wurde.

Am Eingange des Towers ſank Anne auf ihre Kniee — ſie faltete die Hände und ſah einige Momente in ſtiller ſprachloſer Rührung gen Himmel. Dann ſagte ſie mit ſanfter bebender Stimme: „Gott errette mich ſo gewiß, als ich unſchuldig „bin!„ — Sie wurde in ihr Zimmer geführt, und Lady Boleyn wollte ſich ſo wenig von ihr trennen, daß ſie um ihre Erlaubniß bat, auch des Nachts in ihrem Zimmer zubringen zu dürfen — da ihr ja ſo leicht bei ihrer Kränklichkeit etwas zuſtoſſen könne. —

Heinrich hatte ihren Tod beſchloſſen, weil er ſie für ſchuldig hielt; und er hielt ſie für ſchuldig, weil er es wünſchte. Jede Fürſprache hatte er einmahl für immer bei harter Strafe verboten, und da er Cranmer kannte und ſich vor ſeiner ſtrengen Ehrlichkeit durch das Verbot noch nicht ganz verſichert hielt; ſo hatte er ihm verbieten laſſen, vor Beendigung des Rechthandels ſeinen Pallaſt zu verlaſſen. Eine fernere Unterſuchung würde er gar nicht veranſtaltet haben, wenn man ihm nicht ſo anſchaulich gemacht hätte, daß dieß Spiegelgefechte wenigſtens dem Volke gegeben werden müſſe — Er übergab es daher einer Kommiſſion, in welcher der Herzog von Norfolk den Vorſitz hatte, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, was und wie dieſe es anfangen werde. „Macht bald „ein Ende!„ war die einzige Inſtruktion, die er ihnen gegeben hatte, und in ſo fern dieſer nachgelebt wurde, richtete er nur ſeine Aufmerkſamkeit auf ſie, weil ſie ihn nur in ſo fern noch intereſſirte — denn Johanne hatte ihm geſagt, daß ſie ihn liebe, und daß ſie ſich glücklich ſchätzen werde, ie eher ie lieber ſeine Gemahlin zu ſein —

Das Verhör der vier eingezognen Hofleute wurde fortgeſetzt, und die Beklagten leugneten

die ihnen gemachte Beſchuldigung — Man ſagte ihnen, ihr Leugnen werde vergebens ſeyn, und nur ein Geſtändniß könne ſie von der Todesſtrafe erretten. „Die Königin iſt ſchuldlos wie ich,“ ſagte Sir Norvis, „und ich will lieber zehnmal den Tod „leiden, als Beſchuldigungen eingeſtehn, die die „ſchändlichſten Verläumdungen ſind,„ — die andern verweigerten gleichfalls das Geſtändniß —

Man ſchritt nun zur Folter — Niemand geſtand, auſſer Smeton, — der ausſagte, daß er einigemahl der vertraulichſten Gunſt der Königin genoſſen habe — Man machte den übrigen noch einmahl Anträge, ihr Leben durch Geſtändniße zu retten. Sie wieſen ſie mit Verachtung zurück und verlohren ihr Leben auf dem Blutgerüſte — Auch Smeton hatte vergebens ſich ſelbſt gebrandmarkt. Um eine Konfrontation mit der Königin zu vermeiden, wurde er ebenfalls hingerichtet — Alle bezeugten ihre Unſchuld öffentlich auf dem Blutgerüſte — Smeton allein geſtand, ohne Zweifel in dem Gefühle der Schändlichkeit ſeiner falſchen Ausſage: „er habe den Tod verdient“ —

Lady Boleyn unterließ nicht, alles dieß Annen nach ihrer Weiſe auf das ausführlichſte zu hinterbringen. Die Ausſage Smetons warf ſie aufs

neue in den ſchrecklichſten Krämpfen umher, die länger als gewöhnlich dauerten, und mit denen in den ruhigen Stunden eine Art von Wahnſinn abwechſelte. — Bald betete ſie — bald betheuerte ſie ihre Unſchuld — bald gerieth ſie in einen extatiſchen Zuſtand, wo ſie tauſend Dinge durcheinander redete — erzählte — geſtand — betheuerte — ſchwur — und dann ſchien ſie ſelbſt über ihre Aeuſſerungen zu erſchrecken, als ob ſie verrathen hätte, was ſie verbergen wollte — Endlich ſtimmte ſie dann in der Stimmung der ſanften ruhigen Melancholie wieder herab.

Lady Boleyn wuſte dieſen zerrütteten Gemüthszuſtand der Königin, ihren Abſichten und der Beſtimmung ihres Aufenthalts bei derſelben gemäß, mit teufliſcher Kunſt zu benutzen. Sie verſtrickte ſie ſo künſtlich in das unendliche Gewebe ihrer Geſchwätzigkeit, wuſte ſie dann durch Fragen, dann durch Befürchtungen, dann durch Klagen ſo aus einer Leidenſchaft in die andre zu jagen, daß ſie tauſend Dinge von ſich ausſagte, die ſie nie gedacht, geſchweige denn gethan hatte, und die man der zum Tode einmahl beſtimmten nachher alle als Geſtändniſſe anrechnete.

So waren einige Tage vergangen, eh ſie ſich von ihrer körperlichen Schwäche ſo weit erholt hatte, daß ſie, um die Formalität vollſtändig zu machen, nebſt ihrem Bruder vor das Gericht der Pairs geſtellt werden konnte, und Heinrich hatte ſchon mehr als einmahl ſeine Ungeduld über die Zögerung an den Tag gelegt. Auch in dieſem Verhör hatte der Herzog von Norfolk, als Großſeneſchall des ganzen hohen Adels, den Vorſitz. Mit ungewöhnlicher Ruhe trat Anne vor die Schranken, und die Klagpunkte wurden ihr vorgelegt, deren höchſt ungleiche Wichtigkeit und ſeltſame Zuſammenſetzung ſchon an ſich deutlich genug zeugt, wie ängſtlich man nur darauf bedacht geweſen ſei, zuſammenzuraffen, um zu ſeinem Ziele zu kommen, ohne ſelbſt einige Vorſichtigkeit hierin für nothwendig zu erachten.

Sie wurde nämlich bezüchtigt:

Daß ſie mit fünf Männern, und unter dieſen mit ihrem leiblichen Bruder Ehebruch getrieben;

Daß ſie einem jeden ihre Liebe verſichert und einem jeden geäuſſert, daß ſie den König nie eigentlich geliebt habe;

Daß ſie endlich mit ihren Liebhabern eine Verſchwörung gegen des Königs Leben beſchloſſen und verabredet habe —

Anne hob beide Hände über ihr Haupt empor und ſchwur mit langſam bebender Stimme, „daß „keine von dieſen Beſchuldigungen wahr ſei„. — Eben ſo feierlich betheuerte der Vicomte ihre und ſeine Unſchuld und foderte Beweiſe —

Der Generalprokurator führte das Zeugniß einer Kammerfrau der Königin an — die Beklagten verlangten, mit ihr konfrontirt zu werden. — Sie war vor einigen Tagen verſtorben und hatte dieß Zeugniß auf dem Todbette ausgeſagt und eidlich erhärtet — die Beklagten verwarfen dieß Zeugniß, aber die Richter fanden es gültig — die Macht ſchlug die Unſchuld zu Boden —

Ferner zeugte gegen Annen die Ausſage Smetons — Auch hier drang ſie darauf, mit ihm zuſammengeſtellt zu werden — Er war ſchon todt und hatte ja noch auf dem Schafot betheuert, daß er ſchuldig ſterbe! — zum zweitenmahle warf die Macht die Unſchuld zu Boden! —

Und nun die Beweiſe für die übrigen Beſchuldigungen? — Hier verwies man Annen auf ihr eignes Geſtändniß. — Sie erſtaunte. „Eignes

Geſtändniß?" — Sie betheuerte zu Gott: „nie dergleichen gedacht — geſchweige geſtanden zu haben." — Nun führte der Generalprokurator Lady Boleyn als Zeuge gegen ſie auf, — zeigte Tag und Stunde an, wo ſie dieß und noch manches ähnliche im Gefängniß gegen ſie geäußert und es mit den lebhafteſten Betheurungen erhärtet habe.

Anne ſtürzte zu Boden — die heftigſten Konvulſionen ergriffen ſie aufs neue, ſie blieb zwei Tage hindurch in dem Zuſtande des jammervollſten Wahnſinns — Der Gerichtshof nahm dieß für das Gefühl der Schuld und für ein hinlängliches Eingeſtändniß der angeſchuldigten Verbrechen. Weil ſie überführt war, galt auch das Leugnen ihres Bruders nicht mehr. Beide wurden verurtheilt. „Der Vicomte ſollte enthauptet und dann geviertheilt, die Königin verbrannt oder, nach der Gnade des Königs, enthauptet werden.

Cranmer hatte wirklich die Königin, nach Verhältniß ſeiner wenig lebhaften Gefühle, ſehr geliebt. Er würde nachdrücklich für ſie geſprochen haben, wenn ihm nicht die Gelegenheit dazu benommen worden wäre. Aber ſo gerade und offen er jedes-

mahl, wenn es Beruf und Aufforderung mit ſich brachten, ſein Urtheil ſagte; ſo wenig war es doch ſeine Sache, etwas Auffallendes zu unternehmen. Liebe zur Ruhe und Ordnung und eine ungemeßne Achtung vor der Gewalt und Autorität des Königs ließen ihn alſo auch izt den Befehl, ſein Haus nicht zu verlaſſen, auf das ſtrengſte beobachten und alles, was er, jedoch auch ſchon mit der gröſten Behutſamkeit, wagte, beſtand in einem Briefe, den er an den König ſchrieb, und worin er Annens Unſchuld, wo nicht zu erweiſen, doch wenigſtens aus ihrem ganzen Charakter wahrſcheinlich zu machen und Heinrich zum Mitleiden zu bewegen ſuchte.

Heinrich erhielt den Brief und — ſchob ihn ungeleſen unter die übrigen Papiere auf ſeinem Tiſche — Unmittelbar nachher befahl er, man ſolle die Sache ſo einrichten, daß die Ehe mit Annen für ungültig erklärt werden könne, denn das Kind dieſer M—e könne keine Königin werden! —"

Dieſer Befehl ſetzte die Kommiſſion in die lebhafteſte Verlegenheit, einen Vorwand zur Ausführung des königlichen Befehls zu erſinnen. Endlich fiel einem von ihnen noch die Verbindung ein, die Anne einſt mit dem jungen Percy hatte. Man

ergriff dieſe Erinnerung als einen Anker in der Noth und erhob iene kleine Herzensangelegenheit zu einem Ehebündniß, um hieraus ihr noch ein fünftes Verbrechen aufzubürden; — daß ſie nämlich zu dem erſten Ehemann noch einen zweiten genommen, und daß aber auch eben deshalb die zweite Ehe ungültig ſei, weil die zweite der erſten weichen müſſe.

Indeß war Anne wieder etwas zu ſich ſelbſt gekommen und ſchien eine ungewöhnliche Ruhe und Faſſung zu erhalten; wiewohl noch von Zeit zu Zeit ſeltſame und unerwartete Ausbrüche die Zerrüttung ihres Geiſtes zu erkennen gaben. Kaum war ſie nur einigermaßen ſich ſelbſt bewuſt, als man durch Ueberredungen, durch Verſprechungen, ihr das Leben zu retten, ſie dahin brachte, daß ſie eine Akte unterzeichnete, worin ſie ihre Verheirathung mit dem Grafen von Northumberland öffentlich erklärte — und nun zögerte man nicht länger, ihre und ihres Bruders Hinrichtung auf den folgenden Tag anzuſetzen. —

Anne hörte dieß, ſtieß einen ſchmerzhaften Schrei aus und — war ruhig — Sie wünſchte ihre Tochter zu ſehen; — man ſchlug es ihr ab, und ſie blieb ruhig — äußerte ſogar zuweilen

eine freudige Empfindung und ein frohes Seh⸗
nen nach ihrem Tode — Sie brachte den Nach⸗
mittag mit Andachtsübungen und Gebeten
hin. Auch ſchrieb ſie noch einen Brief an Hein⸗
rich, worin ſie aufs neue ihre Unſchuld bezeugte
und für ihre Tochter Eliſabeth um ſeine väter⸗
liche Huld flehte. Sie dankte ihm dann für al⸗
les, was er für ſie gethan, und ſchloß mit den
Worten: „Ihr bleibt Euch immer gleich in Eu⸗
„ren Gunſtbezeugungen gegen mich; zuerſt hobt
„Ihr mich aus dem Mittelſtande zu dem höchſten
„Range unter dem Adel, dann ſogar zu der Würde
„einer Königin, und nun, da auf der Erden keine
„Stufe mehr übrig iſt, befördert Ihr mich in den
„Himmel zu der Märtyrerkrone.“

Je näher es dem Abend kam, deſto mehr ſchien
ſich ihre Phantaſie zu erhitzen; — ſie ſprach mehr
und mit gröſſerer Lebhaſtigkeit, redete viel über
ſich ſelbſt und ihr zurückgelegtes Leben; — bei
jeder Wiederholung eines anſcheinend traurigen
Vorfalls brach ſie in heftiges Weinen und Weh⸗
klagen aus, und über andere, die gleichgültig ſchie⸗
nen, konnte ſie in ein konvulſiviſches Lachen gera⸗
then. Man fürchtete neue Zufälle und ſuchte
ſie von dieſer Vorſtellung abzuziehen — aber ver⸗

gebens. Plötzlich erinnerte ſie ſich der kleinen Bedrückungen, die die Prinzeſſin Marie von ihr erfahren hatte, und brach in das unmäſſigſte Wehklagen und Verweiſe gegen ſich ſelbſt aus.

„Man rufe mir Lady Kingſton!“ — rief ſie etwas gefaßter. Die Lady erſchien, und Anne bat ſie ſich niederzuſetzen, fiel vor ihr auf die Kniee und flehte ſie auf das beweglichſte, zu der Prinzeſſin Marie zu eilen, gerade ſo vor ihr niederzufallen, ihr ihre bittere, tiefe Reue zu bezeugen und ihre Vergebung für ſie zu erflehen. Die Lady verſprach es, und Anne wurde ſogleich ruhig und heiter, ließ ſich bereden, etwas zu genießen und ſich zur Ruhe zu legen, wo ſie dann in einen tiefen, wiewohl ängſtlichen Schlaf verfiel.

Es war ſchon hoch am Morgen, als ſie erwachte. Sie ließ ſich ankleiden und verlangte hierauf Sir Kingſton zu ſprechen. „Ihr ſollt zugegen ſein bei meinem Gebete,“ ſagte ſie, und nun betete ſie laut und lebhaft, betheuerte ihre Unſchuld und rief Gott an, „nach ihrem Tode wenigſtens ſie zu offenbaren!“ — Nach einer Stunde ließ ſie ihn aufs neue rufen: „Ich höre,“ ſagte ſie, „daß meine Hinrichtung auf dieſen Nachmittag verſchoben iſt — Es iſt mir ſehr unan-

„genehm, denn ich hofte, daß ich um Mittag „meine Schmerzen überſtanden haben würde.“ —

Kingſton verſicherte ihr, der Scharfrichter ſei ein ſo geſchickter Mann, daß ſie keine Schmerzen zu fürchten habe.

„Hört ihr wohl,“ ſagte ſie, und wandte ſich zu ihren Mädchen, „der Scharfrichter iſt ein ge„ſchickter Mann — und ich habe auch einen ſehr „dünnen Hals!“ — Sie umſpannte ihren Hals und brach in ein lautes Gelächter aus. Kingſton erſtaunte, denn er hielt es für einen Ausbruch der Freude. Ihr Beichtvater nahm ſie nun in ſeine geiſtliche Obhut und betete mit ihr bis zu der Stunde ihrer Hinrichtung.

Kurz vor Mittag wurde ſie zu dem Schafot geführt, das auf dem grünen Platze vor dem Tower aufgerichtet war. Die Herzoge von Suffolk und Richmond, der Lord Kanzler und Cromwell aſſiſtirten bei der Hinrichtung, ingleichen der Lord Mayor, die Sherifs und Aldermans von London.

Muthig ſtieg ſie die Stufen hinauf und überſah die zahlloſe Menge Volks, die auf dem Platze in einer todten Stille um das Schafot her verſammelt ſtand. Ihr Auge ſchien von einem ver-

klär-

klärten Feuer zu glühn, — ihre Geſichtsfarbe war hochroth, und ihr Anſtand hatte eine Erhabenheit, die man nie ſonſt an ihr wahrgenommen. Sie redete mit einer feſten ſtarken Stimme das Volk an:

„Ich bin gekommen zu ſterben — das Geſetz „hat mich zum Tode verurtheilt. Ich beklage „mich über Niemanden und enthalte mich alles „Urtheils über die Urſach meiner Verdammung. „Ich flehe zu Gott von ganzem Herzen, daß er „den König erhalte und es ihm wohl gehen laſſe — „er iſt immer für mich ein guter, freundlicher — „gnädiger Herr geweſen — Ich ſcheide von Euch „und von der Welt, und flehe Euch um die letzte „Gunſt — für mich zu beten!“

Dann kniete ſie mit ihrem Beichtvater vor dem Blocke nieder und ſchien durch ein ſtilles Gebet in himmliſche Entzückungen zu gerathen — Lange verweilte ſie ſo, und aller Augen hafteten auf ihr — und kein Odemzug — kein Huſten wagte ſie zu unterbrechen und zu ſtören —

„Herr Jeſus, ich befehle meinen Geiſt in deine „Hände!“ rief ſie endlich, und ihr Haupt rollte auf den Bretern in dumpfem Geräuſche dahin —

man bemerkte, daß Augen und Lippen ſich noch bewegten, da er ſtill lag.

Es war der Scharfrichter von Calais, den Cromwell, als der Beſorger ihrer Hinrichtung, aus alter Ergebenheit ganz eigentlich hatte kommen laſſen — weil in England ſonſt keiner ſo geſchickt ſei, als er. Ihr Leichnam wurde in eine Truhe von Ulmenholz geworfen, die zur Aufbewahrung einer Rüſtung gedient hatte, und man begrub ihn in der Kapelle des Towers, einige Minuten vor Mitternacht —

„Daß man Anſtalten zu meiner Vermählung auf morgen treffe!“ rief Heinrich, da er Nachricht von der Beendigung der Exekution erhielt, und eilte zu Johanne Seymour, um ihr die Stunde der Trauung anzuzeigen. —

Chronologiſche Ueberſicht dieſes Theils.

Heinrich, Graf von Richmond, der ſeine Abkunft aus dem Hauſe Lankaſter herleitete, entſetzte Richard III. des gleichfalls uſurpirten engliſchen Throns, und nahm ſtatt ſeiner im Jahre 1485 unter dem Namen Heinrichs VII. davon Beſitz, verheirathete ſich (1486) mit der Tochter Eduard IV. Eliſabeth, und vereinigte auf dieſe Weiſe die beiden Häuſer Lankaſter und York und ihre Anrechte zur Krone in ſeinem Sohne Heinrich VIII. der ihm 1509 in einem Alter von achtzehn Jahren in der Regierung folgte. Er verheirathete ſich in eben dieſem Jahre mit Katharinen von Arragonien. — Um das Jahr 1513 beginnt Wolſeys Einfluß. — Krieg mit Frankreich, um eben dieſe Zeit. — Frieden 1514. Werham und die übrigen Miniſter legen ihre Aemter nieder 1517. Heinrichs erſte Zuſammenkunft mit Franz I. 1520. Vertrag mit Kaiſer Karl V. und Bourbon, um Frankreich zu erobern, 1525. Heinrichs Bekanntſchaft mit Annen von

Boleyn, und Anfang der Negotiationen mit Clemens VII. wegen der Scheidung, 1527. Ankunſt des Compeggio zu London, 1528. Legatengericht, 1529. Wolſeys Fall und Tod, 1530. Cranmers Bekanntſchaft mit dem Könige, in eben dieſem Jahre. — Heinrichs zweite Zuſammenkunft mit Franz 1532. Verheirathung mit Annen, in eben dieſem Jahre — Cranmers Scheidungsausſpruch und Annens Krönung 1533. Th. More's Gefangenſchaft 1534. Hinrichtung 1535. Clemens VII. Tod, in eben dieſem Jahre — Katharinens Tod 1536. Unterſuchung der Klöſter, in eben dieſem Jahre. — Dieſer Theil enthält alſo im Ganzen einen Zeitraum von 27 Jahren; der erſte Abſchnitt 18 Jahr, der zweite 6 Jahr, und der dritte 3 Jahr.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

P. Gruner

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voss, Christian Daniel,

C. D. Voß historische Gemählde

Bd.: 1

Leipzig 1792

Brit. 540 pa-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10282194-7
VD18 80442161